Das graue Haus

oder

Die neuen Geheimnisse von Wien.

Historischer Roman

vom Verfasser von „Maria Theresia und der schwarze Papst“, „Prinz Eugen und der Geisterseher“, „Ein Minister in der Kutte“, „Das schwarze Cabinet“, „Die Geheimnisse des Praters“, „Schöne Sünderinnen“

u. s. w. u. s. w.

Mit 24 Illustrationen.

Erster Band.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1876.

Das graue Haus

oder

Die neuen Geheimnisse von Wien.


Das graue Haus
oder
Die neuen Geheimnisse von Wien,
Historischer Roman.
A. Hartleben's Verlag, Wien und Pest.

Das graue Haus

oder

Die neuen Geheimnisse von Wien.

Historischer Roman

vom Verfasser von

„Maria Theresia und der schwarze Papst,“ „Prinz Eugen und der Geisterseher,“ „Das schwarze Cabinet,“ „Ein Minister in der Kutte,“ „Die Geheimnisse des Praters,“ „Schöne Sünderinnen“ etc.

Illustrirt.

Erster Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1876.

Das graue Haus
oder
Die neuen Geheimnisse von Wien.

I. Band.

Erstes Capitel.

Eins statt Neun.

An einem heißen Augustnachmittage des Jahres 1832 schritt ein Mann, im Gewande eines polnischen Juden, mit lang herabhängenden Locken an den Schläfen und glattgestrichenem Spitzbarte, den Spittelberg (heute zum Bezirke Neubau gehörig) hinauf, und trat da in ein kleines, stockhohes Haus von geringem Ansehen.

Die Stiege war steil und finster, ein feuchter, schlüpfriger Strick diente als Geländer und so unangenehm sich derselbe anfühlte, so war er bei den lockeren, ausgetretenen Stufen ein nothwendiges Uebel.

Im ersten Stocke befand sich nur eine Thüre; vor dieser blieb der Jude stehen und klopfte.

Eine Kinderstimme frug, wer da sei.

„Biach, der Moses Biach, scheenes, genädiges Fräulein!“ antwortete der Jude, „was mecht sprechen den genädigen Herrn Hauptmann.“

Die Thüre wurde geöffnet.

Das „scheene und genädige Fräule“ entpuppte sich als ein

Mädchen von vielleicht acht Jahren mit lieblichen Zügen, über welchen indeß ein Ausdruck leichter Besorgniß lagerte. Das Kind war einfach gekleidet, sah jedoch äußerst sauber und zierlich aus.

Der Jude beugte sich nieder zu dem Kinde und sagte mit süßlichem Grinsen:

„Guten Tag, genädiges Fräule, — ist zu Hause der Herr Hauptmann?"

„Der Vater ist in seinem Zimmer," antwortete das Mädchen, scheu zurückweichend und auf eine Thüre deutend.

„O, ferchten Sie sich nix," sagte Moses kichernd, „der Moses ist e güter, e braver Mensch und hat zu Haus auch e Paar so klane Mädlach, was freilich sein keine genädigen Fräuleins, sondern nur arme Jüdeln. Hihi!"

Demüthig klopfte er dann an die bezeichnete Thüre.

Ein rauhes „Herein!" ertönte.

Mit gebeugter Haltung schlich der Jude in das Zimmer.

Es sah daselbst ziemlich armselig aus; die Möbel waren alt und schadhaft, auf dem Ofen standen Weinflaschen, auf dem Tische eine offene Tabaksbüchse.

Ein Mann von mittlerer Größe, etwas beleibt, war eben beschäftigt, sich eine sogenannte „Kölnische" (Pfeife) mit dem braunen Kraute zu stopfen. Seine Toilette bestand in einem Paar alter Uniformhosen und einem leichten Hausröckchen; an den Füßen trug er gestickte Pantoffeln, deren Aussehen jedoch den langen Gebrauch verrieth, und auf dem spärlichen Haare saß eine alte Soldatenmütze, an welche eine Trodbel von leonischem (falschem) Silber genäht war.

Das Antlitz des Mannes war unschön, breit und starkknochig, mit wulstigen Lippen und kleinen Augen, breiter Stirne und spitzem Kinne, glich es fast dem eines Satyrs; die fahle Farbe und die dunkel umränderten Augen wiesen, daß der Mann ein ziemlich wüstes, ungeregeltes Leben führen müsse.

„Guten Tag, genädigster Herr Hauptmann," begann der Jude in singendem Tone, während er sich demüthig verneigte, „bin wieder gekümmen einmol, zu sehen, wie es steht um Euer Gnoden Gesündheit."

„Um meine Gesundheit, Moses," entgegnete mit höhnischem Lächeln der pensionirte Hauptmann Franz Reindl, in dessen Behausung wir den Leser geführt haben, „sag' lieber um mein Geld, Moses!"

„Nü, — werd' ich nix leugnen, daß ich will auch fragen um Ihr Geld. Ist's doch schon lang genug, daß der Moses Biach wartet und Sie ihm nix geben dafür als Versprechungen. Kann ich davon leben und erhalten mein Weib und meine Kindlach?"

„Ich hab' noch kein Geld, Moses," sagte Reindl, sich die Pfeife anbrennend und einige Rauchwolken vor sich hinpaffend, „in einigen Tagen bekomme ich welches, dann will ich auf Dich denken."

„Waih!" machte der Jude, „wie oft haben Se mir schon versprochen, an mir zu denken, und wie oft haben Se doch ganz af mir vergessen! Was hob iach vün denken? Denken Se nix af mir, und geben Se mer á Poor Gulden — 's is mer lieber."

„Zum Teufel — aus dem Leibe kann ich mir das Geld nicht schneiden!" rief Reindl in rauhem Tone.

„Püüh! werden Se nix bös, genädiger Herr Hauptmann," sagte Moses in beruhigendem Tone. „Wenn man hat d'raußen stehen sein gutes Geld, ist doch eppes eine Frag' darüm erlaubt? Der Moses ist kein reicher Mensch, er muß leben vün's kleine Kapitol —"

„Das Du Dir hoch genug verzinsen läßt."

„Verzinsen -- püüh! — was hob iach vün de Verzinsung, wenn ich nix seh' mein Lebtag mehr das Capitol ün den Zinsen!"

„Jude, Du wirst unverschämt!"

„Gott soll mer bewahren, iach will Ihnen nix beleidigen, genädigster Herr Hauptmann; iach will Ihnen nur reden zün Herzen, daß Se den alten Moses Biach, der Ihnen hat gethon e große Gefälligkeit jetzt nix soll'n lassen haben das Nachseh'n."

„Du wirst Dein Geld bekommen -- in einigen Tagen," sagte Reindl ungeduldig. „Ich bekomme Geld — viel Geld, die lumpigen hundert Gulden gehen Dir nicht verloren."

„Wie heißt lumpig, Gott Du gerechter! Für den armen Juden is nix lumpig e Kreuzer. Nü, gnädiger Herr, iach will noch einmal warten und werd' kümmen wieder in drei oder vier Tagen. Ünd wenn Se do schon haben's viele Geld — Gott g'segen's Ihnen — so legen Se beiseit für den Moses de lümpigen hundert Gülden, damit er nicht endlich doch geh'n muß zu den Gerichten und klagen gegen den genädigen Herrn Hauptmann."

Der Jude verneigte sich tief und schlich so geräuschlos, wie er gekommen, wieder aus dem Zimmer.

Reindl maß das Gemach mit langen Schritten.

„Mit dem Kerl läßt sich's noch auskommen," murmelte er vor sich hin, „wenn ich ihm zuletzt fünfzig Gulden gebe, ist er auch zufrieden, aber —"

Er verstummte, denn die Thüre wurde aufgerissen und ein großer Mann, gut bürgerlich gekleidet, trat mit brüsker Miene in das Zimmer.

Sein Gesicht hatte einen hochmüthigen, entschieden unangenehmen Ausdruck, der durch den schwarzen, spärlichen Bartwuchs nicht gemildert wurde; die Züge waren gemein, das ganze Auftreten des Mannes verrieth den ebenso un- als eingebildeten Protz.

Reindl veränderte die Farbe; er biß die Lippen aufeinander und empfand nicht übel Lust, dem Unverschämten den Hut vom Kopfe zu schlagen. Aber er hielt an sich, er mußte an sich halten, denn er durfte den Mann nicht beleidigen.

Der neue Ankömmling nannte sich Josef Mauda und war einer der stadtbekanntesten Wucherer. Seinerzeit hatte er bei irgend einem Gerichte eine ganz untergeordnete Stelle bekleidet, dann hatte ihm der Zufall, der für andere Menschen zum Verhängniß werden sollte, eine Erbschaft in den Schooß geworfen, und nun gab der, mit allen nöthigen Talenten zu dem Gewerbe eines Wucherers begabte Ehrenmann seine amtliche Stellung auf und qualificirte sich zum Menschenfreunde, der für hundert Gulden nur hundertzwanzig nahm, und die zahlungsunfähigen Schuldner erbarmungslos des Letzten beraubte, was sie besaßen. Eine würdige Gattin unterstützte ihn in diesem edlen Berufe und ein Ausspruch, den selbe gethan, als man sie frug, wie sie es mit ihrem Gewissen vereinbare, die Leute so zu schinden, verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden; er lautete: „O, wir schlafen ganz ruhig dabei!"

Der Mann nun, der einst dem Gesetze gedient hatte und nun zum entschiedensten Verächter desselben geworden war, stand vor dem Hauptmann und bequemte sich endlich, den Hut abzunehmen.

„Was ist's mit meinem Geld?" frug er im barschen Tone.

„Ich muß Sie noch einmal um Geduld bitten," entgegnete Reindl.

Ehrenmann Mauda stemmte die Arme in die Seite und schrie:

„Geduld, nichts als Geduld, der Teufel hole die Geduld! Ich bin nicht Ihr Narr — ich will mein Geld, mein Geld" — dabei schlug er mit der Faust in den Tisch, daß es dröhnte — „ich geh'

nicht einen Schritt von hier, ehe ich nicht bei Heller und Pfennig bezahlt bin!"

Reindl zuckte die Achseln.

„Ich habe es im Augenblicke nicht. Uebrigens gab ich Ihnen erst vorgestern zehn Gulden Interessen, habe Ihnen im Ganzen schon mehr Zinsen gezahlt, als ich Baargeld empfangen und meine, daß Sie mir wohl noch einige Tage Frist geben könnten."

Mauda schäumte vor Wuth. Man erzählte von dem Ehrenmanne auch, daß er weibliche, wehrlose Schuldnerinnen thätlich insultire, dem Manne gegenüber schien ihm doch der Muth zu fehlen und er begnügte sich, abermals den Tisch zum Objecte seiner Faustschläge zu machen.

„Ich verwerthe mein Geld, wie ich will," schrie er, „und bin Ihnen dafür keine Rechenschaft schuldig. Zahlen müssen Sie und zahlen sollen Sie, sonst werden Sie mich erst kennen lernen. Das letzte Hemd nehm' ich Ihnen vom Leib — Ihre Pension lasse ich pfänden — Sie sollen elend zu Grunde gehen, wenn Sie nicht bezahlen."

Reindl erbleichte.

„Ich werde Sie bezahlen; ich wollte lieber dem Teufel selber schuldig sein, als Ihnen. Ich verlange noch drei Tage Zeit — bis dahin verbiete ich mir jede Rohheit, sonst mache ich, obwohl ihr Schuldner, von meinem Hausrechte Gebrauch, einen lästigen, unverschämten Schreier zur Thüre hinauszuwerfen. Verstanden, Herr — Mauda?"

Mauda erbleichte vor Wuth und Ingrimm. Das energische Auftreten Reindl's jedoch imponirte ihm; er frug daher etwas ruhiger:

„Woher werden Sie mich bezahlen?"

„Das kümmert Sie nicht."

„Gut — gut," sagte Mauda mit verbissenem Grimme, „ich frage nicht weiter; aber in drei Tagen komme ich wieder, und ist mein Geld bis dahin nicht bereit, dann soll's ein Donnerwetter geben, daß die Nachbarschaft zusammenläuft. Ich will der Welt zeigen, daß man auch als Hauptmann nicht die Leute um ihr Geld prellen darf, und —"

Reindl hob drohend die Faust.

Ehrenmann Mauda trat den Rückzug gegen die Thüre an.

„Ich fürchte mich nicht," rief er, „nein — nein — ich will

mein Geld — und wenn ich es am dritten Tage von heute nicht habe, dann sollen Sie mich erst kennen lernen, so wahr ich Mauda heiße!"

„Elender Wucherer!" rief Reindl dem Abgehenden nach.

Die Scene hatte ihn furchtbar aufgeregt; er war bleich und zitterte am ganzen Körper; die Pfeife war ihm entfallen und am Boden zerschellt, ohne daß er es beachtete.

„Mit dem Juden ist noch auszukommen," sagte er in heftigem Tone, „wer aber in die Klauen dieses christlichen Wucherers gefallen ist, der ist verloren, wenn nicht ein besonderer Umstand ihn rettet. Ich muß ihn bezahlen — gleich, so wie ich das Geld von dem Könige von Ungarn erhalten habe. Ich bekomme es — ich zweifle nicht. Neunhundert Gulden — pah, ein Pappenstiel für einen gekrönten König von Ungarn und Kronprinzen von Oesterreich! Ich hab' ihm meine Noth recht flehentlich dargestellt — sein Herz ist weich und leicht gerührt — er wird meine Bitte bewilligen. Damit werde ich den Menschenschinder los, der eben von hier gegangen, den Juden auch und noch ein Paar Kleinigkeiten, und mir bleibt noch Etwas, mir das Glück wieder dienstbar zu machen!"

Das kleine Mädchen steckte mit etwas ängstlicher Miene sein Köpfchen durch die Thürspalte.

„Komm' nur herein, Fannerl!" rief Reindl dem Kinde zu, „ich bin allein."

Das Mädchen flog auf ihn zu und legte ihm die Arme um den Leib.

Reindl drückte dessen Köpfchen an sich und streichelte ihm die Wangen.

„Du bist ja ganz erschrocken, Kinderl?" sagte er in gutmüthigem Tone.

„Der grobe Mann, der so geschrieen hat und so in den Tisch geschlagen —"

Reindl lachte.

„Haha — Der! Na, laß gut sein, Kinderl; den wollen wir bald los sein — in ein Paar Tagen kauf' ich Dir das schöne Kleid, das ich Dir versprochen hab' und dann fahren wir wieder einmal hinaus nach Wagram zu Deiner Pflegemutter."

Das Mädchen klatschte vor Freuden in die Hände. Dann frug es schüchtern:

„Geht Fräulein Ida auch mit?“

„Nein, Fannerl, die bleibt da; die ist keine Freundin von so schlechten Dörfern.“

„Sie hat auch immer so schöne Kleider an — und so schöne gold'ne Ketten und so blitzende Ringe. Sie sieht so stolz aus, wie die Prinzessin im Märchen —“

Reindl schüttelte den Kopf.

„Wie die Prinzessin!“ murmelte er, während ein fast wehmüthiges Lächeln seine Lippen umspielte. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, beugte sich zu der Kleinen nieder und faßte sie sanft am Kopfe.

„Liebst Du Fräulein Ida?“ frug er.

Die Kleine zögerte.

„Ich weiß, daß Du sie liebst, darum lieb' ich sie auch,“ sagte sie darauf. „Sie schenkt mir Kuchen und Zuckerwerk in Menge, aber sie spielt nicht mit mir und sieht mich auch nicht so an, wie Du.“

Reindl drängte die Kleine sanft von sich.

In diesem Augenblicke tönte abermals ein Klopfen an der Hausthüre und das Mädchen sprang in das Vorzimmer, um zu öffnen.

Der Gast, der nun erschien, mochte ungefähr im Alter Reindl's stehen und hatte ein verlebtes, wüstes Antlitz. Er war mit schäbiger Eleganz gekleidet und trug eine Reitgerte in der Rechten, während die Linke ein goldenes oder vergoldetes Lorgnon handhabte.

„Grüß' Gott, Franzl!“ sagte er beim Eintritte, Hut, Reitgerte und ein Paar defecte Handschuhe auf den Tisch werfend, „wie geht's, wie steht's?“

Reindl reichte dem Besucher die Hand; dann nahm er zwei Pfeifen aus einer Ecke, füllte sie mit Tabak, und bot die eine dem Gaste, während er sich die andere selbst anbrannte.

„Wie's geht — wie's steht?“ antwortete er während dieser Beschäftigung. „Mein Gott, die alten Calamitäten.“

„Ha — also kein Geld — kein Geld, Franzl? Teufel, Schade, verdammt Schade — wären jetzt verdammt viel Chancen, sich mit lumpigen zwei- bis dreihundert Gulden auf ein Jahr zu restauriren. Habe einen Fang gemacht, sag' ich Dir, einen Fang — exquisit. Dummer Junge vom Land, unmenschlich reich, möchte Lebemann spielen — hat nie im Leben gehört von Macao und Lansquenet. Bei aller Dummheit aber etwas mißtrauisch, will Geld sehen, wenn

spielt — Diable, mit zweihundert Gulden nehme ich ihm so viel Tausend ab!"

„Das wäre ein Geschäft! Bisher hatt' ich immer Unglück im Spiel, 's wär' an der Zeit, daß mir das Schicksal endlich Jemand in den Weg wirft, an dem ich Revanche nehmen kann."

„Der Mann wär' der Rechte dazu; aber Geld, Geld! Irgend Einer hat ihm gesagt: Spiele nie, wenn Du nicht Geld auf dem Tisch siehst, und daran hält der dumme Teufel fest, wie Eisen am Magnet. Reindl schaff' uns die fünfzig Ducaten, in acht Tagen hat jeder zwei hundert dafür."

„Zocherl — hat die Sache zwei bis drei Tage Zeit?"

„Ich halte sie hin — ich wache über dem Junker, als wär' ich sein Vormund; ich hab' ihn aufgefunden — er ist mein!"

„Ich werde die fünfzig Ducaten schaffen."

Reindl's Freund, Namens Guido Zocherl, sprang auf und fiel ihm um den Hals.

„Du bist ein Götterkerl, Franzl. Der Einzige, auf den noch Verlaß ist; die Andern sind Knicker, Geizhälse und halten ihre Taschen zu, wenn ein Freund in Noth ist und machen Jammergesichter, als wenn Ihnen der Hunger die Eingeweide zerschnitte. Du bist ein Mann, Franzl! — Also, Du bekommst Geld? Teufel, wie Du Dich immer oben hältst, obwohl es schon manchmal schien, als sollte Dich der Orkus verschlingen. Aber so ist's recht — Ebbe und Fluth giebt's überall — heute am Champagner besetzten Tische, morgen in der Kneipe beim Glase Achtundvierziger, und dabei immer fidel, immer leichten Herzens, immer nobel! — Hm, da aber stehen von vorgestern noch ein Paar Reste — sollen wir die verdunsten lassen?"

Reindl nahm die noch halbvollen Flaschen vom Ofen und setzte sie nebst Gläsern auf den Tisch.

Zocherl prüfte den Wein mit Kennermiene.

„Ein gutes Gewächs," sagte er, mit der Zunge schnalzend, „'s läuft einem warm durch die Adern. Ei, 's war ein lustiger Abend Franzl!"

Reindl zuckte die Achseln.

„Für mich nicht so ganz, da Ihr mir das ganze Geld abnahmt. Höre, Du hast auch gewonnen — und nicht wenig —"

„Eine Bagatelle — pah — nicht redenswerth. Willst Du wissen, wo es hinkam? Teufel, zu Hause liegt ein Schock Rechnungen. Schuster,

Schneider, Barbier — all' das Gesindel scheint es zu riechen, wenn ich ein Paar Gulden im Sacke habe. Die Frage" — setzte er, nachdem er getrunken hinzu — „könnte ich besser an Dich richten, Franzl. Du bist Hauptmann in Pension — Teufel, wenn ich das wäre! Da fliegt Dir ja Geld von allen Seiten zu. Deine Mutter kostet Dich nichts, Deine Tochter ist bei ihr, aber hehe! — andere Leute, die hängen am Geldsack und die verstehn's — potz Blitz! — ihn leer zu saugen. Madame Ida — nicht wahr — Wetter, das Weib ist schön, aber Opfer, wie Du sie bringst, erreicht kein Weib von mir, und wär's Frau Venus selber!"

Reindl's Miene verrieth, daß ihm dies Gesprächsthema nicht behagte.

„Jeder, wie er will," sagte er kurz

„Willst nicht davon hören — bon, auch gut! Aber was fiel Dir nur ein, das kleine, wildfremde Mädel in's Haus zu nehmen. Oder ist's am Ende gar — na, bei einem Manne wär's ja nichts so besonderes — ist's am Ende gar —"

„Nein — nein," fiel ihm Reindl in die Rede, „ich bin dem Kinde in keiner Weise verwandt."

Zocherl schlug die Hände zusammen.

„Unbegreiflich!" rief er aus. „Also eine Laune, oder —"

„Laß es sein, was es will, Zocherl; Du hast ein eigenes Geschick von Dingen zu reden, deren Erörterung mir nicht behagt."

„Prr! ich schweige schon — sei nicht gleich so wild. Das Kind ist da und damit basta — was kümmert's mich."

Die Flaschen waren leer.

Zocherl erhob sich, trat vor den Spiegel, zupfte seine Cravatte zurecht, bekleidete seine Hände mit den defecten Hüllen und setzte den Hut unternehmend auf das Ohr.

„Also denk' an mich, Franzl," sagte er, Reindl die Hand zum Abschiede bietend „und an die fünfzig Ducaten. Der Gewinn liegt auf der Hand, sag' ich Dir — auf der flachen Hand — ich reiße mir die Haare aus, wenn mir ein Anderer den Goldfisch wegkapert."

„In einigen Tagen," sprach Reindl zerstreut, den Freund bis zur Thüre geleitend.

Er kehrte wieder in sein Zimmer zurück und setzte sich, in nachdenklicher Haltung in eine Sophaecke.

Ida," sagte er leise vor sich hin, „ja, sie kostet mich viel! Ich bringe ihr mehr Opfer, als ich sollte und doch sieht sie es nicht ein und will das Unmögliche. Wenn ich von ihr lassen könnte?! Nein — nein — dieser Gedanke allein macht mich fast wahnsinnig. Sie muß mein bleiben! Wenn nur das Geld schon da wäre! Sie bedarf vierhundert Gulden -- wenn ich sie heute nicht bringe, wird sie mir wieder zürnen und mich verhöhnen und drohen, daß sie den Grafen Holzhausen erhören wird, der ihr Tausende bietet. Ob sie anders würde, ob es ihr Herz rührte, wenn ich ihr sagte, was ich um ihretwillen gethan habe? -- Nein, nein, es ist noch zu früh, das Geheimniß zu enthüllen. — Sie muß älter werden. Jetzt denkt sie nicht daran, hat sich nicht darum gekümmert seit so vielen Jahren — sie würde mir böse sein, wenn ich mit der Eröffnung jetzt vor sie hinträte. Zocherl's Plan ist nicht schlecht, aber ich muß ihm dabei gut auf die Finger schauen, sonst betrügt er auch mich. Die fünfzig Ducaten will ich dazu hergeben. Der Schelm Mauba muß bezahlt werden, den Juden befriedige ich mit ein paar Gulden — o, nur das Geld, das Geld!

Die Thürglocke ertönte.

Ein Briefträger stand auf der Schwelle und brachte einen großen Brief.

„Geld, Geld!" sagte er, Reindl Brief und Postrecepisse reichend.

Reindl jubelte im Stillen auf; er stürzte in das Zimmer, unterschrieb die Empfangsbestätigung und gab selbe wieder dem Postboten.

Dann schwang er den Brief durch die Luft.

Endlich machte er sich daran, ihn zu öffnen.

Am oberen Rande stand: Kabinet Seiner Majestät des Königs Ferdinand V. von Ungarn.

Plötzlich wurden Reindl's Wangen bleich; er trat an das Fenster und besah nochmals die Außenseite des Couverts, auf welcher der Geldinhalt verzeichnet war.

Da stand: „1 Banknote zu 100 Gulden Conv. Mze."

„Eine Banknote zu hundert Gulden!" stammelte Reindl „Eine — nur Eine! Das muß ein Irrthum sein — ein Irrthum — o, 's ist entsetzlich: Eins statt Neun!"

Mit zitternden Händen riß er das Couvert in Stücke und nahm

ein, in Gesuchform gefaltetes Papier aus demselben. Er schlug es auseinander — eine Banknote zu hundert Gulden flatterte auf den Boden.

Reindl beachtete sie nicht und las nur mit hervorquellenden Augen den auf der Außenseite des Gesuches befindlichen Bescheid.

„Se. Majestät Ferdinand V., jüngerer König von Ungarn rc.," hieß es daselbst, „fanden sich bewogen, das Ansuchen des Petenten um ein Gnadengeschenk von neunhundert Gulden Conventions-Münze abschlägig zu bescheiden, geruhten jedoch dem Bittsteller ein solches in der Höhe von Einhundert Gulden Conv.-Mze. zur sogleichen Ausfolgung anzuweisen."

Reindl zerknitterte das Papier, knirschte mit den Zähnen, schleuderte es zu Boden und trat mit den Füßen auf selbem herum.

„Eins statt neun! Einhundert statt neunhundert!" rief er aus. „Was soll ich mit dem Fetzen — wen soll ich damit befriedigen? Ida — den Juden — Mauda — oder Zocherl? Ha ha — Einhundert Gulden! Das sieht aus wie Spott und Hohn; das ist, als ob ich dem Verschmachtenden statt eines frischen Trunkes nur einen Tropfen Wasser auf die Zunge gieße. Er muß darum doch verschmachten, der eine Tropfen rettet ihn nicht — er vermehrt nur seine Qualen!"

Reindl lief wie ein Wahnwitziger in dem Zimmer auf und nieder.

Endlich raffte er die Banknote auf.

„Ich will sie einstweilen Ida geben — sie wird mir dann Zeit lassen. Ich muß das andere Geld noch haben — ich muß. Ich will noch einmal hinaus — ihn noch einmal bitten — ich muß das Geld haben! Ich bin verloren, wenn ich es nicht bekomme!"

Er kleidete sich mit fieberhafter Hast zum Ausgehen an. Als er damit fertig war, rief er das Kind.

„Ich gehe fort, Fannerl," sagte er. „Schließe die Thüre und öffne Niemandem als der alten Magd, wenn sie kommt, Dir ein Abendbrod zu besorgen. Leb' wohl, Kind, — morgen fahren wir nach Baden. Jetzt geh' — bleib' nicht zu lange auf — denn wir müssen früh fort."

Er ging.

Zweites Capitel.

Im „grauen Haus.“

Raschen Schrittes nahm der Hauptmann Reindl den Weg nach der Stadt, welche er durch das Schottenthor betrat. Er stieg die auf die Bastei führende Treppe hinan und wandte sich, oben angelangt, dem kleinen Platze zu, der sich zwischen der Teinfaltstraße und der Bastei befindet. Eine schmale Gasse führt von hier gegen die Schottengasse, mit der sie durch eine Stiege verbunden ist.

In dieser Gasse stand ein Haus, von finsterem Aussehen — im Volksmunde hieß es nur das graue Haus.

Woher sein Name stammt; was dasselbe bereits Schreckliches gesehen? Wir wollen dies sogleich erörtern.

Man findet in der Chronik von Wien den Namen Nicolaus Orelli, der aus Venedig kam, um sich hier niederzulassen. Er war damals ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren und lebte mit wenigen Mitteln in einem gemietheten Stübchen auf der Mölkerbastei; brachte es aber durch Sparsamkeit und Geschicklichkeit bald dahin, sich Geld zu machen und sogar kleine Summen auf Zinsen auszuleihen. Auf diese Weise, seinen Gewinn stets aufhäufend und wenig sich selbst gönnend, wurde er in nicht sehr langer Zeit ein reicher Mann, ohne die Begierde zu verlieren, seinen Wohlstand immer zu vergrößern Er wohnte ganz allein, und mit rastlosem Eifer und vorsichtiger Heimlichkeit sammelte und verbarg er seine wachsenden Schätze, so daß er als alter Mann sich im Besitze von Tausenden fand, wovon er nicht eine einzige Krone geopfert hätte, das Leben eines Freundes zu retten, oder die ganze Welt von ewiger Verdammniß zu erlösen. Deshalb haßten und verwünschten ihn alle seine Mitbürger und er büßte auch theuer dafür.

Als er einst mit Einigen seiner Wucherbekanntschaft bei einem Nachtmahle war, und spät davon nach seinem Hause zurückkehrte, ward er plötzlich von unbekannter Hand angefallen und auf der Brust verwundet.

Er floh und schrie um Hilfe. Es war eine grause Nacht und in demselben Augenblicke brach ein Hagelschauer los mit Sturm und Donner, der ihn zwang, ein Obdach aufzusuchen. Von dem Blutverluste schwach, lief er in das erste Haus, das er offen fand, und welches dem Goldschmied *Wendelin Dietram* gehörte, der so eben bei einem großen Feuer, dessen lodernde Flamme den Bedrängten anzog, chemische Experimente machte, denen er seit einiger Zeit den ganzen Ertrag seiner Einnahme weihte, des Versuches wegen, die schwerfälligen Metalle Blei und Zinn in Silber und Gold zu verwandeln. Zu diesem Behufe brannte auch jetzt die prasselnde Flamme zu einer Höhe, daß er genöthigt war, das Thor zu öffnen, um Luft zuzulassen, während er seine Metalle schmelzte. Das Geräusch von Fußtritten hörend, wandte sich *Dietram* um und sah *Nicolaus Orelli*, den Geizhals.

„Was macht Ihr hier,“ fragte er, „um solch' eine Stunde und in dieser Nacht?“

„Weh' mir,“ ächzte der Wucherer, „ich wurde angefallen und verwundet, und weiß nicht warum und von wem.“

Kaum hatte er diese Worte mühsam hervorgebracht, als er todt zusammenstürzte.

Dietram war überrascht und bestürzt, als er ihn leblos zu seinen Füßen sah. Schnell riß er ihm das Gewand von Hals und Brust, und versuchte Alles, ihn in's Leben zurückzurufen, weil er anfangs glaubte, der arme Geizhals sterbe nur an Erschöpfung und Kraftlosigkeit wegen Mangel an Nahrung — als er aber die Wunde in der Brust entdeckte und das Schlagen des Pulses nicht mehr spürte, schloß er mit Recht, sein Besucher sei aus der Welt bereits geschieden.

Zum Thore rennend war er auf dem Punkte, die Nachbarschaft aufzuwecken, allein das schreckliche Rasen des Sturmes trieb ihn zurück nach dem schützenden Dache.

Sein Weib *Katharina* und seine Zwillingssöhne waren zu dieser Zeit gerade auf Besuch bei seinem Schwiegervater, der ebenfalls

auf der Grenze zwischen Leben und Tod stand und so wäre es am einfachsten gewesen, einen Arzt zu suchen.

Aber, statt dies zu thun, wie er anfangs wollte, änderte er plötzlich seinen Vorsatz Er schloß das Thor und untersuchte zuerst den Leichnam des Sterblichen.

Er fand nur vier Gulden in seiner Börse, entdeckte aber, in alte Fetzen gehüllt, einen großen Bund Schlüssel, die, dem Anscheine nach, zu dem Hause, den Zimmern, Koffern und starken Kisten des Wucherers gehörten, welcher, wenn das Gerücht nicht log, unermeßliche Reichthümer in Barem in seinem Hause, sicher und wohlverwahrt, aufgehäuft hatte.

Jetzt zuckte ein Gedanke durch Dietram's Hirn; sein spitzfindiger, scharfer Geist griff ihn auf, und er beschloß, den Zufall zu seinem Vortheile zu benützen und so dem Schicksale, das ohnedies ihm zu grollen schien, einen kühnen Streich zu versetzen, was immer auch die Folge davon sei.

„Warum," so sprach er zu sich selbst, „eile ich nicht, von seinem Vermögen Besitz zu nehmen? Ich finde es gewiß in seinem Hause, und Niemanden darin, der „nein" sagt. Warum trage ich es nicht ruhig in meine eigene Wohnung? Kein lebendes Wesen, denk' ich, wird daran mich hindern, auch der Sturm, der Donner, als ob das Firmament bersten wollte, begünstigen mein Unternehmen. Mitternacht ist ebenfalls vorüber und Alles schläft oder bleibt wenigstens zwischen den schirmenden Mauern. Ich bin hier allein und der Mörder des armen Geizhalses hat gewiß die Flucht ergriffen, ohne anzuhalten, um zu sehen, wohin dieser seine Schritte wendete. Wenn ich also tiefes Schweigen beobachte, wer kann je argwöhnen, daß Herr Orelli in mein Haus, schwer verwundet, lief und plötzlich starb. Fürwahr, das ist ein unvorhergesehener günstiger Zufall! Wollte ich auch die nackte Wahrheit sagen, wer weiß, ob man mir glauben würde. Das Volk, gegen die Fremden stets Verdacht hegend und unwirsch, weil es ausländische Mitzehrer mit mißgünstigen Augen betrachtet, könnte leicht schreien, daß ich ihn beraubt und gemordet hätte; ich würde dann unfehlbar angehalten und in's Verhör genommen, und wie wäre ich dann im Stande, mich zu rechtfertigen? Ich fürchte die Handlanger der Gerechtigkeit, denn wahrscheinlich käme ich nicht lebendig aus ihren Händen. Was also ist das Beste? Ei, das Glück — so sagt man — ist dem Kühnen hold. Ich will also kühn

sein und versuchen, mich auf einmal von dem Lose der Dürftigkeit und Pflege zu befreien."

So raisonnirend steckte er die Schlüssel in die Brust, warf einen Pelzrock um die Schultern, verhüllte sein Gesicht mit einem großen, breitkrämpigen Hute und ging fort, mit einer Blendlaterne in der Hand, dem Toben des grausen Orkanes mit fester und lustiger Stirne Trotz bietend.

An des Wucherers Haus angelangt, das nicht weit entfernt (heutiger Klepperſteig) lag, ergriff er zwei der größten Schlüssel und erschloß sich bald den Eingang; dann alsogleich nach dem abgelegensten Zimmer schreitend öffnete er es, und sah eine breite Kiste, die er nicht ohne große Schwierigkeit aufbrach. Diese enthielt andere, alle gleich trefflich verrammelt, und als er sie mit vieler Mühe aufgesprengt hatte, lagen Schätze vor seinen Blicken, welche die Arbeit wohl lohnten. Die eine enthielt alle Gattungen goldener Ringe, Ketten, Juwelen und andere Zierraten, die meisten massiv und von innerlichem Werthe; in einer andern waren Beutel, vollgepfropft mit Ducaten, alle wohlgezählt und in Rollen.

Dietram, vor Freude ganz überwältigt, ließ die mit Ketten und Juwelen angefüllten Kisten, wohl bedenkend, jene könnten erkannt werden, zurück, und hielt sich nur an das gemünzte Gold und Silber. Die Beutel unter dem Arme gut verwahrt, die Schlüssel im Gürtel, kehrte er wieder nach seinem Hause zurück, ohne irgend Jemanden auf dem Wege zu treffen, nur das Echo seiner Tritte hätte ihn begleitet, wäre es nicht in dem noch immer rollenden Donner, der mit gräßlichem Blitzeszucken den Schrecken des Organs vermehrte, lautlos verhallt.

Angelangt in seine Wohnung verbarg er zuerst seine Schätze, dann wechselte er die nassen Kleider, nahm — stark und kräftig — den Leichnam auf die Schulter und trug ihn in den Keller. Hier grub er eine Höhlung, breit genug für die sterbliche Hülle, und warf dann den Leichnam, angekleidet wie er war, mit dem Schlüsselbunde in der Tasche, wenigstens sechs Fuß tief unter die Erde, bedeckte ihn sorgfältig mit dem Schutt, befestigte dann die Grube mit Stücken von Lehm, Kalk und Ziegeln, dergestalt, daß Niemand den Platz erkennen konnte, der zu dem Zwecke aufgewühlt wurde.

Nachdem er so den alten Geizhals aufgehoben hatte, ging er

daran, mit Muße die Geldsäcke zu überzählen, zu deren Erbe er sich selbst machte.

Des Goldes Glanz blendete fast seine Augen, — jeder Beutel enthielt genau 3000 Ducaten, so wie es außen bezeichnet war. Er legte sie schließlich in eine große, mit einem geheimen Schlosse versehene Schublade und machte es zur nächsten Sorge, die Kiste und die Beutel, worin er den Schatz nach Hause trug, in dem Feuer zu verbrennen, welches zur Verwandlung seiner Metalle bestimmt war. Auch warf er seine Schmelztiegel, Blasebälge und schlechten Metalle dazu, die er fernerhin nicht mehr benöthigte, und begab sich dann nach vollbrachter Arbeit zur Ruhe.

Während der Zeit ließ der Sturm nach und es dämmerte bereits; Dietram aber schlief, um seine durch Anstrengung erschöpfte Kraft zu ergänzen bis zum nächsten Nachmittage. Dann stand er auf, besuchte die öffentlichen Plätze und Localitäten, um zu erfahren, ob schon hinsichtlich des Verschwindens des Verblichenen Gerüchte im Umlaufe seien, hörte aber nichts, weder an diesem noch am folgenden Tage.

Am dritten Tage hingegen, als man den Geizhals bei seinen gewöhnlichen Geschäften vermißte, fingen die Nachbarn an, einander ihre Bemerkungen mitzutheilen, um so mehr, da sie sein Haus verschlossen sahen, argwöhnend, es müsse ihm irgend ein Unfall zugestoßen sein.

Mehrere seiner Geschäftsgenossen, in deren Gesellschaft er zuletzt war, erschienen, erzählten, was sie wußten, nämlich, daß er sie spät in der Nacht verlassen habe, aber eine umständlichere Kunde konnte nirgends herausgebracht werden. Darauf erließ das Stadtgericht den Befehl, daß seine Wohnung mit Gewalt eröffnet werde.

Als es geschah, fand man, dem Anscheine nach, zum großen Erstaunen der Untersucher Alles, wie er es verlassen hatte, und nahm im Namen etwaiger Erben von dem ganzen Eigenthum Besitz. Die Bücher, Schriften, Juwelen, Möbel, Alles traf sich ordentlich auf seinem Platze, dergestalt, daß der Gedanke an einen Raubanschlag nicht Wurzel fassen konnte. Freilich fiel es auf, daß kein bares Geld vorhanden war, indessen fand sich in den Büchern keinerlei Andeutung hierüber und so ging man leicht darüber hinweg. Man publicirte jedoch allsogleich den Fall und es wurden dem Auffinder Orelli's

ob derselbe todt oder lebendig zu Stande gebracht würde, angemessene Belohnung verheißen.

Aber — jede Nachforschung blieb vergebens und ob der Fall auch viel Aufsehen und Lärm machte, so entdeckte sich dennoch nicht das Geringste.

Währenddem blieb Dietram ruhig und ungestört, freute sich über den günstigen Gang der Sache und führte mit seinem Weibe und den Kindern, welche bereits zurückgekommen waren, ein glückliches Leben. Jedoch wagte er nicht, ihnen eine Silbe von jenen Ereignissen mitzutheilen, und wäre er diesem Entschlusse treu geblieben, so hätte er den gänzlichen Sturz und Untergang seiner Familie vermieden.

Schon begann der Vorfall vergessen zu werden und nach und nach für immer gleichsam abzusterben, als Dietram vorgab, daß er Willens sei, nach Amerika zu reisen, um dort seine alchymistischen Kenntnisse an den goldhältigen Bergen zu versuchen, ein Gerücht, das Viele verlachten, welche meinten: er habe schon genug Zeit, Mühe und Geld an seinen Forschungen vergeudet, während seine Freunde ihm kräftig abriethen, Wien zu verlassen, bemerkend, er könne auch hier durch Fleiß und Sparsamkeit sich ein Vermögen erwerben.

Aber unser Goldschmied hatte seinen Plan gefaßt, seinen Ueberfluß an Goldstücken wohl kennend, obwohl er sich stellte, nicht genug Geld zur Reise zu haben und deshalb ein kleines Pachtgut um ein Paar hundert Gulden verpfändete, wovon er die eine Hälfte mit sich nahm und die andere seinem Weibe zurückließ.

Dann ging er zu Schiffe, blind und taub für die Thränen und Bitten seiner Gattin, die ihn anflehte, nicht den Rest ihres kleinen Vermögens wegzuwerfen und sie und ihre Kleinen der Armuth und Noth Preis zu geben.

„Wann," rief sie aus, „waren wir glücklicher und besser daran, als damals, wie Du Dein ursprüngliches Gewerbe triebst und täglich genug für unsere Bedürfnisse verdientest! Ueberlaß uns nicht der Einsamkeit und Verzweiflung!"

Dietram besänftigte sie zärtlich und versprach nach seiner Rückkehr eine goldene Ernte in ihren Schooß zu schütten, die sie für alle vergangenen Leiden trösten werde, allein — vergebens!

„Wenn Du," fuhr sie fort, „durch Deine chemischen Kenntnisse aus goldhältigen Bergen das Metall ziehen kannst, so hast Du dazu

auch in Oesterreich Gelegenheit; aber ich fürchte, Du möchtest uns auf immer verlassen und wenn diese hundert Gulden, die Du mir gabst, dahin sind, was wird aus mir Armen werden! Muß ich dann nicht mit meinen hilflosen Kleinen um Almosen flehen?"

Dietram liebte seine Gattin mit Innigkeit. Nicht im Stande, ihre Betrübniß, die keiner liebkosenden Tröstung wich, länger anzusehen, beschloß er, sie mit jenem glücklichen Zufalle bekannt zu machen. Mit zärtlichen Küssen führte er sie in das Gemach, in dem er seinen neu errungenen Wohlstand verborgen hatte und erzählte ihr alle Umstände jenes Ereignisses. Dann zeigte er ihr alle die Reichthümer, die er besaß, die Säcke mit Ducaten, Silber und Gold ohne Ende und das Erstaunen und Entzücken seines, in gleichem Leichtsinne befangenen, jetzt sich glücklich fühlenden Weibes war so groß darüber, daß sie freudig ihre Arme um seinen Hals warf und mit Thränen im Auge um Vergebung für alle Klagen und Vorwürfe, die sie ausgestoßen hatte, flehentlich bat.

Auf dem Versprechen ihrer Verschwiegenheit bestehend, machte sie Dietram mit seinen künftigen Plänen bekannt, ihr andeutend, wie bald er zurückzukehren gedenke und welch' frohes, ungestörtes Loos sie dann erwarte. Nicht länger mehr stand sie seiner Abreise entgegen, und mit zärtlichem Lebewohl hieß sie ihn auf sie denken und seine Rückkunft sobald als möglich beschleunigen.

Am nächsten Morgen wurden die Schätze in zwei Theile getheilt, der eine Theil an einem geheimen Orte im Hause verborgen und unter die Obhut seines Weibes gestellt, den anderen Theil der Schätze nahm er verborgen mit sich auf die Reise, die er, begleitet von den Klagen und Vorwürfen aller seiner Freunde antrat, in welche Lamentationen seine Katharina, um ihre Gefühle besser zu bemänteln, lebhaft einzustimmen sich stellte.

In der That, die ganze Stadt vereinte sich, sein Unternehmen lächerlich zu machen, und Manche, die ihn in seinen besseren Tagen kannten, meinten: man müsse auf ihn Acht haben, denn er habe deutliche Anlagen zur Narrheit. Andere sagten, sie hätten längst die Folgen seines Treibens vorausgesehen und er würde bald das Schicksal seiner Vorfahren in der verwünschten Kunst der Alchymie theilen, welche ihre Nachkommen, statt sie zu bereichern, zu Grunde richteten.

Aber Dietram achtete nicht das Gerede, segelte fort und langte verhältnißmäßig bald mit günstigen Winden am Orte seiner Bestim-

mung an. Dort leerte er den Inhalt seiner Geldsäcke, indem er beträchtliche Summen in den ersten Banken niederlegte, wofür er Wechselbriefe auf europäische Städte empfing, andere Beträge gab er sicheren Handelshäusern, die mit dem Kaiserstaate in Verbindung standen, worauf er — es war etwa ein Jahr verstrichen — seiner Frau anzeigte, es sei ihm gelungen in Compagnie mit einem reichen Amerikaner seine chemischen Kenntnisse zur Auffindung goldhältiger Berge zu verwerthen und die Ausbeute sei eine unerwartet reiche gewesen. Binnen Kurzem werde er nach Wien zurückkehren.

Dies Schreiben wies Frau Katharina ihrem Vater, den Freunden und Verwandten, von denen einige ihr Erstaunen, ja selbst Zweifel ausdrückten, während Andere erklärten, Dietram sei gewiß gänzlich ruinirt und behaupte das Gewinnen von Schätzen nur, um neuen Credit zu erlangen, was gar bald an's Licht treten werde.

Aber wie staunten sie, als eines Tages wirklich Dietram wieder anlangte und seinen Angehörigen und Freunden unter vielen herzlichen Umarmungen erklärte: das Glück habe seine kühnsten Erwartungen übertroffen und er sei mit einem reichen Ertrage an Metallen gesegnet worden. Er verlor auch keine Zeit, seine Wechselbriefe zu präsentiren, worauf er ohne Verzug viele Tausende von Ducaten in Gold empfing, die sogar durch die Diener der Bankiers nach seinem Hause gesendet wurden und welche nicht ermangelten, laute Freude und Glückwünsche von Seite seiner Freunde und Verwandten zu erwecken.

Nun vermehrte Dietram die Zahl seiner Diener, hielt zwei Equipagen, eine für sich und eine für seine Gemahlin, Reitpferde für seine Söhne, die sich überdies durch die reichste Eleganz ihres Anzuges immer auszeichneten und lebte mit seiner Gattin in dem glücklichsten Verhältnisse, mit ihr den Luxus und die Vergnügungen genießend, die ihnen zu Gebote standen. Sie bezogen ein schönes großes Gebäude in der Nähe des alten Häuschens, das verschlossen, aber nicht vermiethet wurde, was allerdings nicht auffallend sein konnte, da einem so reichen Manne an dem geringen Miethzinse nichts gelegen sein konnte. An dem Hause wurde auch nichts renovirt, es behielt von Außen seine ursprüngliche graue Farbe und wurde deshalb schlechtweg nur das graue Haus genannt, welcher Name ihm bis in die neueste Zeit verblieb.

Frau Katharina, welcher das glanzvolle Leben ganz neu

war, machte der Glückswechsel etwas eitel und sie lud gerne alle Bekannten ein, um Zeuge davon zu sein.

Unter diesen nun befand sich eine alte Frau, die eine schöne Tochter hatte, welche jedoch nicht im besten Rufe stand und von der es hieß, daß sie es perfect verstehe, reiche Männer an sich zu locken und deren Geldbörse zu erleichtern.

Diese beiden Frauen wußten sich bei Katharinen derart einzuschmeicheln, daß sie dieselben sogar aufforderte, einige Zeit bei ihr zu verweilen. Sie sagte ihrem Manne, die Beiden würden ihr in mancher neuen Einrichtung behilflich sein, und so willigte Dietram gern ein, ja er bemerkte mit Freuden, daß die Frauen wirklich seiner Gattin in den Sorgen des Haushaltes beistanden und alle in bester Eintracht miteinander lebten.

Allein das Schicksal, der beständige Feind von fortgesetzter Freude und Zufriedenheit, besonders wenn dieselben nicht auf rechtem Wege erlangt sind, schickte sich schon im Stillen an, die Farbe ihres Loses zu ändern, und die warme Sommerhelle und Wonne ihrer Tage in eisigen Winterfrost und der Verzweiflung Gram umzuwandeln.

Ein strenges, unerbittliches Geschick wollte es, daß die blühenden Reize der schönen Maria, der Tochter seines Gastes, den reichen Hausherrn blendeten und er eine heftige Leidenschaft für das Mädchen faßte, welches dieselbe gar wohl auszubeuten verstand. Sie hatte sich gestellt, als ob erst List und Ueberredung in ihrer Brust einen verderblichen Funken geworfen, den Dietram's eigene Gluth und die verschwenderischen Beweise seiner Neigung zur verrätherischen Flamme angefacht und die Schutzlose zum Opfer seiner tollen, gottlosen Liebe gemacht hätten.

Lange blieb das Einverständniß der Beiden verborgen. Aber, da der Erfolg sie immer kühner machte, erwachte in Katharina endlich der Verdacht, welcher bald für sie zur marternden Gewißheit wurde.

Eines Tages machte sie in ihres Gatten Abwesenheit der schönen Störerin ihrer Ruhe bittere Vorwürfe und hieß sie endlich, durch ihre Widerrede zur äußersten Wuth gebracht, das Haus verlassen. Darüber erbost, willfahrte Maria sofort diesem Befehle.

Dietram entflammte bei seiner Rückkunft über das Benehmen seiner Gattin in wildem Zorn; häßliche Scenen fielen zwischen Bei-

den vor; der Dämon der Eifersucht in des Weibes Brust schürte den Brand der Zwietracht immer höher an und von da an waren Familienfrieden und Liebe aus ihrem Hause verbannt.

Vergebens suchte Dietram sie zu besänftigen und ihre aufgereizten Gefühle zu beschwichtigen; Katharina stieß eine getheilte Zuneigung von sich, begegnete seinen Drohungen mit immer heftigerer Erbitterung und setzte ihnen Verachtung und Trotz entgegen.

Um allen diesen Vorwürfen und Auftritten auszuweichen, zog sich Dietram auf ein Landgut in einiger Entfernung von Wien zurück, wohin er auch sein Liebchen einlud, ein fröhliches Leben fortzuführen, während sein Weib in Gram und Verzweiflung versenkt blieb.

Aber Wuth und Eifersucht erstickten diese Gefühle, als sie nach einigen Monaten sah, daß Dietram nicht zurückkehre, sondern immer größere Beweise von Zärtlichkeit an ihre verhaßte Nebenbuhlerin verschwende.

Mit rastloser Angst und Qual fing sie jetzt an, über einen häßlichen Gedanken zu brüten, dessen Folgen ihr nagender Schmerz nicht zu bedenken vermochte; das Gewicht des Unrechts, das ihr Dietram anthat, wuchs immer mehr, und als sie nun gar erfuhr, Maria habe dem Gatten ein Kind geboren und ihm eine Schrift abgeschmeichelt, worin dasselbe zum alleinigen Erben seiner einstigen Hinterlassenschaft eingesetzt worden, da war sie zu schwach, diese Kränkungen zu ertragen; die schmerzlichen Gedanken erdrückten bei ihr jede Ueberlegung in Betreff der Tragweite ihres Schrittes, und — sie faßte den verzweifelten Entschluß, ihren Gatten anzuklagen und die That zu enthüllen, wodurch er so plötzlich zum Wohlstande gelangte. Es schien ihr dies das einzige Mittel, sich für die Unbilden, die sie erfuhr, an dem Stifter derselben zu rächen.

So ging sie denn, ohne weitere Berathschlagung mit irgend einem verständigen Mitgliede ihrer Familie, ohne eine innere Warnung zu empfinden, blos von ihren rachsüchtigen Gefühlen beseelt, zu dem Stadtrichter, welchem sie die Art und Weise enthüllte, wie ihr Gatte zu seinem Reichthume gelangt sei.

Die Magistratsperson nahm mit ihr ein Protokoll auf, das Alles enthielt, was sie hinsichtlich des Vergehens ihres Gatten wußte und endlich führte Katharina sogar den Richter und seine Amtsbegleitung zu der Stelle in den Keller ihres ehemaligen Hauses, in

welchem der Leichnam des Geizhalses begraben lag, und wo die Diener der Gerechtigkeit denselben auch vorfanden.

Katharina wurde sofort unter Aufsicht zurückbehalten und die Behörde sendete die Sicherheitsmannschaft nach dem Aufenthaltsorte ihres Gatten aus, welche Dietram auch in Mariens und ihres neugeborenen Kindleins Gesellschaft, in welcher er sorglos und vergnügt weilte, antraf. Man bemächtigte sich seiner als Gefangenen und führte ihn allsogleich nach Wien zurück, wobei er von düsterer Ahnung und Verzweiflung ergriffen wurde.

In's Verhör genommen, verweigerte er, auch nur eine Sylbe zu sprechen; als man aber seine Gattin ihm gegenüberstellte, war er von ihrem Anblicke wie zerschmettert.

„Ha, gräßliche Gerechtigkeit!" schrie er, gellend auflachend; dann sich zu Katharina wendend, fuhr er fort: „Meine zu große Liebe für Dich hat mich hieher gebracht!"

Dann entdeckte er, vollkommen der Wahrheit genau, was er gethan. Nur — sei es absichtlich oder Vergessenheit — verschwieg er, daß ein Theil von des Wucherers Golde in dem alten Hause sich insgeheim vermauert befinde.

Dietram wurde in den Kerker geführt und ihm der Proceß gemacht. Aber dabei glaubten seine Richter nicht so unbedingt Alles, was er ihnen erzählt hatte. Sie fanden vielmehr, daß es ganz den Anschein habe, der Geizhals Orelli sei von dem unglücklichen Dietram selbst ermordet und dann beraubt worden. Man drohte ihm mit der Folter, wenn er den Mord nicht gestehe und als er trotzdem bei seiner ersten Angabe blieb, wurde er auf die Marterbank gestreckt.

Im Uebermaß der Qualen bekannte er dann, was man nur von ihm wollte, worauf der Urtheilsspruch lautete: ihn lebendig auf dem Rade zu brechen und all sein Eigenthum zu confisciren, bis sich irgend ein Erbe des ermordeten Nicolaus Orelli fände, dem es von Rechtswegen einzuhändigen wäre. Die Ueberreste des Wucherers wurden auf behördlichen Befehl aus der Kellergrube gehoben und in geweihter Erde begraben; die schöne Marie mit ihrem Kinde und deren Mutter wurden Landes verwiesen, Dietram's Haushalt ward vollends zerstört, sein Weib sammt den Kindern und Dienern einer beliebigen Zuflucht preisgegeben.

Vom Gerichte freigelassen, bei welchem sie als Zeuge gegen ihren Gatten erschienen war, kehrte die unglückselige Katharina

nach dem „grauen Hause“ zurück, das, einsam und wüst, nur von den Wehklagen ihrer Kinder erfüllt war. Sie weinte, raste, raufte sich das Haar, in namenlosem Schmerze, der mit Tigerkrallen ihr Inneres zerriß, und der Stachel des Gewissens trieb sie zur peinlichen Erkenntniß ihrer schrecklichen Schuld.

Die Kunde von dem Geschehenen verbreitete sich hastig durch die ganze Stadt und Umgegend, und das Volk versammelte sich, sein Erstaunen über den angegebenen Betrug Dietram's — denn der gesunde Sinn des Volkes konnte sich mit der Idee absichtlichen Mordes denn doch nicht befreunden — so wie über den seltsamen Verrath und Undank seines Weibes auszudrücken. Sogar ihre Verwandten und Freunde verdammten einstimmig ihr Verfahren und warfen ihr bitter die Entehrung und das Verderben ihrer Familie vor, nebst der Unmenschlichkeit, ihren Gatten einem peinlichen und schmachvollen Tode preisgegeben zu haben. So verließen sie selbe in Thränen und von fürchterlichen Gewissensbissen überwältigt.

Am Tage nach dem Gerichtsspruche wurde Wendelin Dietram auf einem Karren durch die Straßen geschleppt und, nachdem er auf diese Weise, wie auch auf dem Pranger dem Volke gezeigt worden war, nach dem Richtplatze geführt, welcher sich damals vordem Schottenthor in der Roßau (heutige Gegend des unteren Theiles der Bergstraße) befand. Hier wurde er zuerst auf dem Rade gebrochen, donn in Gegenwart einer unzähligen Zuschauermenge hingerichtet und zum warnenden Beispiele den ganzen Tag auf der Stätte gelassen.

Als die Nachricht von dieser schauerlichen Scene zu Katharinens Ohren gelangte, die der zu hart bestrafte Verbrecher bis zu seiner letzten Stunde geschmäht und verflucht hatte, da beschloß sie in einem Anfalle vom Wahnsinn der Verzweiflung, Rache an sich selbst zu nehmen.

Um die Mittagsstunde, zu welcher Zeit weniger Volksmenge den Rabenstein besuchte, ergriff sie ihre beiden Knaben bei der Hand und führte sie weinend auf die Schaustätte der Hinrichtung, wobei jene Bewohner, die ihnen begegneten, Verwünschungen gegen sie ausstießen, jedoch ruhig fortschreiten ließen.

An dem Fuße des Unterbaues angelangt, auf welchem der Leichnam lag, stieg sie schluchzend die Stufen mit ihren Kindern hinauf, woran sie Niemand hinderte. Als sie dann das unglückselige Geschick ihres Gatten mit zerschmettertem Gemüthe und bethränten

Augen bejammerte, klang ihr mancher grausame, strenge Vorwurf der Umstehenden entgegen, welche laut riefen:

„Jetzt weint sie, wo's zu spät ist! Ei, was geschehen ist, war ja nur ihr eig'nes Werk — sie mag darüber verzweifeln, es geschieht ihr nur Recht!"

Das gemarterte Weib raufte das Haar, schlug Gesicht und Brust mit geballter Faust, und preßte ihre brennenden Lippen auf die kalten, im Schmerz gräßlich verzerrten Züge des Gatten. Dann hieß sie ihre Knaben an der Leiche niederknieen und ihren Vater küssen, bei welchem Anblicke die Umstehenden, ihres Zornes vergessend, in ein lautes Weinen ausbrachen.

Jetzt — zog die wahnwitzige Mutter ein Messer aus dem Busen und stieß es in toller, gewissenloser Wuth den beiden Kleinen in's tiefste Herz, und — ehe noch das Volk, vom Entsetzen schier erstarrt, sich anschicken konnte, die Todeswaffe ihrer Hand zu entringen — ward es in die eigene Brust gesenkt. Todt stürzte sie auf die leblosen Körper ihres Gemahls und der Kinder.

Schreiend rannte das Volk zur unglückseligen Stelle, an der sie die sterbende Mutter und die dahin scheidenden Kleinen, im Blute sich wälzend, den Todeskampf vollenden sahen.

Schnell verbreitete sich die Kunde von dieser gräßlichen That durch die ganze Stadt; in Massen strömte das Volk von allen Seiten herbei und füllte die Luft mit dem Rufe des Entsetzens und der Wehklagen bei dem Anblicke dieses herzzerreißenden Schauspiels der noch warmen und rauchenden Leichname des Vaters, der Mutter und Kinder. Der Schrecken und das Entsetzen über das gräßliche Familienunglück, was hier hereingebrochen war, zerstreute sich auch in die Umgegend und brachte einen so erschütternden Eindruck hervor, daß Viele aus der Ferne kamen, die Unglücksstelle zu beschauen, an der die Leiber der Kinder, mit lächelnden Gesichtchen, wie in tiefen Schlummer versenkt, auf der Todtenbahre ihrer Eltern lagen.

Unmöglich war es allen, die Thränen bei diesem Anblicke zurückzupressen, ein Anblick, mächtig genug, ein Herz von Marmor zu erweichen — ein Anblick, der selbst das Schwert der Gerechtigkeit beugte, denn — sie gewährte den vereinten Bitten der Verwandten, die Leichname der armen Kindlein anständig auf dem nächsten Kirchhofe zu begraben, während jene der Eltern in nicht geweihter Erde auf dem Begräbnißplatze der Hingerichteten bestattet wurden. Tausende

begleiteten jenen Leichenzug mit nassem Auge und manches stille Gebet wurde auch für das Seelenheil der in Verzweiflung Hingeschiedenen mit frommem Wunsche gesprochen.

Das graue Haus selbst blieb lange Jahre verödet und gemieden. Endlich aber machte die alles nivellirende Zeit auch hier die schreckensvollen Erinnerungen vergessen, das Haus wurde wieder bewohnt und durch Zubau vergrößert. Der schauerliche Beiname blieb demselben jedoch und das Haus selbst — wie überhaupt jene Gegend, die durch ihre winkelige, verborgene Lage zu wüstem Treiben beste Gelegenheit bot — war noch gar oft der Schauplatz lichtscheuer Thaten, von welchen wir, da sie in die Zeit unser Schilderungen hereinragen, bei der passenden Gelegenheit ausführlicher sprechen werden.

Auf das „graue Haus" nun schritt Hauptmann Reindl zu und verschwand in dem schmalen Thorwege.

In jedem Stocke wohnte nur eine Partei.

Das erste Stockwerk hatte seit einiger Zeit eine Dame in Besitz, die sich Ida von Schmalberg nennen ließ. Sie war von hoher Schönheit, mochte acht- bis neunundzwanzig Jahre zählen und entwickelte eine fabelhafte Pracht an Toiletten. Sie gab ferner glänzende Diners und Soupers; bis spät in die Nacht tönte oft das Klingen der Champagnergläser aus ihrer Wohnung wieder auf die Straße, und allseitig hieß es, sie sei eine reiche Erbin, die ihr Geld nach eigenem Belieben genießen wolle, ohne sich mehr Zwang anzuthun, als die Gesetze der öffentlichen Sittlichkeit geboten.

Eine niedliche Zofe öffnete Reindl die Thüre.

„Ist Madame zu Hause?"

Die Zofe nickte.

Sie ließ Reindl in einen kleinen, prächtig möblirten Salon eintreten.

Eine Secunde später ging die Portière einer zweiten Thüre auf und Ida von Schmalberg, eine reizende, üppige Brünette, mit feurigen Augen und sinnlichen Lippen erschien in dem Salon.

Reindl's Blicke verriethen, wie tief er in den Banden dieses Weibes schmachte, wie sehr ihr Anblick in dem reizenden Negligée, das ihre schwellenden Formen umwallte, seine Sinne erregte.

Mit kühler Miene bot sie ihm die Hand.

„Du bist's, Franz?" sagte sie, „So früh kommst Du?"

„Ida," sprach Reindl mit leiser bebender Stimme, „es gab eine Zeit —"

„Willst Du wieder den alten sentimentalen Kram hervorsuchen?" fiel sie in die Rede. „Du weißt, wie ich das hasse. „Setz' Dich zu mir — sag' was Dich herführt — ich muß noch Toilette machen, denn ich will in's Theater fahren."

„Ida — ich versprach Dir vierhundert Gulden zu bringen."

„Das ist lange her — ich habe darauf vergessen."

„Und gestern doch mahntest Du mich daran."

„Wirfst Du mir das vor? Ich bin auch zuweilen in Geldverlegenheit; wenn ich mich da nicht an den Mann wenden darf, der vorgiebt, mich zu lieben, an wen sonst soll ich mich wenden? O, zehne für einen, der mir viertausend Gulden geben würde, nicht vierhundert, und von diesen hätte ich keine Vorwürfe zu befürchten."

„Ich mache Dir ja keinen Vorwurf, Ida, erzürne Dich nicht. Wenn ich Hunderttausende besäße, legte ich sie Dir zu Füßen —"

„Schöne Worte!" sagte Ida mit verächtlichem Lächeln.

Reindl's Antlitz erglühte. Indeß, sich zur Ruhe zwingend, fuhr er fort:

„Ich hätte Dir vierhundert Gulden gebracht, aber ich bekam nur hundert — hier sind sie."

Er legte die Banknote, die er vor Kurzem erst empfangen, in den Schooß Ida's.

Diese sprang mit zornigen Blicken empor, nahm die Banknote und warf sie zu Boden.

„Willst Du mir ein Almosen geben?" rief sie aus. „Da nimm' den Bettel — ich will ihn nicht — ich bedarf seiner nicht."

„Ida!"

„Von nun an Madame Ida von Schmalberg. Unsere Verbindung hat schon zu lange gewährt; alle meine Freunde lachen mich schon aus, daß ich mich so in Fesseln schlagen lasse von einem Manne, der — der —"

„Nicht reich ist."

„Nun ja," rief Ida trotzig, „so ist es. Ich habe Bedürfnisse, für die meine Mittel allein nicht ausreichen. Ich habe Schulden gemacht, weil Du nicht im Stande warst, meine Ansprüche an das Leben zu befriedigen. Ich muß mich herausarbeiten, denn ich werde

nun auch gequält und gedrängt, und Du — Sie sind nicht einmal im Stande, mir elende vierhundert Gulden zu geben."

„Ida — mein Leben —"

„Pah, lassen Sie endlich die Phrasen! Mit Ihrem Leben kann ich Madame Schoberlechner*) nicht bezahlen. Ich bin dessen müde, Herr Reindl. Trennen wir uns — als Freund sollen Sie mein Haus auch fortan offen finden zu den Stunden, in welchen ich empfange Alles Weitere aber begraben wir zwischen uns."

Reindl wurde fahl; er mußte sich an eine Stuhllehne stützen, um nicht umzusinken.

„Ida," rief er aus, „ist das ein Abschied?!"

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja Es ist das Beste für uns Beide. Sie ersparen eine Menge Geld, und ich —"

„O, Sie denken an den Grafen Holzhausen?" rief Reindl in drohendem Tone.

„Ich denke, an wen ich will," antwortete Ida in hochmüthiger, herausfordernder Weise. „Mein Herr — ich lasse mich nicht tyrannisiren — von Niemandem, auch von Ihnen nicht. Wenn Sie in diesem Tone fortfahren, werden wir uns auch als Freunde nicht mehr begegnen."

„Ida, ich beschwöre Sie!" flehte der Verblendete, „nur einen Tag gönnen Sie mir noch Frist, und ich schaffe das Geld."

„Das Geld — pah — ich selbst schaffe das Geld in einer Stunde; es ist besser, wenn wir ein Band lösen, das uns Beide drücken muß. Fragen Sie Ihren Verstand —"

„Mein Herz überschreit ihn —"

„Ach, ich habe auch ein Herz — ich habe es gerade Ihnen bewiesen, — aber in's Verderben will ich darum doch nicht stürzen."

„Ida, — einen Tag noch!" murmelte Reindl.

„Nun gut," sagte sie endlich widerwillig, „einen Tag! Mein Gott — es handelt sich nicht um das Geld; besäße ich es, so würde ich Dich nicht darum bitten — aber ich muß es haben, das ist Alles."

Reindl küßte die Hand des herzlosen Weibes mit frenetischer Inbrunst.

---

*) Die gesuchteste Modewaarenhändlerin, zur „Schönen Wienerin", auf dem Stockimeisenplatze.

Ida ließ es geschehen.

„Du kommst also morgen?“ frug sie.

„Abends, denn tagsüber muß ich nach Baden.“

„Ich erwarte Dich — Adieu! — es ist Zeit, Toilette zu machen in's Theater.“

Sie bot ihm die Wange zum Kusse.

Er preßte seine glühenden Lippen auf dieselbe.

Ida rauschte aus dem Salon.

Reindl hob die Banknote auf, die sie hatte liegen lassen und steckte sie ein.

Dann verließ er das Haus wieder und nahm seinen Weg über die Bastei, gegen die Hofburg zu.

Mit verschränkten Armen, finster vor sich hinblickend, schritt er dahin.

„Ich muß das Geld haben — Er muß es mir geben!“ dachte er. „Mein Leben, mein Glück steht auf dem Spiele! Ich kann Ida nicht als Geliebte eines Andern sehen — ich müßte einen Mord begehen. Das Geld, das Geld — warum hat Er nicht Alles geschickt? Ich will nicht von Ihm fortgehen, bis Er mir nicht die ganze Summe bewilligt. — Wenn Er es nicht thut, wenn Er lieber einen Menschen in Verzweiflung stürzen sieht, statt ihm mit ein paar elenden Banknoten empor zu helfen — dann — dann —“

Mit scheuen Blicken sah Reindl umher, als fürchte er, irgend Jemand, der in der Nähe weile, könne errathen, was in seinem Geiste vorging.

Er preßte die Lippen fest aufeinander, als wolle er jedem Worte den Ausgang wehren und schritt eilig weiter.

„Verdammtes graues Haus!“ murmelte er plötzlich, als sei ihm eine warnende Erinnerung in's Gedächtniß gekommen, „Du bist wahrhaft verflucht mit allen Denen, die in Dir zu thun haben!“

Drittes Capitel.

Ein Hofbettler in der Audienz.

Am nächsten Morgen rollte der Hauptmann Reindl in Gesellschaft seines Pflegetöchterchens dem Curorte Baden zu.

Er hatte Geld und bediente sich deshalb zu der Fahrt eines Fiakers, anstatt der Martermaschine, die damals unter dem Namen „Gesellschaftswagen" (heutiger Omnibus) den Verkehr zwischen Wien und Baden vermittelte.

Die kleine Franziska war voll Wonne und Entzücken, lugte neugierig bald rechts, bald links aus dem Wagen und plauderte so fröhlich und munter, wie dies eben nur ein Kind vermag, für welches die kleine Reise ein Ereigniß war.

Fanni hatte ihren Pflegevater schon einige Male nach Baden begleitet; bisher aber waren sie stets in dem vorerwähnten, unbequemen Vehikel gefahren; da hatte die Kleine, eingepfercht zwischen den Nebensitzenden, sich nicht frei bewegen können, die Sonnengluth lastete mit drückender Schwere auf dem langsam dahinschleichenden Wagen, dessen Insassen von Hitze und Staub halb erstickt, von den Stößen des Fuhrwerks halb gerädert wurden und so, matt und müde an ihrem Ziele anlangten, als hätten sie den weiten Weg zu Fuß zurückgelegt.

Heute aber, in dem großen bequemen Wagen, der — nach damaligen Begriffen — rasch und leicht dahinrollte, unbeengt in ihren Bewegungen, war das kleine Mädchen ganz glücklich.

Von seinem Pflegevater, der stumm in die Ecke des Wagens gedrückt saß, bekam es freilich keine oder nur eine halbe Antwort auf seine mancherlei Fragen, aber das focht die Kleine nicht an; sie plauderte lustig fort, schlug zuweilen fröhlich die Hände zusammen

und winkte aus dem Wagenfenster jedem Vorübergehenden einen freudigen Gruß zu

Endlich, es war noch ziemlich früh am Vormittage, war das Ziel der Fahrt erreicht. Reindl nahm in einem geringen Einkehrwirthshause Quartier. Sein Gepäck bestand in einer kleinen Handtasche, die er nichts destoweniger mit großer Sorgfalt bewachte, und gleich, nachdem er das gemiethete Zimmer betreten, in einen Schrank verschloß, dessen Schlüssel er ruhig zu sich steckte.

Dann strich er den Staub von seinen Kleidern, und verließ, von Fanni begleitet, das Gasthaus.

Sein Weg führte ihn nach dem Hauptplatze der Stadt, wo ein einfaches, aber geschmackvolles Gebäude — dem Kaiser Franz privat gehörig — jedem Besucher sofort in die Augen fiel, das sogenannte Kaiserhaus, auch scherzweise „Schloß" genannt.

Auf dem Platze hieß er Fanni sich auf eine der vor den Häusern angebrachten Bänke setzen und seiner Rückkunft warten, dann schritt er dem „Kaiserhause" zu.

Das kleine freundliche Schlößchen war in Baden wohl gekannt und der Zielpunkt aller Armen und Bedrängten. Kronprinz Ferdinand (seit 1830 zum Könige von Ungarn gekrönt, seit 1831 vermählt mit Maria Anna, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien) bewohnte es und seine Liebenswürdigkeit und Güte, wie seine stets offene Hand waren sprichwörtlich geworden.

Bei ihm gab es kein langes Antichambriren, man mußte nicht erst ein wohlmotivirtes Gesuch einreichen, um von ihm empfangen zu werden; es genügte, im Vorzimmer seiner Appartements zu erscheinen, dem dienstthuenden Kämmerer den Namen zu nennen und dann zu warten, bis die früher Gekommenen abgefertigt waren.

Freilich gab es in Ueberzahl da die sogenannten „k. k. Hofbettler" und diese Classe Menschen schilderte vor Jahren ein Publicist in folgender treffender Weise:

„Die Species von Bittstellern, welche mit dem Ansuchen um Unterstützung sich an das Kaiserhaus drängen, ist zu allen Zeiten eine zahlreiche gewesen. Nicht jene Personen, welche durch unverschuldetes Unglück in Elend gerathen, ihre letzte Hilfe an den Stufen des Thrones suchen, sind damit gemeint, sondern jene Leute, die Jahr aus Jahr ein die Hofstellen mit angeblichen Ansprüchen auf materielle Unterstützung quälen, die oft zugleich bei allen Mitgliedern des kaiser-

lichen Hauses Gesuche um „zeitweilige Unterstützung“ einreichen, die ohne wirkliche Noth zu leiden, die Hofbettelei gewerbemäßig betreiben und sich durch dieselbe eine gar nicht unbehagliche Existenz zu verschaffen wissen. Solcher Leute, welche den Wohlthätigkeitssinn der kaiserlichen Familie geradezu mißbrauchen, giebt es hier in Wien genug. Man kann mit Vergnügen constatiren, daß alle diese halbofficiellen Bettler vom Adel sind und das bürgerliche Element sich von solcher planmäßiger Geldfechterei zumeist fern hält.“

Um einen Begriff von den Dimensionen zu geben, welche die „Hofbettelei“ angenommen hat, genüge die Thatsache, daß von der (nunmehr verstorbenen) Frau Erzherzogin Sophie alljährlich sieben- bis achttausend Gesuche um Geldunterstützung entgegen genommen wurden. Erzherzog Franz Carl und die Frau Erzherzogin Marie, welche beide Mitglieder des kaiserlichen Hauses durch besondere Wohlthätigkeit sich auszeichnen, werden von keiner kleineren Anzahl von Supplikanten geplagt.

Zu Kaiser Franz Zeiten standen alle Personen, welche wiederholt bei den Hofstellen oder dem Monarchen selbst einschritten, unter Ueberwachung. Ueberhaupt war Kaiser Franz kein Freund der unersättlichen Petenten und wußte ihnen am besten dadurch zu begegnen, daß er solchen Individuen nicht mehr als höchstens zwei Zwanziger überreichen ließ. Die geringe Gabe, welche der Mühe des Bettelns kaum entsprach, schreckte die zudringlichen Supplikanten ab und damit hatte der strenge und greise Monarch erreicht, was er wollte. Das war freilich nicht mehr jene goldene Zeit, wie unter Maria Theresia, von der ein französischer Gesandter schreiben konnte: „Die halbe Stadt bettelt bei Hofe.“

Und einer der unverschämtesten „Hofbettler“ war eben der Hauptmann Reindl.

Als derselbe das Vorgemach betrat, waren drei Personen daselbst anwesend.

Ein altes Bäuerlein von gemüthlichem Aussehen, im Feiertagsstaate, einen Strauß Edelweiß in der zitternden Hand, und auf der Brust die goldene Medaille; dann eine schwarzgekleidete Frau, deren Antlitz ein dichter Schleier vollkommen verbarg und ein Mann von vielleicht fünf- bis sechsundzwanzig Jahren in ungarischer Kleidung.

Der Dienstkämmerer, Feldmarschallieutenant Graf Salis, winkte eben das Bäuerlein in das Cabinet des Kronprinzen.

Der Alte ließ erst seinen Hut, dann seinen Stock fallen, und fast hätte den Edelweiß-Strauß dasselbe Schicksal ereilt; aber den fing er noch zu rechter Zeit auf, umklammerte ihn mit beiden Händen und schritt so, ohne sich weiter um Hut und Stock zu kümmern, der Thüre zu.

Ferdinand V., jüngerer König von Ungarn, zählte damals neununddreißig Jahre; er war klein und hatte freundliche, herzgewinnende Züge. Er lächelte, als er den Alten mit vorgehaltenem Strauß eintreten sah, und frug, ihm freundlich zunickend, in gütigem Tone:

„Na, Alterl, was bringt denn Euch daher? — Und den schön' Edelweißbuschen! — Saperlot, da hat's fleißig klauben g'heißen."

Die Verlegenheit des Alten schwand, gegenüber diesem ermunternden Entgegenkommen. Er knixte und sprach dann:

„Grüß' Gott, Majestät! Is er schön, der Buschen? Jetzt g'freut's' mi' doppelt, daß i 'hn mitbracht hab', unsern jungen König a Freud z'machen. J' bin der Gaber Hans von Gloggnitz, Majestät, — vierzehn Täg' san meine Bub'n auf da Rax-Alm und auf'n Schneeberg umkraxelt, bis das Büscherl z'sammklaubt hab'n."

„Und jetzt bringt Ihr's mir?"

„Freili' wohl, für wen wär's denn sonst?!"

Ferdinand nahm den Strauß und betrachtete ihn mit sichtlichem Wohlgefallen.

„Schön — prächtig —" sagte er. „Ihr habt mir eine rechte Freud' g'macht, Alterl, mit dem Empfehlungsbrief da, den der liebe Herrgott selber g'schrieb'n hat. Na, jetzt ruckt's heraus mit Eurem Anliegen — was kann ich denn für Euch thun?"

Der Bauer warf einen verwunderten Blick auf den jungen König.

„Majestät," antwortete er, „ich bin schon fertig. Ich hab' nix weiter wollen, als unsern jungen König und allergnädigsten Kronprinzen seh'n, von dem die Leut' erzähl'n, daß er gar so gut und lieb is und mit unser Einen g'rad so red't, wie mit de nobligen Herrn. Ihnern allergnädigsten Herrn Vatern hab' i' g'seh'n, wie er aus'm Franzosenkrieg z'ruckkommen is in d'Wienerstadt —"

„Ihr habt ja den Krieg auch mitg'macht," fiel Ferdinand ein, auf die Medaille deutend, „und brav und wacker dazu."

„Bei der Landwehr war i'; damals hat mei' Weib no' g'lebt, der hab i' Haus und Hof und die Kinder übergeben, derweil i' hingangen bin, für unser Vaterland z'kämpfen. Wo's heiß hergangen

is, bin i' dabei g'wesen und bei Raab, wo die Landwehr sich so fest 'rumbissen hat mit de sakermentischen Wui-Wuis, da hab' i' mir de Medaille verdient. Wie der Erbfeind verjagt war, bin i' wieder z'Haus. Da hat's ein paar Jahrln hindurch tüchti' zugreifen g'heißen, bis wieder All's in's alte Gleis kommen is. Mei' gut's Weib is mei g'storben, i' war allein mit vier Bub'n und drei Madln — das kost schon an Arbeit, so ein Völkerl in Zucht und Ordnung z'halten. Na, der liebe Gott hat mer g'holfen, daß i' alle ordentli' in d'Höh' g'bracht hab'. Vor zwei Jahr'n hab' i' meine drei Dirndln ordentli' verheirat' — vorig's Jahr hab' i' mein' ältesten Bub'n, wie er mir a brave Schnur in's Haus g'bracht hat, die ganze Wirthschaft übergeb'n und bin in's Ausgeding — und da hab' i' endli' d'ran denken können, mir ein lieb'n Wunsch zu erfüll'n und unsern jungen König anz'schau'n. Heuer is 's dazu kommen — da hab' i' den Buschen brocken lassen und bin damit herg'wandert. Der Loisl hat freili' einspannen lassen woll'n, aber i' hab's nit g'litten. D'Pferd braucht er bei der Wirthschaft und i' bin ja no' ziemli' gut z'Fuß, wann i' a fast siebezig Jahr alt bin. So, Majestät, des is mei' ganz' Anlieg'n — jetzt geh' i' wieder z'Haus und meine Bub'n werd'n springen vor Freud', wenn i' ihnen erzähl', daß der Edelweißbusch'n unsern jungen Herrn König und allergnädigst'n Kronprinzen so g'fall'n hat."

Ferdinand war ebenso erfreut als gerührt durch des Bäuerleins schlichte, ehrliche Rede.

„Halt, Alterl," sagte er, „so hab'n mir nit g'wett'. Wart's noch a Bisserl — ich muß nur dem Herrn da ein Wörterl sagen."

Ferdinand trat zu seinem, nächst der Thüre harrenden Dienstkämmerer und flüsterte ihm einige Worte zu, in Folge deren derselbe sich entfernte.

Der Kronprinz ging dann zu seinem Schreibtische und nahm fünfzehn blanke Ducaten aus einer Cassette.

„Vier Bub'n und drei Madl'n," sagte er, „sind sieben, eine Schwiegertochter macht acht, drei Schwiegersöhn' sein eilf und der Herr Vater sein zwölf — na, da kommt g'rad auf Jeden ein Ducaten als Andenken. Da nehmt's, Alterl, — vertheilt's es und grüßt's mir Eure Kinder alle miteinander."

Der Bauer nahm das Geld und betrachtete es mit freudigen Blicken.

„Majestät," sagte er dann, „des sein ja fünfzehne."

Ferdinand lächelte.

„Na," scherzte er, „wenn man drei verheira'te Töchter und ein verheira'ten Sohn hat, werd'n die drei Ducaten schon noch ihre Herren finden."

„Richti' Majestät," rief der Bauer. „D'Liesl und d'Sepherl hab'n an jed's a Dirndl und in Jörgl hat der Storch vor acht Täg'n ein Bub'n in's Haus g'bracht, dick und feist wie a Biernigel. Da geht's g'rad aus."

Ferdinand lachte.

„Ganz recht, und 's soll auch in Zukunft ausgeh'n," sprach er voll Güte, „damit die Familie sich erinnert an den Besuch, den Ihr mir g'macht habt. So oft sich beim Gaber Hans seiner Familie der Storch einstellt, schreibt's mir — da schick' ich ein' Kaiserducaten zum Bindband (Angebinde)."

Den alten Bauer standen die Thränen in den Augen. Er wollte die Hand des Kronprinzen küssen, dieser jedoch verwehrte es und klopfte ihm freundlich auf die Achsel.

Der Kämmerer trat wieder ein.

„Na, ist Alles in Ordnung?" frug Ferdinand.

„Wie Euer Majestät befohlen."

„Na, Alterl, geht's mit dem Herrn da. Und jetzt b'hüt Gott, Gaber Hans — grüßt's Engere Leut' von mir."

Der Bauer konnte vor Rührung nicht sprechen. Er folgte dem Kämmerer in das Vorgemach. Dort übergab ihn derselbe einem Leiblakai, der auch bereits Hut und Stock des ehrlichen Alten in Händen hatte.

Der Lakai führte ihn in ein Zimmer, in dem ein Tisch gedeckt war und hieß ihn an selbem Platz nehmen. Ein reichliches Frühstück wurde servirt, dem das wieder munter gewordene Bäuerlein weiter zusprach. Und da es nicht im Stande war, Alles zu consumiren, was der wohlbesetzte Tisch trug, so packte der Lakai Torten, Confect und ein Paar Flaschen Wein in einen Korb und sagte:

„Das g'hört auf den Weg."

Dann führte er den Bauer in den Hof, in dem eine leichte Hofkalesche stand, in welche er den Korb stellte und dann den Alten zum Einsteigen einlud.

„Da eini?" frug der Bauer, der vor dem Kutscher in der Hof-

Livrée eine tiefe Referenz machte. „Ja was soll i'h denn thun in den Wagen?"

„Seine Majestät haben befohlen, daß man Sie nach Hause führen lassen soll."

„Z'Haus führen — mi'h? — in einer Hofeklipaatsch soll i'h z'Haus fahren? — Da rennt ja 's ganze Ort z'samm!"

„Steigen Sie nur ein," sagte lächelnd der Lakai, „es ist Befehl Seiner Majestät."

Strahlend vor Glück gehorchte das Bäuerlein und setzte sich bequem im Fond des Wagens zurecht.

Der Lakai wollte dem Kutscher eben das Zeichen zum Fortfahren geben, als der Kopf des Bäuerleins noch einmal außerhalb des Kaleschendaches sichtbar wurde.

„Herr — a schöne Bitt' hätt' i' no'!"

„Nun?"

„Derf i' rauken?"

Der Lakai nickte lachend.

„Rauchen, trinken, schlafen," sagte er, „was Sie wollen."

Der Kutscher schwang die Peitsche und die kräftigen Pferde entführten einen Glücklichen.

Wir kehren in die Antichambre des Königs zurück.

Die Audienz der verschleierten Dame war eben zu Ende; der Schleier war zurückgeschlagen und das schöne trauernde Antlitz, das nun sichtbar geworden, war erhellt durch ein hoffnungsvolles Lächeln.

Reindl ging auf die Cabinetsthüre zu, der Kämmerer hielt ihn jedoch zurück, indem er auf den Ungarn zeigte.

„Der Herr war früher da," sagte er.

Reindl biß sich auf die Lippen und trat zurück, während der Ungar mit stolzen Schritten sich in das Cabinet begab.

„Schau, ein Ungar!" sagte Ferdinand. „Was bringt denn Ihnen her?"

„Ma—jestät," begann der junge Mann, „bin ich ge—reist eigens hier—her, um anzu—bringen aine Bitte vor mein gnädiges König."

„Na also, was woll'n S' denn?"

„Ma—jestät, bin ich Munkaczi Lajos, gelerntes Bal—birer aus Neuhäusel — bin ich armes Teufel und ver—liebt in braves, rechtschoffenes Madel. Hob'n wir in Ver—liebtheit nit be—dacht, daß

könnt ge—scheh'n Mal—lör — is leider ge—schehn! Möcht' ich Madl als ehrliche Mensch hei—roten, wie hab' ich ver—sprochen; aber ebadta — holten zu Gnoden, Majestät! — als Balbirerg'sell is dos ganz unmöglich. Sogt main Herr, wos is schon alt und ge—brechlich — Lajos, sagt er, geb' ich Dir Geschäft um hundert Gulden Conventionsmünz' — schau' Dich um, daß Du bringst das Geld — kannst dann der Terczi (Therese) heiroten und bist gemochter Mann — denn Geschäft geht gut. Schau ich mich um, find' ich, daß ich hob' gor kaine Freund, kaine Verwandte, was wollt mir helfen; will ich fost ver—zweifeln, und Terczi auch; sollt mir plötzlich ain, daß jeder Ungar hat einen Freund — dos is der beste Freund von ihm — sein König. Ebadta, holten zu Gnoden, Majestät — denk' ich: viel—leicht hilft Dir Seine Majestät, daß Du konnst geben armes Mädel saine Ehrlichkeit wieder und werden ein glückliches Mensch. Da bin ich denn ge—kommen, gnädigste Majestät zu bitten, doß mir vorstrecken die hundert Gulden. Ge—ruhen, Majestät, sich erkundigen lossen — wenn is nit wohr ein Wort, wos ich hob' ge—sogt, dann jagen S' mich fort mit Schimpf und Schand."

Ferdinand blickte den jungen Mann mit prüfenden Augen an. Dann nahm er aus seinem Schreibtische zwei Banknoten.

„Auf Leihgeschäft' kann ich mich nit einlassen," sagte er, „aber Ihr Vertrauen auf Ihr'n König soll nit zu Schanden werden. Da sein hundertfünfzig Gulden — die schenk' ich Ihnen; aber ich werd' mich schon erkundigen, ob S' Wort halten und wieder gut machen an dem armen Mädel, was Sie an ihm verbrochen hab'n."

„Wünsch' ich nit besser, Majestät," rief der Ungar voll Entzücken, „und wann Majestät ver—nehmen, doß der Munkaczy Lajos is ein glücklicher Kerl, donn können Majestät sogen: ich hob ihn ge—macht dazu. Eljen a Király! (Es lebe der König!)"

Der Glückliche verließ das Cabinet.

Ferdinand hatte wieder die Lade seines Schreibtisches geöffnet und blickte kopfschüttelnd in die daselbst stehende Cassette.

„Mein lieber Salis," wendete er sich dann an seinen Kämmerer, „heut' hab'n mer stark über d'Schnur g'haut."

„Euer Majestät folgen nur dem Zuge Ihres guten Herzens und da —"

„Paperlapap! Fünf Guld'n kann ich der armen Offizierswitwe nit geb'n, wann s' zweihundert braucht und von dem Ungarn kann

ich nit verlangen, daß er den weit'n Weg von Neuhäusel bis daher umsonst machen soll. Sein no' viel Leut' draußen?"

„Der Hauptmann Reindl und ein paar Arme."

„Da sein fünfzig Gulden," sprach Ferdinand, dem Grafen den Rest der in der Cassette befindlichen Banknoten gebend. „Vertheil'n Sie s' unter die Armen. Für'n Reindl brauch' ich kein Geld — ich weiß schon, der kommt, sich zu bedanken. Schicken S' mir'n herein."

Der Kämmerer entfernte sich und gleich nach ihm trat Reindl, bleich, mit mühsam bezwungener Erregung in das Cabinet.

Ferdinand ging ihm einen Schritt entgegen.

„Sie kommen Ihnen bedanken, lieber Reindl," sagte der König, „na, 's is schon gut — Sie hätten Ihnen's erspar'n können — ich hab's Ihnen ja gern geb'n."

Reindl gerieth in Verlegenheit. Es währte einige Augenblicke, bis er sich wieder gefaßt hatte.

„Ja, Euer Majestät," sagte er dann, „ich komme, meinen Dank zu sagen für das gnädigste Geschenk, aber — ich flehe um Verzeihung, wenn ich an demselben gleich wieder eine Bitte anschließen muß."

„Eine Bitt'?" frug Ferdinand etwas verwundert. „Na also — lassen S' hör'n."

„Ich bat," sagte Reindl mit stockender Stimme, „um gnädige Bewilligung von neunhundert Gulden, und erhielt hundert."

„Ja, mein lieber Reindl, damit müssen S' einstweilen schon z'frieden sein. Sie sind der Einzige nit, auf den ich z'denken hab', und — erinnern S' Ihnen nur — Sie hab'n die letzten Jahr' ein schön's Stückel Geld von mir bekommen, von dem mehr als eine Familie hätt' leben können. Ich mach' Ihnen das nit zum Vorwurf, ich will Ihnen damit nur andeuten, daß es jetzt halt ein Bissel Geduld haben heißt."

„Euer Majestät, ich weiß, wie tief ich in Ihrer Schuld stehe —"

„Ah pah! schuldig sein S' mer gar nix —"

„Aber ich beschwöre Sie, Majestät, mir noch das eine Mal zu helfen!"

„Es geht nit, 's geht wahrhaftig nicht. Ich darf Andere nit verkürzen, wegen Ihnen allein; 's wird schon was nachkommen, aber warten müssen S', Reindl. Richten Sie's Ihnen halt ein —"

„Unmöglich, Majestät!" sprach Reindl, dessen Antlitz sich röthete.

„Ich bin verloren, wenn ich von hier fort gehe, ohne das Geld empfangen zu haben. Ich flehe zu Ihren Füßen —"

Er beugte ein Knie.

Ferdinand trat zurück; seine gütige Miene wurde unwillig.

„Steh'n S' auf," sagte er mit strengen Blicken, „steh'n S' auf, und mach'n S' mich nicht ernstlich bös." — Reindl erhob sich.

„Sie können mich nicht so fort lassen, Majestät," sprach er mit zitternder Stimme, „Majestät waren immer so gnädig gegen mich —"

„Dann schau'n S', daß ich nit anfang', das zu bereu'n!"

„Es handelt sich um meine Existenz," fuhr Reindl fort, „vielleicht um mein Leben. Wenn ich mich nun tödte, wollen Euer Majestät den Vorwurf auf sich laden —"

„Genug!" unterbrach ihn Ferdinand, vom Unwillen übermannt, „ich will nix weiter von solchen Androhungen hör'n. Geh'n S' fort — geh'n S' fort — ich will glauben, daß Ihnen irgend' was den Sinn verwirrt hat, damit ich Ihr heutig's Betragen vergessen kann. Aber so dürfen S' mir nit kommen!"

„Majestät — die achthundert Gulden —"

„Kein Wort, Herr Hauptmann!" sagte Ferdinand strenge, „ich hab' Ihnen mein' Willen kundgethan und dabei bleibt's für heut'. Und wenn S' wieder daherkommen, so halten S' Ihnen hübsch in den Grenzen des g'wöhnlichen Anstand's."

„Majestät — die Verzweiflung —"

„Sie, ich will nit untersuchen, woher ihre sogenannte Verzweiflung stammt — ich will dem nicht glauben, was mir von manchen Seiten über den Hauptmann Reindl und seine Schlemmereien zu Ohren kommen ist — aber ein für alle Mal sag' ich's Ihnen: So dürfen S' mer nimmer kommen, sonst krieg'n S' gar nix mehr!"

Graf Salis trat sofort, als er die Stimme des Königs sich erhöhen hörte, wieder in das Cabinet.

Reindl verneigte sich fast bis auf den Boden, um die Zornesgluth zu verbergen, die ihm in's Angesicht gestiegen war.

Er wankte unsicheren Schrittes aus dem Zimmer.

Graf Salis blickte ihm verwundert, Ferdinand fast traurig nach.

„Mein lieber Salis," sagte der Letztere, „ich glaub', da hab' ich mit all' meiner Gutheit nur ein' Undankbaren g'macht!"

Viertes Capitel

Der Unglücksmensch und sein Schutzengel.

Mit ingrimmerfülltem Herzen hatte der Hauptmann Reindl das Palais des Kronprinzen verlassen

Sein Kopf brannte, seine Lippen murmelten Flüche, und Wuth und Rachsucht schwellten sein Herz bis zum Zerspringen.

Sein einziger Gedanke war, daß Ida ihre Drohung zur Wahrheit machen würde, da er ihr das zugesagte Geld nicht zu bringen vermochte; er sah sie im Geiste in den Armen des gehaßten Grafen Holzhausen, und die wüthendste Eifersucht zerfleischte sein Herz.

„Wer ist Schuld an meinem Unglück," murmelte er, „wer? Niemand als Derjenige, in dessen Macht es stand, mich zu retten! Derjenige, der mich zurückwies, als ich hilfeflehend zu seinen Füßen sank! — Ida wird ihre Drohung zur Wahrheit machen, — ihre Thüre wird mir fortan verschlossen sein, sie wird den Grafen erhören, der ihr Gold und Reichthum bieten kann! — Verdammt! um solch' eines Bettels Willen einen Menschen in's Verderben jagen, ist nicht prinzlich, ist nicht königlich!"

Reindl folgte damit jener hirnlosen Logik, welche gewöhnlich derlei verlotterten Gesellen eigenthümlich ist, die stets für ihr selbstverschuldetes Unglück Andere, und ganz besonders ihre Wohlthäter verantwortlich machen. So schob auch Reindl, wie wir hören, die ganze Schuld dem gütigen Kronprinzen zu, der ihn so oft und sogar überreichlich unterstützt hatte. Er vergaß jedes Gefühles der Dankbarkeit, weil der Kronprinz eine letzte, höchst unverschämte Forderung in gebührender Weise zurückgewiesen hatte und ihm eine Summe, die noch dazu bestimmt war, in den Schooß eines habgierigen Weibes zu fallen, verweigerte.

Reindl trat in sein Zimmer, warf Rock und Hut ab und begann mit langen Schritten auf- und niederzugehen. Seine Miene war finster, aus seinen Augen sprach ein wilder, verbrecherischer Entschluß.

„Ich bin keine Memme — ich bin kein Hund," sagte er, sich in seinen verderblichen Unsinn immer mehr hineinhetzend, grollend vor sich hin, „ich bin ein Mensch und habe dasselbe Anrecht zu leben, wie jeder Andere und wär' er auch ein Prinz. Man hilft mir nicht — man jagt mich in's Verderben, — ich habe das Recht, mich zu rächen an Jedem, der dies thut. — Ich will mich rächen — ich bin ein Mann! — Ida ist für mich verloren — ich will wenigstens nicht Zeuge sein, wie ein Anderer, Glücklicherer, mich verdrängt und meines Unglückes spottet. Ich will sterben — ja, sterben — aber nicht ungerächt — die Welt soll reden von meinem Tode — sie soll sehen, wie ein Mann sich rächt, den man um alle Hoffnungen des Lebens gebracht hat!"

Das kleine Mädchen, welches aus dem Gärtchen des Wirthshauses heraufkam, da es gehört, daß der Vater zu Hause sei, trat in das Gemach.

Reindl beachtete es Anfangs nicht

Die Kleine blieb zagend, mit scheuen Blicken nach Reindl's finsterer Miene sehend, an der Thüre stehen Sie wagte es nicht, zu sprechen.

Endlich fielen die Blicke des Hauptmanns auf das Kind.

Er blieb stehen, seine Züge wurden etwas milder.

„Komm' her, Fanni!" sagte er.

Die Kleine gehorchte.

„Was möchtest Du thun, wenn mir irgend etwas zustoßen sollte?"

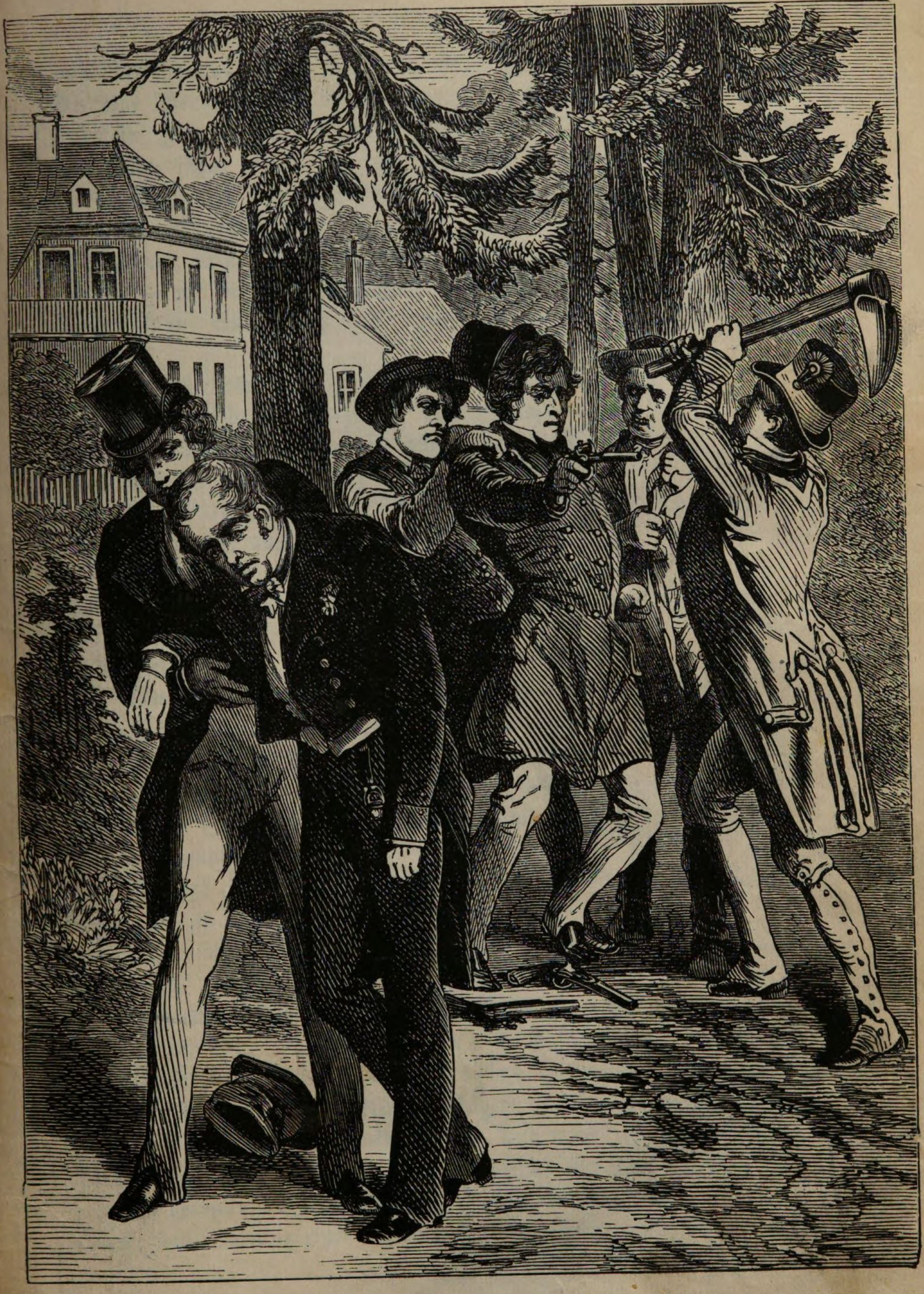
Die Kleine blickte ihn verwundert an.

„Ich — ich weiß es nicht," stammelte sie endlich, die Frage offenbar nicht begreifend.

„Du müßtest Fräulein Ida aufsuchen," sagte er, „das ist die einzige Freundin, welche Du auf der Welt hast, außer mir."

„Ich will lieber bei Dir bleiben."

„Das sollst Du auch — so lange es geht," fügte er leise hinzu. „Aber vergiß das nicht — man weiß nicht, was geschieht. Sieh' her, das schenke ich Dir" — er nahm eine Zehnguldenbanknote aus der Tasche und schob sie in das Kleidtäschchen des Kindes. „Gieb



Der Unglücksmensch und sein Schutzgeist.

wohl Acht darauf; wenn wir nach Wien zurückkommen, kannst Du Dir eine Menge schöner Sachen darum kaufen. Aber merke Dir's: Fräulein Ida ist Deine einzige Freundin — Du mußt ihr sagen: Der Vater schickt mich — er empfiehlt mich Ihrer Liebe."

„Willst Du mich denn fortschicken?" frug Fanni, mit Mühe die Thränen zurückhaltend

„Nein, nein," sagte Reindl im beruhigenden Tone, „ich spreche nur so — wir sind alle Menschen, und man weiß nicht, was geschehen kann. So — jetzt geh' wieder hinab in den Garten und spiele."

Er küßte die Kleine und drängte sie sanft aus dem Zimmer.

„Ida wird sie aufnehmen," sagte er dann vor sich hin, „einstens wird sie erkennen, wie sehr und wie wahr ich sie geliebt habe. Dies Kind wird ihr dann Zeugniß dafür geben!"

Er versperrte nun die Thüre, öffnete den Schrank und nahm die kleine Reisetasche aus demselben.

Er schloß sie auf und zog daraus drei, sorgsam in Tücher gewickelte, kleine doppelläufige Pistolen, sogenannte Sackpuffer hervor. Er untersuchte die Läufe, probirte die Kraft der Federn und legte sie dann wieder zurück.

Mit der Vorsicht, die er beim Herausnehmen beobachtet, schloß er die Tasche mit ihrem gefährlichen Inhalte wieder in den Schrank.

Dann ließ er sich Wein bringen und trank in langen Zügen.

Dabei ging er ruhelos im Zimmer auf und nieder, heftig mit den Armen gesticulirend und zuweilen einzelne abgebrochene Worte vor sich hinmurmelnd.

Mittags aß er wenig und sprach nur dem Weine zu, ohne jedoch davon, wie es schien, trunken zu werden.

Nachmittags machte er, allein, einen Spaziergang gegen das Helenenthal.

Zuweilen blieb er stehen und musterte die Umgebung. Schon am Ende der Stadt, wo die Straße in's Freie führt, nahe dem Hause des Wundarztes, Doctor Anton Rollet (nebenbeigesagt eines der eifrigsten Gelehrten), verweilte er längere Zeit, trat einen Moment hinter die Ecke, welche dasselbe bildete, und warf von da aus einen Blick auf die nach dem Helenenthale führende Straße.

Er verband augenscheinlich mit diesem Vorgehen einen geheimen Zweck; die Worte, die er leise vor sich hin murmelte, verriethen es.

„Da kommt er immer zurück,“ lauteten sie. „Wenn ich hier stehe, kann er mich von der Straße aus nicht sehen, bis er an die Straßenecke kommt, dann bin ich ihm auf drei bis vier Schritte nahe. Das genügt!“

Er verließ den Platz wieder, wanderte mehrere Stunden, immer finster und mißmuthig, zwischen den Feldern herum und kehrte endlich, als es schon dunkelte, in sein Gasthaus zurück.

Er nahm Platz in einer Ecke der für gewöhnliche Gäste bestimmten Stube; die Kleine ließ er, nachdem sie ihr Abendessen genommen, hinauf in das Zimmer führen.

Später setzte sich ein Mann in einfacher Kleidung an seinen Tisch.

Obwohl Reindl nicht zum Sprechen gelaunt war, so gelang es dem ziemlich redelustigen Tischgenossen doch, ihn in eine Unterhaltung zu verwickeln, bei welcher der Veranlasser freilich selbst das große Wort führte.

„Seh'n S', mir geht's nicht schlecht,“ sagte er unter Anderem, „ich bin Gärtner beim Herrn Doctor Rollet. Sie, das is ein grundg'scheidter, gelehrter Herr! Schau'n S', wie's den Mann sehen, is er der Sohn ganz armer Eltern, ein Badnerkind, is zu einem Chirurgen in d'Lehr 'kommen und jetzt hat er eine ungeheure Praxis. Der Kaiser hat ihm die goldene Civil-Ehrenmedaille mit Oehr und Band ertheilt, seine Werk' sind g'sucht und g'lesen an allen Orten und seine naturwissenschaftlichen Sammlungen berühmt in der ganzen Welt. In seinem Garten, den er ganz durch seinen eig'nen Fleiß ang'legt hat, steh'n mehrere hundert Bäum' von den herrlichsten neuen Obstsorten und eine Menge botanisch-merkwürdiger Pflanzen. Na und wie g'sagt, da d'rüber bin ich der Gärtner — Franz Tauscher heiß' ich; aber im Ganzen hab' ich doch keine große Lust zu der Gärtnerei.“

„Aber 's ist doch eine ziemlich angenehme Beschäftigung,“ meinte Reindl, um nur etwas zu antworten.

„Ah pah, das sag'n nur die, die die Schererei nit kennen, die man bei der G'schicht' hat. Und dann is das Einkommen halt gar ein so schmal's; kaum zum Leben reicht's aus, und wann man ein Glaserl Wein extra trinken will, heißt's acht Tag' lang sparen.“

Reindl zuckte die Achseln, ohne zu antworten.

„Seh'n S',“ fuhr sein Tischgenosse fort, „wenn man so gute

Freund' hätt', da könnt' man's zu Etwas bringen. Wissen S', was ich werden möcht'?"

„Nun?"

„Leiblakai."

„Bei Hofe?"

„Wo denn sonst! Hab'n die ein Leben, he? Zu thun hab'n s' nit so viel, daß s' davon krank werd'n könnten, und die schöne Livrée — wie Gawlier schau'n s' aus. Und die gute Bezahlung — wenn ich ein' seh', wie er so stolz durch d'Stadt geht, da werd' ich völlig neidisch, obwohl das sonst nit mei' G'wohnheit is."

„Nun, kommen Sie ein um eine solche Stelle, Sie sind ein noch junger Mann —"

„Pah, als ob das etwas nützen würd'! Ich, ein armer Gärtner, einkommen um einen Lakaienposten! Wo denken S' denn hin? So was is nix für unser Einen. Da heißt's halt zufrieden sein und sich trösten, so gut's angeh'n will."

Seufzend leerte der hochstrebende Gärtner sein Glas.

„Wenn man gute Freund' hätt'!" wiederholte er noch einmal.

„Man muß sie suchen."

„Ei, wie lang thu' ich das schon! Das Suchen wär' schon leicht, aber 's Finden is die große Kunst. Dazu g'hört Glück. Seh'n S', so wie wir da durch Zufall zusammengekommen sind, könnt's der Zufall nicht fügen, daß ich auf die Weis' Jemanden treff', der 'was ausrichten kann da oben. Große Herren find't man freilich nit in der Schwemm' (ordinäres Gastzimmer), aber dazu braucht's gar kein solchen. Da richt' ein kleiner, der ein Paar Bekantschaften Oben hat, oft viel mehr aus. Ich hab' ein Bisserl was erspart — ich ließ' mir's schon 'was kosten —"

„Ich kenne Niemanden da Oben, mein Freund," fiel Reindl ein, „bei mir seid Ihr also nicht an den Richtigen gekommen, wenn Ihr so etwas gehofft habt."

Der Gärtner kraute sich verlegen hinter dem Ohre.

„Hm, meiner Treu, ich will nit lügen," erwiderte er, „ich hab' wirklich geglaubt, daß Sie mir helfen könnten. Sie schau'n nit aus wie die g'wöhnlichen Schwemmgäst'; ein nobler Herr können S' auch nit sein, sonst setzeten Sie sich wohl in's Extra-(Honoratioren-) Zimmer — ich hab' fest g'hofft, Sie wären Einer von Oben."

Reindl schüttelte den Kopf.

„Na, dann nix für ungut," sagte der Gärtner in entschuldigendem Tone. „Bös hab' ich's nit g'meint und eine Frag' is wohl Jedem erlaubt."

Der ehrliche Bursche, dessen Hoffnung, einen Freund zu finden, der ihm zu der ersehnten Stelle verhelfe, abermals zu nichte geworden, zahlte seine kleine Zeche, grüßte Reindl und verließ die Schankstube.

„Narr!" sagte Reindl, „meine Protection würde Dir da Oben wenig helfen. Ich hab' selbst eine Rechnung auszugleichen!"

Gäste kamen und gingen. Reindl blieb an seinem Platze und zechte, bis er fühlte, daß ihm der Kopf schwer zu werden anfing.

Er bezahlte und ging hinauf in sein Zimmer; aber — der Schlaf floh ihn lange Zeit.

Endlich schlief er ein; mit dem ersten Grauen des Tages jedoch war er wieder wach.

Er stand leise auf, überzeugte sich, daß die Kleine noch fest und ruhig schliefe, und nahm dann die verhängnißvolle Tasche wieder aus dem Schranke.

Bei dem Dämmerlichte, das noch herrschte, lud er sämmtliche Waffen mit scharfer Ladung und steckte sie dann in die Taschen seines Rockes.

Dann warf er sich wieder auf sein Lager, ohne jedoch mehr schlafen zu können. Seine Gedanken weilten in Wien bei dem Weibe, das er mit wahnsinniger Verblendung liebte und dessen Unwerth er nicht erkennen wollte. Seine Eifersucht malte ihm aus, wie sie sich den Liebkosungen des gehaßten Rivalen hingab.

Ingrimmig fuhr er empor.

„Hätte ich das Geld bekommen," murmelte er, „dann wäre Ida mein geblieben! Nun ist das vorbei — nun liegt mir am Leben nichts. Aber, ich will wenigstens nicht ungerächt sterben!"

Er weckte das Kind und hieß es sich ankleiden.

Eine Stunde später verließen Beide das Haus.

Reindl schlug denselben Weg ein, den er gestern Nachmittags gegangen.

Beim Hause des Doctors Rollet blieb er, die Hände in den Taschen seines Rockes vergraben, stehen. Er hielt mit den Fäusten krampfhaft die Schäfte seiner Pistolen umspannt.

„Geh', laufe herum!" sagte er zu dem Kinde. „Ich erwarte hier Jemanden. Wenn ich Deiner bedarf, will ich Dich rufen."

Die Kleine gehorchte. Sie ging die mit Bäumen bepflanzte Straße hinunter, — lugte neugierig nach den Fenstern der Häuser, pflückte hie und da ein Blümchen, das auf irgend einem Grasfleckchen, an einem Zaune blühte und summte in frischer Jugendlust ein munteres Liedchen vor sich hin.

Da kamen zwei Herren auf sie zu, vor denen Alles ehrerbietig den Hut zog.

Sie hatte den Kleineren mit dem freundlichen Gesichte schon irgendwo gesehen, wohl auf der Bastei oder im Prater zu Wien, und sie wußte, daß es der Kronprinz Ferdinand war.

Sie trat daher an den Rand des Weges und machte beim Näherkommen des Kaisersohnes einen so zierlichen Knix, daß Ferdinand auf das liebliche Mädchen aufmerksam wurde.

Er blieb stehen und nickte demselben freundlich zu, dann nahm er die frisch aufgeblühte Rose, welche im Knopfloche seines Rockes steckte, und gab sie dem Kinde.

„Da, klein's Herzerl," sagte er gütig, „nimm — dem Knosperl g'hört's Roserl!" *)

Mechanisch griff die Kleine nach der Blume; in ihrer freudigen Ueberraschung vergaß sie ganz darauf, dem Fremden zu danken. Und nun war er schon weit von ihr entfernt und der Stelle, wo ihr Vater stand, kaum zehn Schritte mehr fern.

Langsam richtete sie ihre Schritte dahin.

Ferdinand und sein Dienstkämmerer, Graf Salis, erreichten eben das Haus des Wundarztes Rollet.

Da sprang Reindl hervor und richtete mit ausgestrecktem Arme eine seiner Pistolen auf Ferdinand.

Der mörderische Schuß knallte.

Aber — die Kugel, wenngleich sie den Kronprinzen an der linken Schulter traf, erstarb jedoch glücklicherweise in dem Futter des Ueberrockes und verursachte dem Getroffenen nur eine leichte Prellung.

Graf Salis warf sich schützend vor den Prinzen, um ihn vor einem allfallsigen zweiten Schusse zu bewahren.

---

*) Thatsache aus Ferdinand's Leben.

Reindl, der verruchte Attentäter, warf in der Verwirrung die erste Pistole weg, und griff nach der andern.

Da stürzte aus dem Hause der Gärtner Franz Tauscher und packte ihn mit gewaltiger Faust im Nacken.

Von jenseits der Straße kam ein Mann in Bedientenkleidung, eine Spitzhaue in der Hand, die er einem am Wege beschäftigten Arbeiter entrissen hatte, auf den Meuchelmörder los.

Dieser setzte die zweite Pistole an den Mund und drückte los; die schwache Ladung machte jedoch, daß die Kugel im Gaumen stecken blieb. In seiner Verzweiflung drückte er auch die dritte Pistole auf seine Angreifer ab, jedoch der Schuß versagte.

Tauscher hatte ihn zu Boden gerissen, der Bediente, Namens Andreas Keller und bei Frau von Ephraim, Bankierswitwe, im Dienste stehend — faßte seine Hände und der Arbeiter — Josef Glaner, Hauer im Baumgartenberg zu Baden — kam zu Hilfe, riß sein Halstuch ab und wand es dem Verbrecher um die Handgelenke.

Ein vierter Mann, der Fuhrmann Josef Bescherner, der noch dazu kam, half den, sich wüthend zur Wehre setzenden Verbrecher vollends bändigen und unter dem Drohen und den Verwünschungen der rasch angesammelten Menge nach dem Rathhause bringen.

Fanni hatte Alles das mit schreckensstarren Blicken angesehen. Zitternd vor Entsetzen, noch immer die, von dem Kronprinzen empfangene Rose in der Hand, folgte sie von Weitem dem tobenden Haufen.

Ferdinand war weit weniger erschreckt als betrübt, als er in dem Manne, der ihm an's Leben gewollt, den Hauptmann Reindl erkannte, dem er so viele Wohlthaten erwiesen.

Stumm und nachdenklich kehrte er in die Stadt zurück, um seinen Vater, den Kaiser Franz, über das Attentat zu beruhigen.

Kaiser Franz, zu dem die Nachricht, die sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Stadt verbreitet hatte, bereits gedrungen war, kam seinem Sohne auf's Höchste bestürzt entgegen.

„Nix is 's Majestät!" rief ihm Ferdinand zu. „Die Kugel is nit einmal durch die Kleider durchg'drungen — ich bin vollständig unverletzt!"

Tief erschüttert umarmte Kaiser Franz seinen Sohn.

„Also is 's do' wahr!" rief er aus. „Erzähl' mir, wie is 's eigentlich zu'gangen."

Ferdinand erstattete nun den genauen Bericht über den ganzen Vorgang.

„Das ist ja unerhört!" rief Kaiser Franz, in heftigem Zorne das Zimmer durchschreitend. „Seit Bestehen uns'rer Dynastie war das Leben eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie jedem Unterthan heilig, und heut' — heut' zu Tag' wagt es Einer, gar ein Militair, ein solches verruchtes meuchlerisches Attentat auszuführen? Der Ruchlose soll sein Verbrechen streng nach dem Gesetze büßen."

„Euer Majestät, mein gnädigster Herr Vater," bemerkte der Kronprinz schüchtern, „was für eine Straf' setzt denn das G'setz auf so Etwas?"

„Den Tod durch Henkershand!" murmelte düsteren Blickes der Kaiser.

„Und was werden Majestät, gnädigster Herr Vater da thun, wann mir die Frag' erlaubt ist?" flüsterte bleich geworden und athemlos der Kronprinz.

„Ich werd' dem G'setz seinen Lauf lassen und mich nicht einmischen."

„Majestät, mein gnädigster Vater," sprach nun Ferdinand tief erschüttert und es begannen Thränen seine Wangen zu netzen, „Gott hat mich ja gnädig beschützt — er hat das Verbrechen des Wahnsinnigen vereitelt — wie schön wär's, wenn das einen Milderungsgrund abgeben thät' und Euer Majestät die Gnad' hätten —"

„Nein — nein," sagte Franz, die Stirne runzelnd, in heftigem Tone, „Recht muß Recht bleiben und für den Elenden, der sich an der geheiligten Person des Kronprinzen, der königlichen Majestät von Ungarn, vergriffen hat, giebt's nur eine Straf'."

„Majestät, mein gnädigster Herr Vater! In Ihrer mächtigen Hand liegt's aber, die Straf' zu mildern. Ich fleh' Sie darum an — schenken Sie dem Menschen, der nur im Wahnsinn gehandelt haben kann, das Leben!"

Kaiser Franz, der unerschütterlich an den Gesetzen fest hielt, wie sie gegeben wurden, der blos in den seltensten, berücksichtigungswürdigsten Fällen und nur auf Anrathen seiner Minister mittelst eines Macht- oder Gnadenspruches sich in die Gerechtigkeitspflege

einmischte, diesmal aber ganz besonders empört über das Verbrechen war, was leicht begreiflich, schüttelte verneinend den Kopf.

„Majestät, mein gütigster, gnädigster Vater!“ bat Ferdinand dringender, „ich fleh' Sie nochmals auf's Dringendste um Gnade für den Unglücklichen an. Er soll sein Verbrechen bereu'n, sein' Fehler einseh'n lernen — schenken Sie ihm aber das Leben!“

„Nein, nein, und nochmals nein!“ zürnte Franz. „Ich werd' an dem Urtheil kein Jota ändern, das —“

„Vater!“ schrie Ferdinand und stürzte unter einem Strome von Thränen zu des Kaisers Füßen, „wann Ihnen mein Leben nur's Mindestegilt, so lassen S' den Reindl nit sterben — ich brächt' den Gedanken ewig nit los, daß ein Mensch um meinetwill'n allein den Tod erlitten hat! Gnad', Vater — Gnad' für'n Reindl!“

Kaiser Franz blickte tief bewegt und milderen Angesichts auf den so überaus herzensguten Sohn, welcher, halb ohnmächtig, sich an seine Knie klammerte.

„Geh', geh', Ferdinand, steh' auf,“ sagte er, „ich versprich nix G'wisses eher, als bis ich nicht erfahr'n hab', ob hinter dem Verbrechen nix Anderes steckt, ×) als der blinde, wahnsinnige Grimm eines Undankbaren für ein verweigertes G'schenk. Is das der Fall, dann werd'n wir nochmal über die Sach' red'n, und ich werd' Dir wohl den Willen thun und die Todesstraf', auf welche die Richter ganz g'wiß erkennen, aufheb'n und die Umwandlung in eine G'fängnißstraf' befehlen.“

„O mein gnädigster, gütigster Herr Vater!“ rief Ferdinand jubelnd aus.

„Ich glaub' selber,“ sagte nun Kaiser Franz, ruhiger geworden, „daß der schlechte Mensch nur aus Rachsucht so g'handelt hat; na, und so wird's wohl leichter sein, Dir nachz'geb'n; aber aufrichtig g'sagt und Du kennst mich eh' — ich thu' dem Recht nur sehr ungern Abbruch. Is mein Wahlspruch nicht: Justitia Regnorum Fundamentum (Gerechtigkeit ist die Grundfeste der Reiche)? Da steht nix d'rin von einer unzeitigen Gnad'. Freilich is 's wahr — das Begnadigen is der schönste Edelstein in der Kron' von einem Herrscher, und so, — Deinem guten Herzen z'lieb und weil Dich Gott so sichtbarlich in sein' heiligen Schutz g'nommen hat, kann's g'scheh'n — immer vorausg'setzt, daß keine andern Ursachen, die das Reich betreffen, den Grund

×) Politisch! dann sehr!

der Frevelthat bilden. Wir dürfen verzeihen, was man gegen uns verbricht, aber nit immer das, was man gegen Andere frevelt."

Der edle Kronprinz, dessen erster Gedanke war, von dem in Gesetzdingen so strengen Vater das Leben des Mannes zu erflehen, der ihm eben nach dem Seinigen getrachtet, küßt froh entzückt des Kaisers Hand.

„Neugierig wär' ich aber," sagte Kaiser Franz, bevor der Kronprinz, froh über den errungenen Erfolg, das Cabinet des Kaisers verließ, „was der Mörder dazu sagen wird, wenn er seiner Zeit erfahrt, welcher Schutzengel ihm's Leben g'rett' hat!"

Und als dieser Schutzengel in seine Appartements zurückkehrte, sagte er zu dem, seiner im kaiserlichen Vorgemache harrenden Dienstkämmerer:

„Hören S', Graf Salis, — der Reindl, der Unglücksmensch hat ja Mutter und Tochter? Laß'n S' Ihnen erkundigen nach denen, die armen Hascherln können ja nix für den Wahnsinn des Menschen — man darf die nicht z'Grund geh'n lassen!"

Reindl wurde auf dem Rathhause, nachdem er ärztlich untersucht und seine Wunde, nach Entfernung der Kugel, als leicht erkannt worden war, einem ersten Verhöre unterzogen. Er bestand darauf, daß kein anderer Grund ihn zur Ausführung des Verbrechens bewogen habe, als der grimmige Zorn, daß ihm der jüngere König von Ungarn nicht die vollen erbetenen neunhundert Gulden geschenkt hatte.

Unweit des Rathhauses, vor dessem Thore sich eine erregte, auf den Verbrecher scheltende Menge drängte, stand das arme Pflegetöchterlein des Unglücklichen.

Fanni's Wangen waren bleich, ihr Körper zitterte wie im Fieber und sie holte schwer und keuchend Athem. Die Rose hatte sie in ihrer Brust verborgen — sie wollte sich nicht von derselben trennen.

Gegen Mittag gerieth die sich immer erneuernde Menschenmasse in lebhaftere Bewegung.

Ein geschlossener Wagen erschien; auf dem Bocke saß neben dem Kutscher ein Soldat, im Innern Reindl mit Ketten gefesselt, und ihm gegenüber zwei Soldaten mit geladenen Gewehren.

Ein Picket Soldaten, von einem Officier geführt, umgab den Wagen, dem ein zweiter, leerer, aber mit Sitzbrettern belegter Leiterwagen folgte.

Die Soldaten konnten nur mit Mühe die andrängenden Menschen, die den Verbrecher mit Scheltworten und Verwünschungen überhäuften, zurückhalten.

Langsam bewegte sich der Zug, immer von der Menge geleitet, durch die Stadt.

Und hinter dem tobenden Haufen folgte das arme kleine Kind, dem nun mit einem Male klar wurde, was der Vater mit den Worten gewollt, die er am vergangenen Tage gesprochen hatte.

Außer der Stadt verlief sich die Menge. Der Officier stieg in den Wagen und nahm seinen Platz neben dem Gefangenen, der mit verbundenem Gesichte, düster vor sich hinbrütend, in einer Ecke saß. Die andern Soldaten setzten sich auf den Leiterwagen, und nun ging es in raschem Trabe weiter.

Fanni allein folgte den Wagen; als diese rascher fuhren, begann sie zu laufen — aber schon nach einer kurzen Strecke Weges begann sie zu wanken, zu taumeln und sank erschöpft an dem Straßenrande nieder.

Die Wagen fuhren fort — bald waren sie ihren Augen entschwunden.

Nachdem sie sich etwas erholt, raffte sie sich wieder empor und setzte ihren Weg in der Richtung, den die Wagen genommen, fort.

Endlich schienen ihr die Kräfte vollends zu versagen; sie setzte sich auf einen Stein, rang die Hände und begann zu weinen.

Ein Bauer auf einem kleinen, offenen, sogenannten Steirerwägelchen kam des Weges.

Als er das weinende Kind bemerkte, stieg er ab und frug freundlich, was ihm fehle und wie es daherkomme.

Die Kleine errieth wohl, daß sie den wahren Grund nicht sagen dürfe. Sie antwortete daher, sie wäre Morgens mit einem Verwandten nach Baden gekommen, hätte sich dort verirrt und wolle nun zurück in dessen Wohnung nach Wien.

„Nach Wien! Saperlot," rief der Bauer, „mit die klein' Haxerln zu Fuß nach Wien! Ja, Kinderl, was glaubst denn?"

„Ich muß nach Wien; ich werde mich ausruhen und dann wieder weiter gehen."

„Na komm', Dirndl; setz' Dich zu mir auf's Wagerl," sagte der gutmüthige Bauer, „bis Neudorf nimm ich Dich mit; das ist der

halbe Weg; von dort find'st vielleicht eine G'legenheit, die Dich weiter mitnimmt."

Er hob das Kind auf den Wagen, stieg wieder auf und fuhr weiter.

„Bist g'wiß neugierig g'wesen," sagte er in freundlich vorwurfsvollem Tone, „und den Leuten nachg'laufen, die den Hauptspitzbub'n, der auf unsern guten Kronprinzen g'schossen hat, hab'n seh'n wollen. Hm — nit wahr?"

Fanni murmelte, mit gesenktem Antlitze, ein „Ja."

Der Bauer erging sich nun in Ermahnungen, schimpfte dann auf den Attentäter in allen möglichen Tonarten und kam endlich zu dem Schlusse, daß derselbe unfehlbar bei der Spinnerin am Kreuz gehenkt werden müsse.

Das arme Kind vernahm das zum Glücke nicht mehr, denn es war vor Ermüdung eingeschlafen.

Als sie nach Neudorf kamen, fanden sie Alles in voller Aufregung.

Welcher alte Wiener kennt nicht das niederösterreichische Pfarrdorf Neudorf, die erste Poststation von Wien, gelegen an der, nach Italien führenden Hauptstraße; vor Einführung der Eisenbahn der belebteste und tumultuarischeste Ort sämmtlicher herrlicher Umgebungen.

Der Grund dieses regen Treibens war in dem Einkehrwirthshause an der Fahrstraße zu suchen, der damals von Wagen aller Art als da sind: Herrschaftscarossen, Privatkutschen, sogenannte Jantschkywägen (nach dem Lohnwagen-Inhaber sogenannt), Fiaker, Zeiselwägen (offene zu 6, 8 bis 12 Sitzen), Steirerwägelchen (offene zu zwei Sitzen), Güterwagen, Badnerwagen (Art Omnibus) und Landcaleschen vollgepfropft war.

Diese Arten von Fuhrwerken fand man derartig zusammengedrängt und ineinandergeschoben, daß es für Zauberei gehalten werden konnte, daß sich alle ohne Unglücksfall zu entwirren vermochten. Die Pferde standen entweder mit den angehängten strotzenden Futtersäcken an ihren Wagen angespannt, oder ausgeschirrt in den betreffenden Stallungen. Die Passagiere und Kutscher erlabten sich während des halbstündigen Ruhepunktes an den Tischen der unteren hölzernen Halle, oder im ersten Stocke, den ein kleiner Balcon zierte, mit Speise und Trank. Diese waren ausgezeichnet von Qualität, Quantität und Zubereitung,

vor Allem aber errangen Berühmtheit die Bratwürste und das auf eigene Art zubereitete Schweine- sogenannte „Krenfleisch“, welches selbst vornehme Leute von weit und breit sich herbeiholen ließen. ✗

Hier gelang es demgemäß dem Officier und seiner Mannschaft nur mit Mühe, den Gefangenen heil von dannen zu bringen, denn die erzürnten Lohnkutscher, Frachtfuhrleute, wie auch die Passagiere waren auf den Meuchelmörder so erzürnt, daß sie die größte Lust bezeigten, ihn aus dem Wagen zu reißen und zu massakriren. Man warf Steine nach ihm und nur dem festen Auftreten des Officiers dankte Reindl, der sich selbst der wüthenden Menge gegenüber ganz theilnahmslos verhielt, sein Leben.

„So Kleine,“ sagte der Bauer, die mittlerweile erwachte Fanni vom Wagen hebend, „dort ist's große Wirthshaus; da geh' hin, vielleicht ist ein Wiener Fuhrmann da, der Dich mitnimmt. Wirst schon Ein' finden, 's sind meistens gute Leut'. B'hüt' Di' Gott!“

Die Kleine ging; aber sie wagte sich, der vielen schreienden Menschen halber, die da versammelt waren und das Attentat besprachen, nicht in das Wirthshaus, sondern wanderte an demselben vorüber, die nach Wien führende Straße einschlagend.

Es kamen ihr wohl einige Wagen nach, aber weder Kutscher noch Insassen kümmerten sich um das einzelne, am Wege wandelnde Kind.

Es fing an zu dunkeln; abermals begannen Angst und Ermüdung das arme Kind zu überwältigen. Die Füße wollten ihm den Dienst versagen, die leichten Schuhe hingen in Fetzen von demselben, dazu quälte die Kleine ein furchtbarer Hunger, da sie seit dem Morgen nichts genossen hatte.

Ihr Gang wurde immer unsicherer; sie ruhte oft aus — umsonst, wenn sie dann wenige Schritte machte, konnte sie nicht mehr fort.

Es wurde immer dunkler.

Der Gedanke, die Nacht auf offenem Felde zubringen zu müssen, jagte ihr neue Furcht ein.

Jammernd ließ sie sich am Wege nieder.

Da kam ein Wagen angerollt — ein leerer Wiener Fiaker.

Als der Rosselenker das Kind bemerkte, sprang er rasch vom Bocke.

Nachdem er mit einigen Fragen erfahren hatte, um was es sich handle, hob er die Kleine rasch neben sich auf den Bock.

Dabei war in München leider gar nicht bekannt.

„Nach Wien — das is ein Katzensprung, Mauserl; da sein wir in einer klein' halben Stund'," sagte der gutmüthige Fiaker, „und was z'essen krieg'n wir im nächsten Ort auch. Aber kennst Dich denn aus in Wien?"

Fanni bejahte.

„Wo willst denn eigentlich hin?"

„Auf die Mölkerbastei, in's graue Haus — dort wohnt meine — meine Tante — Fräulein von Schmalberg."

Der Fiaker machte einen leisen Pfiff.

„Pst — Du hast eine noblige Tant', Mauserl," sagte er. „Ich kenn' s' recht gut, hab' s' oft g'führt mit meinem Zeugl. Sie is a gute Kundschaft — da bring' ich Dich selber hin, Kleine."

Wie er versprochen hatte, brachte er im nächsten Wirthshause, an welchem sie vorbeikamen, der Kleinen Speise und Trank. Fanni sättigte sich, dann wurde die Fahrt fortgesetzt.

Es war ziemlich spät, als sie zur Matzleinsdorferlinie hinein fuhren.

Auch in Wien war die Nachricht von dem Attentate in Baden schon bekannt und gruppenweise standen die Leute in den Straßen beisammen und besprachen das Verbrechen.

Endlich kam der Wagen in die innere Stadt und hielt bald darauf auf der Mölkerbastei, unweit des „grauen Hauses."

Der erste Stock desselben war hell erleuchtet; heitere Stimmen und fröhliches Gläsergeklirre tönte aus demselben hernieder.

„Da geht's lustig zu, Maderl, bei der Fräul'n Tant!" sagte der Fiaker, die Kleine vom Wagen hebend; und leise, dem Kinde unverständlich, setzte er kopfschüttelnd hinzu: „Das arme Bleamerl kommt in ein' schlechten Boden. Und 's is so lieb und so sauber, daß a Röserl d'raus werd'n könnt, an dem ein ehrlicher Mann einmal sei' Freud hab'n müßt' — aber da ob'n, bei der Pfleg', wird wahrscheinlich nix Recht's d'raus — leider Gott!"

Er führte das Mädchen bis an das Hausthor. Dort küßte er es und sagte:

„B'hüt Gott, Kinderl! Merk' Dir den Leierer Schanerl, den Hundertzweiundzwanz'ger, und wannst einmal auch so — nobel bist, wie Dei' Fräul'n Tant', so wend' ihm Dei' Kundschaft zu."

Fanni drückte dem Manne dankbar die Hand und schritt dann

zagend und ängstlich sinnend, wie sie von Ida aufgenommen würde, die Treppe hinan.

„Ein bildsaub'res Kind!“ sagte der Fiaker, zu seinem Wagen zurückkehrend. „Sakerlot, ich hätt's lieber meiner Alten z'Haus g'bracht, als daß ich's da abg'ebn' hab', in derer — Lasterhöhlen. Bei uns wär's a brav's, rechtschaffen's Mädl word'n — da d'rob'n wird's die Fräul'n Ida schon herrichten, daß ganz was anders d'raus wird. Na, hoff'n mer zu Gott, daß das Kinderl von seinem Schutzengel bewahrt wird — wenigstens so lang als möglich.“

Langsam bestieg der Leierer Schanerl den Bock, nahm die Zügel zur Hand, wandte seine Pferde um und fuhr langsam vom Platze.

Aber er konnte des hübschen kleinen Mädchens nicht vergessen und dachte während des ganzen Heimweges an dasselbe.

Und als er schließlich in seine Stube trat, in der ihm ein hübsches, heiter und zufrieden aussehendes Weib mit fröhlichem Willkommen entgegen trat, da küßte er seine schönere Hälfte erst mit Ausdruck auf den frischen Mund und sagte dann, mit den Fingern schnalzend, in halb lustigem, halb ärgerlichem Tone:

„Fix Loudon, Sali, wann's Kinderstehl'n nit verboten wär', so hätt' i'h Dir a Maderl z'Haus bracht, an dem Du a Freud g'habt hätt'st!“

———

Fünftes Capitel.

Das unheilvolle Fußbad.

Wir müssen Einiges nachtragen, was seit Reindl's Abwesenheit in dem grauen Hause auf der Mölkerbastei vorgegangen.

Am Abende desselben Tages, an welchem der Hauptmann Reindl als Gefangener nach Wien geführt wurde, um daselbst den Militärgerichten, denen er als pensionirter Officier unterstand, übergeben zu werden, finden wir Ida, das Weib, welches indirect Ursache seines schändlichen Verbrechens war, in ihrem Salon, kostbar toilettirt, in Gesellschaft des Grafen von Holzhausen.

Der Graf, ein Mann von ziemlich unbedeutendem Aeußern, sieht selig aus und beschäftigt sich hauptsächlich damit, Ida's Hände zu küssen.

„Also es ist wahr, theure Ida," frug er in freudigem Tone, „Sie haben ihm für immer den Abschied gegeben."

„Ich habe das Band zerschnitten, das uns vereinte," antwortete Ida.

„Mon Dieu, Sie thaten Recht daran. Er war im Grunde doch nicht der Mann, der in Ihren Salon paßte. Er hatte manchmal recht unangenehme Manieren, war ganz und gar ruinirt, noch dazu einer der unverschämtesten Hofbettler, und trug die üble Laune, in welche ihn quälende Gläubiger versetzt hatten, nur zu oft in Ihre Gesellschaften über. Ma foi, theure Ida, ich konnte oftmals nicht begreifen, wie Sie, so schön, reizend, aimable —"

Ida machte mit der Hand eine abwehrende Geberde.

„Lassen wir das, Graf," sagte sie in nachlässigem Tone, „und verbittern wir uns die Gegenwart nicht mit Gedanken an das, was gewesen ist. Sie wissen, warum ich Reindl geopfert habe; nicht weil

er arm geworden ist — er war ja nie reich — sondern weil ich in Ihnen den Mann gefunden zu haben glaube, der meiner würdiger ist."

„I — ja, theuerste Ida!" rief der Graf. „Wie glücklich machen mich diese Worte."

„Sie sagen, daß Sie mich lieben?"

„Ich bete Sie an."

„Sie wollen die Unordnung, in welche meine Verhältnisse durch Reindl gerathen sind, wieder zur Ordnung machen?"

„Gebieten Sie — ich will Alles."

„Ich brauche viel, Graf!"

„Pardieu!" rief Holzhausen, sich in die Brust werfend, „ich bin reich. Verlangen Sie, befehlen Sie, theure Ida, — ich begehre nichts, als Ihnen jeden Wunsch zu erfüllen."

„Ihre Großmuth überwältigt mich, Graf!"

„Ich opfere Alles Ihrer Liebe."

„Ich kann Ihrem Andringen nicht länger widerstehen —"

„Ida — Sie sind mein —"

Da tönte ein Klopfen an der Thüre.

„Dein!" flüsterte Ida rasch, mit einem brennenden Blicke auf den Grafen,

Dann gab sie die Erlaubniß zum Eintritte.

Ein junger Mann, stutzermäßig gekleidet, tänzelte graziös in den Salon, küßte die Hand der Dame des Hauses mit affectirter Ergebenheit und begrüßte sodann den Grafen, der ihn indeß nicht mit den freundlichsten Blicken ansah, in verbindlichster Weise.

Der neue Ankömmling hieß Alois Hutschek und war der Sohn eines ungemein reichen aus Mähren nach Wien gewanderten Armeelieferanten. Er gab das Geld, das sein Vater zusammenscharrte, mit vollen Händen aus und galt für einen Lebemann par excellence, was ihm, da er nicht mehr als zweiundzwanzig Jahre zählte, ungemein schmeichelte. Sein einziges Unglück war, daß er schlechtweg Alois Hutschek hieß und daß er seinen sonst so willfährigen Vater in keiner Weise bewegen konnte, sich auch nur den kleinsten Adelstitel zu erkaufen. Da sich dies indessen nicht ändern ließ, so suchte Herr Hutschek den Fehler wett zu machen, daß er den Fiakerkutschern, den Garçons in den vornehmen Restaurationen u. s. w. so reichliche Trinkgelder gab, daß sie ihn dafür Alle „Herr Baron" nannten,



Das unheilvolle Fußbad.

ja ihn selbst „Fürst“ genannt haben würden, wenn seine Bescheidenheit gegen diese Standeserhöhung nicht deprecirt hätte.

Das Trifolium begann zu plaudern, von Dem, von Jenem, von den Theatern, Niaiserien und gewöhnlichem Klatsch. Der Graf starrte nebenbei seine neue Geliebte in Einem fort mit blöden verliebten Augen an und benützte jede passende und unpassende Gelegenheit, ihr die Hand zu pressen.

Dann kam ein neuer Gast.

Leicht, elegant, nicht mehr jung, präsentirte sich Baron Arthur von Dulac der Gesellschaft. Er war überall, kannte und wußte Alles. Man empfing ihn überall, fetirte ihn, und doch kannte Niemand die eigentlichen Einnahmsquellen des Barons. Sein Benehmen war das eines Hofmannes, die Weiber schwärmten für ihn, die goldene Jugend der Residenz pries ihn als Muster.

Dulac und der Graf begrüßten sich voll Herzlichkeit; mit Hutschek tauschte er einen freundlichen, doch etwas ceremoniellen Händedruck.

„Mademoiselle,“ sagte Dulac zu Ida, ihre Hand graziös an seine Lippen führend, „ich bin glücklich, Ihrer heutigen Einladung Folge leisten zu können. Als ich Ihr Billet erhielt, war eben auch Graf Löwenstein bei mir, mich zu einer Soirée für heute in seinem Hause zu laden. Excusez, mon ami,“ sagte ich, „wenn die Schönheit ruft, müssen alle Stimmen schweigen. Der ersten Grazie von Wien darf man kein refus schicken.“

Ida lachte.

„O, und was sagte Graf Löwenstein dazu?“

„Er machte gute Miene zum bösen Spiele; gab aber schließlich zu, daß er an meiner Stelle es ebenso gemacht haben würde. Ha ha, diable! — der arme Graf! Für sein Leben gern käme er einmal in eine Ihrer kleinen Gesellschaften, von deren Reizen ich ihm so viel erzählt habe, aber — seine Frau — mon Dieu! sie ist eifersüchtiger, als es jemals ein Weib gewesen.“

Ida klatschte fröhlich in die Hände.

„Und nun wagt es der Graf nicht, zu kommen!“ rief sie aus.

„Wo denken Sie hin?“ entgegnete Dulac. „Der Graf ist muthig und unternehmend; er wird den Chimborasso hinansteigen wenn es sein muß; er wird seinen Fuß kühn in den Käfig eines

Löwen setzen — aber niemals das Boudoir einer schönen Frau betreten, ausgenommen seiner eigenen."

Alle lachten.

„Er fürchtet seine Frau?" spöttelte Hutschek.

„Ei, mein Herr," sagte Dulac in ernstem Tone, „und er thut recht daran."

„Pah — ich finde es kleinlich, ich nenne das — „unter dem Pantoffel" sein."

„Mon Dieu, mehr weniger sind wir das Alle."

„Ich werde es niemals sein," sagte Hutschek stolz.

„Sie, Monsieur?" entgegnete Dulac lachend. „Ich prophezeie Ihnen, daß Ihre Frau aus Ihnen dereinst machen wird, was Sie will."

„Soll's eine Wette gelten?"

„Wenn es Ihnen beliebt."

„Halt, meine Herren," fiel Ida ein, „ich erkläre diesen Zwischenfall für beendigt."

„Madame, Ihren Befehlen gegenüber giebt es kein Widerstreben," sagte der Franzose galant.

„Sonst hätte ich die Wette gehalten auf Tod und Leben," murmelte Herr Hutschek.

Der Mohr, der sich in Ida's Diensten befand, entzündete die Lichter im Salon.

In diesem Augenblicke erschien noch ein Gast. Es war dies ein dickes, rundes Männchen, dessen jugendliche Kleidung seltsam mit dem wohlgenährten Bäuchlein contrastirte.

„Herr von Pangerl," rief Ida, ihm die Hand bietend, „willkommen!"

„Bon soir, Pangerl!" sagte Dulac.

„Guten Abend, mein Theurer," der Graf.

Hutschek schüttelte dem Ankommenden die Hand mit einer Art ingrimmiger Freundlichkeit. Er haßte den kleinen Dicken, und warum? — weil er von Pangerl hieß und Hutschek sich jedesmal bei seinem Anblicke sagte: „Dies Faß, dieser Mensch mit dem ordinären Aussehen ist adelig, und ich, mit meiner eleganten Tournure, mit den in Aussicht stehenden Millionen — ich bin es nicht!"

Herr von Pangerl kannte die Gesinnungen Hutschek's, und bei all' seiner Gutmüthigkeit versagte er sich doch selten die kleine Rache, zu seinem Feinde entweder schlechtweg „Herr Hut-

schek", oder mit besonderer Ostentation „Herrr—r Baron" zu sagen.

Die Unterhaltung wurde immer lauter und lebhafter.

Dulac trat an das Clavier, spielte einige lustige Walzer und Pangerl begleitete selbe mit einigen kühnen Trillern. Graf Holzhausen schwelgte in Betrachtung seiner theuren Erwählten, die nicht unterließ, mit verstohlenen Händedrücken und vielverheißenden Blicken das Feuer zu schüren, das in ihm lohte.

Als Pangerl eben wieder eine halsbrecherische Roulade gewagt hatte, schrie Hutschek in komischem Entsetzen auf und verhielt sich die Ohren.

„Willst Du mich taub machen?" rief er aus.

„Herrr—r Baron!" erwiderte Pangerl. „Du verstehst nichts vom Gesange."

„Ich verstehe zum Mindesten nicht, in wie ferne das Gesang sein soll."

„Armer Herr Hutschek — Deine musikalische Bildung liegt sehr im Argen. Göttliche Hausfrau — erste Grazie von Wien, wie man Sie so wahrhaft nennt" — wendete sich Pangerl in grotesker Attitude an Ida, — „urtheilen Sie, wer von uns Beiden berechtigter ist: Ich, Heinrich Maximilian von Pangerl zu singen, oder mein ehrenwerther Freund, Herr Alois Hutschek zu kritisiren."

„Ruhig, meine Herren; — Ihr seid Einer so viel werth, wie der Andere, und da Ihr mein Urtheil anruft, so verurtheile ich Euch Beide hiermit von Rechtswegen in die Kosten des heutigen Soupers."

„Angenommen!" rief Hutschek, der nicht nur gerne groß that, sondern auch stets dabei war, wenn es irgend eine Art von Verschwenden galt.

Herr Pangerl verneigte sich schweigend.

„Weise Richterin," sagte er, „Du hast Deine Gerechtigkeit sicher am Burgthore studirt; bei ihr geht auch Alles d'runter und d'rüber."

Zur Erläuterung für unsere Leser müssen wir hier bemerken, daß diese Anspielung auf das, in Lapidarschrift angebrachte Wort „Justitia" (Gerechtigkeit)ˣ auf dem Burgthore, auf welchem man spazieren ging, und unter welchem man durchging, eines der humorvollsten Bomots der witzsprudelnden Wiener jener Tage war. Gleich,

ganz richtig, übrigens steht der ganze lateinische Wahlspruch auf dem Thore.

nachdem die bekannte Inschrift auf das Thor gesetzt worden war, rief nämlich ein Spaßvogel aus: „Das is a saub're G'rechtigkeit, bei der Alles d'runter und d'rüber geht!" (Die Autorschaft wird Ferdinand Raimund zugeschrieben.)

Der Mohr erschien nun wieder, und meldete, daß im Nebensalon das Souper servirt wäre.

Die kleine Gesellschaft schritt dahin, wo sich bereits ein paar Gesellschafterinnen Ida's befanden. Der Tisch war glänzend decorirt und besetzt.

Man nahm Platz — Graf Holzhausen zu Ida's Rechten, Dulac an ihrer linken Seite. Der Mohr servirte.

Es ging lustig her an dem Tische, der Wein löste die Zungen. Scherze flogen hin und her, leichtfertige Worte fielen und eine tolle Laune bemächtigte sich nach und nach Aller.

Der Champagner floß in Strömen.

Man brachte Toaste aus, erzählte kleine, schlüpfrige Geschichtchen, jubelte, sang und trieb es immer toller, je mehr der Wein in die Köpfe stieg.

Da stand Graf Holzhausen auf; seine Wangen glühten, seine Augen funkelten und mit etwas schwerer Hand erhob er sein Glas.

„Meine Freunde," sprach er mit etwas widerstrebender Zunge, „ich bin ein glücklicher Mensch — ich bin wie im siebenten Himmel Mahomed's — ich tausche nicht mit —"

„Zur Sache!" rief Bangerl. „Daß Sie glücklich sind, Graf, wissen wir, jetzt sagen Sie uns: warum Sie es sind."

„Ida liebt mich," stammelte der Graf, seinen Arm um den Nacken der Nachbarin schlingend, in weinseligem Tone, „sie hat es mir heute gestanden — ich bin glücklich — o sehr glücklich!"

„Parbleu, Graf," rief der Baron Dulac, „ich beneide Sie. Aber Sie verdienen Ihr Glück. Ein Cavalier wie Sie, sans peur et sans reproche ist geschaffen, selbst bei Venus obzusiegen. Sie sollen leben, Graf!"

„Vivat!" riefen die Andern.

Die Gläser klangen zusammen.

Der Graf schüttelte Allen gerührt die Hände; dann umarmte er Ida und küßte sie.

Sie ließ es sich gefallen und streifte mit den Blicken lächelnd über die Zuschauer.

„Göttliches Weib!“ sagte Pangerl in scherzend vorwurfsvollem Tone, „und ich — wo bleib' ich?“

Ida schlug ihm lachend ein Schnippchen.

„Voilà!“ rief sie dazu, „nachdem ich dem Grafen mein Herz geschenkt, bleibt für Euch nichts weiter, que ça!“

„O, und was bekommt denn mein armer Hutschek, der Herrr—r Baron?“

„Laß mich aus dem Spiele, Pangerl,“ rief der Genannte etwas ärgerlich, „Deine Sorg' ist ganz überflüssig.“

„Undankbarer!“ sprach der Dicke mit groteskem Pathos, „Deine Seele ist schwärzer als das Antlitz dieses Mohren. Ich begreife nicht wie ein Wesen von solcher Verworfenheit athmen, leben kann in der Nähe einer himmlischen Erscheinung, als Madame Ida sich meinen Augen zeigt.“

„Warum nicht?“ warf Dulac hin. „Die Sonne scheint auch über Gerechte und Ungerechte.“

„Ida ist schöner, als die Sonne,“ rief der Graf Holzhausen; „diese leuchtet nur bei Tage, Ida verherrlicht unsere Nächte.“

„Graf,“ erwiderte Pangerl mit leiser Ironie über dieses höchst zweideutige Compliment, „für diesen ganz originalen und unnachahmlichen Ausspruch Ihres fein besaiteten poetischen Gemüthes sage ich Ihnen den herzlichsten Dank im Namen der Gesellschaft, deren geheimste Gedanken Sie in so zarter Form zum Ausdruck brachten.“

„Ida ist die Krone aller Weiblichkeit!“ sagte Hutschek.

„Man sollte ihr einen Tempel bauen, als der ersten Grazie von Wien!“ rief Dulac.

„Tausend Genien müßten ihr zu Diensten sein,“ sprach Pangerl; „sie müßten bei Tagesanbruch den Thau von den Blumen sammeln, damit Ida ihre süßen Füßchen in demselben bade.“

„Fidonc!“ fiel Dulac ein, „ein Thaubad! Jede Bauerndirne nimmt ein solches, wenn sie früh Morgens ohne Schuhe über eine Wiese schreitet. Madame's Füßchen müssen in Rosenessenz baden —“

„Pah,“ rief der Graf, „Ihr plaudert alle zusammen tolles Zeug! Ich sage: in Champagner!“

„Hurrah — in Champagner!“ stimmten die Andern jubelnd ein. „Der feurige Wein, der uns so warm durch die Kehlen rinnt,

der uns so heiter stimmt — er allein ist würdig, die Füßchen unserer Königin zu netzen, deren leuchtende Augen seine Gluth noch beschämen."

Alle schrieen toll und jubelnd durcheinander.

„Champagner — Champagner!"

Auf einen Wink Ida's brachte der Mohr ein großes Waschbecken von schwerem Silber, das er zu den Füßen seiner Gebieterin niederstellte.

Dann goß er die erste Flasche in das Becken und endlich reichte er den Herren, auf ihr stürmisches Begehren, andere entkorkte Champagnerflaschen.

Ida streifte die Schuhe ab und die feinen seidenen Strümpfe und stellte ihre kleinen, weißen, blaugeäderten Füßchen in das Becken.

Und die Herren gossen nun den kostbaren Wein, von dem eine Flasche mehr kostete, als eine arme Familie wöchentlich zum Leben brauchte, lachend und jubelnd über dieselben.

Ali, der Mohr, stand jetzt im Hintergrunde und blickte dem Treiben kopfschüttelnd und mit finsterer Miene zu. Der ehrliche Bursche fühlte sich instinctmäßig angewidert von dem Uebermuthe, der den kostspieligen Wein vergeudete, die Füße einer Courtisane in demselben zu baden. Er wußte nur zu genau, daß alle diese Herren sich voll Unwillen abgewendet haben würden, wenn Jemand an sie das Verlangen gestellt hätte, eine Summe, wie sie das kostbare Fußbad verschlang, der Armuth zukommen zu lassen.

„Oh," murmelte er, „Fußbad wird sein für every one (Jeden), der helfen mit, very noxious (unheilvoll)!"

Und gar bald sollte sich theilweise die trübe Ahnung des Mohren bestätigen, denn — gerade als das tolle Treiben den Gipfelpunkt erreicht hatte — ertönte schrill und scharf die Hausglocke.

Alle hielten inne und stutzten.

Ida dachte im ersten Augenblicke an Reindl, und ihre Wangen entfärbten sich.

„Geh', Ali," befahl sie, „sieh' nach, wer um diese späte Stunde noch kommen mag."

Der Mohr ging.

Ida nahm die Füßchen aus dem Bade und der Graf leistete ihr die Dienste einer Zofe.

Ali kam zurück.

„Oh, kleine Missis (Fräulein) da," sagte er mit trübseligem

Gesichte, „arme kleine Missis — ganz müd und matt — kann sich kaum halten auf die Fuß — arme kleine Missis! Und wie ausschaut — troubled from top to toe (verstört vom Kopf bis zu den Füßen) —

„Wen meinst Du denn, Ali?"

„Now (nun)! Die Missis, was immer sein gekommen mit die captain (Hauptmann) — kleine Missis Fanny —"

„Was? Fanni, vom Hauptmann Reindl?"

Der Mohr nickte.

„Yes — yes — der sein da. Oh — ihr häng' der shoe (Schuh) an die foot (Fuß)."

„Laß' das Kind herein — rasch!"

Im nächsten Momente stand die Kleine bleich und zitternd vor Ida.

„Wo kommst Du her — und in diesem Zustande?!" frug Ida.

„Vo — von Baden!" stammelte Fanni.

„Wie Du aussiehst — Du dürftest den Weg zu Fuß gemacht haben!"

„Das hab' ich auch beinahe; ich bin sehr viel gegangen — und als ich nicht mehr weiter konnte, nahm mich ein mitleidiger Fiakerkutscher auf seinen Wagen und brachte mich hierher."

Alle gaben durch Ausrufe ihre Staunen kund.

„Was ist geschehen?" frug Ida endlich dringender. „Wo ist Dein Vater?"

Fanni begann zu weinen.

„Sie haben ihn auch hierhergeführt . . . ein Officier und viele Soldaten . . . und gefesselt war er mit eisernen Ketten . . . und die Leute wollten ihn todtschlagen . . ."

Ida fuhr erschrocken empor; — eine Art Bestürzung malte sich auch in den Mienen ihrer Gesellschaft.

„Todtschlagen — gefesselt!" stammelte Ida erbleichend. „Erzähle doch — was ist denn vorgegangen?"

Stammelnd und schluchzend berichtete die Kleine die Vorgänge, deren Zeugin sie geworden. Man mußte dem angsterfüllten Kinde oftmals mit Fragen nachhelfen, um endlich die ganze schreckliche Wahrheit aus demselben herauszubringen.

Als die Kleine endlich sagte, wer der Mann gewesen sei, auf welchen Hauptmann Reindl sein Mordgewehr abgefeuert habe, da schwand mit einem Male die fröhliche Stimmung aus dem über-

müthigen Kreise, und Angst und Bangen bemächtigte sich sämmtlicher Anwesenden.

Alle kannten die intimen Beziehungen, in welchen Reindl zu Ida gestanden; sie wußten, daß er große, weit über seine Kräfte reichende Geldopfer für sie gebracht habe; so erwachte denn in Allen nun die Furcht, mit einbezogen zu werden in den Proceß und am Ende bei dem bekannten, hier aber wohlgerechtfertigten Mißtrauen der Polizei, Untersuchungen und Verhöre bestehen zu müssen.

Reindl war oft in ihrer Gesellschaft gewesen, sie hatten mit ihm gespielt, sich an öffentlichen Orten mit ihm gezeigt — die Polizei bedurfte wahrhaftig keiner größeren Anhaltspunkte, um ihre Untersuchungen auf sie auszudehnen; Ida war ferner die Geliebte des Hauptmanns gewesen; man wähnte, schon im nächsten Augenblicke das Haus mit Soldaten umstellt und die schöne Bewohnerin desselben als Mitschuldige gar in das Gefängniß geführt zu sehen, denn die Polizei machte gewiß wenig Umstände mit der „ersten Grazie von Wien", wenn es sich um ein so ruchloses Verbrechen handelte.

All' dieses war Grund genug, daß die vor Kurzem noch so enthusiastisch zum Ausdrucke gelangten Gefühle der Anbetung mit einem Schlage erkalteten und Jeder — der Graf nicht ausgenommen, ja vielleicht der Erste unter ihnen, sehnlichst wünschte, das „graue Haus" im Rücken zu haben.

Herr Hutschek war der Erste, der, unter dem Vorwande, in einem nahen Kaffeehause Erkundigungen über das Ereigniß einzuziehen, verschwand.

Ihm folgte Pangerl, dann rüstete der Graf zum Aufbruche, ganz vergessend auf das süße Tête à Tête, welches ihn nach dem Souper erwartete. Wohl versprach er, am nächsten Morgen wieder zu kommen, aber aus seiner Miene war deutlich zu entnehmen, daß dies nicht der Fall sein würde.

Alle — Alle entfernten sich; es blieben nur Ida, Dulac, die kleine Fanni und Ali, der Mohr, in dem Gemache.

Ida war in großer Aufregung. Immer und immer wendete sie sich mit Fragen an das Kind, das sich vor Schlaf und Müdigkeit kaum mehr aufrecht halten konnte.

Der Mohr allein bemerkte das und hob die arme Kleine mitleidig in einen Fauteuil.

„Der Vater," stammelte Fanni, „sagte mir — ich solle hierher — zu Ihnen — ich hätte keine Freundin, als Sie!"

„A beautiful friendly alliance! (Schöner Freundschaftsbund das!") dachte sich der Mohr und seine Miene verdüsterte sich.

„Was soll ich anfangen mit dem Kinde?" wendete sich nun Ida an Dulac.

„Sie müssen dasselbe behalten."

„Ich muß?"

„Freilich. Was wollen Sie sonst thun? Alle Welt kennt die Beziehungen, in welchen Sie zu dem Wahnwitzigen standen. Das Kind ist übrigens sehr schön —"

Ida warf einen langen Blick auf Fanni's Antlitz.

„Ali," befahl sie, „nimm sie auf den Arm und trage sie zu meiner Zofe. Sie soll für das Kind einstweilen sorgen. Morgen will ich weitere Anordnungen treffen."

Der Mohr hob die Schlafende in seine Arme und trug sie aus dem Zimmer.

„Poor angel!" (Armer Engel) sagte er draußen, die Kleine zärtlich küssend; dann gab er sie der Zofe, der er in seinem englisch-deutschen Kauderwälsch die höchste Sorgfalt empfahl.

Fanni erwachte, als die Zofe sie zu entkleiden begann.

„Meine Rose — meine Rose!" stammelte sie ängstlich.

Sie zog selbe, zerdrückt und halb verwelkt, aus dem Busen und gab sie der Zofe, mit der Bitte, ihr selbe wohl aufzubewahren.

Die Zofe sagte zu; erst dann ließ sich die Kleine zu Bette bringen und war bald in tiefen Schlaf versunken.

Wir kehren in den Salon zurück, in dem wir Ida und den Baron Dulac verlassen haben.

Der Letztere saß in zwangloser Haltung auf der Armlehne eines Fauteuils, während Ida, mit verschränkten Armen, unruhig auf und ab ging.

„Die Neuigkeit," begann der Baron, „fiel wie eine Bombe mitten in unsere Fröhlichkeit. Ich glaube, Ida, daß Du auf den Grafen Holzhausen nicht weiter rechnen darfst."

Ida, welche durch die vertrauliche Anrede des Barons nicht überrascht schien, verzog verächtlich den Mund.

„Er ist eine Memme," sagte sie, „und Hutschek wie Pangerl sind, obwohl sie unabhängiger sind wie der Graf, auch nicht besser."

„Jener fürchtet den Hof, diese wieder die Polizei. Uebrigens wäre es wohl möglich, daß Du einige Fatalitäten haben könntest. Man weiß sicher, wohin Reindl das viele Geld gethan hat.“

„Mag man's wissen,“ erwiderte Ida trotzig, „soll ich einen Anbeter fragen, woher er sein Geld hat. Uebrigens fürchte ich nichts, ich bin unschuldig an dem Attentate, das weiß die Polizei ganz gewiß, und so wird man mich in Ruhe lassen.“

„Aber der Graf! Schade — ich fand niemals einen Gimpel, der sich mehr zum Rupfen eignete. Du ließest ihn zu lange zappeln.“

„Pah — er kommt wieder, sobald er sieht, daß das Gewitter spurlos an mir vorüberzieht. Er hängt zu fest in meinem Netze, und wenn ihn jetzt die Furcht entfernt hat, so wird er reuig wiederkehren, sobald diese Furcht verschwunden ist.“

„Ich wünsche, daß dem so sei. Dann lasse ihm Deine Macht fühlen.“

Ida's Augen blitzten.

„Das soll er,“ antwortete sie, die kleine Hand zur Faust ballend, „ich will ihn zu Grunde richten, bis er betteln geht!“

„Hoffentlich gestattest Du mir, Dir dabei behilflich zu sein?“

Ida antwortete nicht.

„Für die nächste Zeit,“ sagte sie nach einer Pause, „werde ich wohl genöthigt sein, mich etwas reservirt zu verhalten.“

„Daran wirst Du wohl thun.“

„Ich werde mich nicht öffentlich zeigen —“

„Bis der Hauptklatsch vorüber ist,“ vollendete der Baron.

„Vielleicht eine Reise —“

„Halt,“ fiel Dulac ein, „ça sera pire qu'un crime, ça sera une faute (das wäre schlimmer als ein Verbrechen, es wäre ein Fehler)! x) Das sähe einer Flucht gleich, und aus dieser könnte man leicht auf ein Schuldbewußtsein schließen. Du mußt hier bleiben, hier im grauen Hause, nur Deine etwas geräuschvollen Abendunterhaltungen einstellen und Theater, wie öffentliche Promenaden meiden; man darf weder Dich auf der Bastei, noch im Prater, noch im Volksgarten oder auf dem Wasserglacis sehen. Gehe dafür etwas fleißiger in die Kirchen, besonders, wo sich die feine Modenwelt versammelt: Stefanskirche, Michaelerkirche.“

„Ich will es in Gottesnamen thun.“

x) Katharina v. Medicis; auch ein liebenswürdiges Weib!

„In vier Wochen ist die Sache verraucht. Sobald Reindl abgeurtheilt ist —“

Unwillkürlich erbebte Ida.

„Man wird ihn —“

Das Wort wollte nicht über ihre Lippen.

„Aufhenken“, vollendete Dulac ruhig, — „wahrscheinlich. Kaiser Franz versteht keinen Spaß, umsomehr als hier das Gesetz unzweifelhaft spricht, und dann gar, wo es das in Oesterreich wirklich Unerhörte: einen Angriff auf eine Person der kaiserlichen Familie, gilt. O, Ida, ich bitte Dich, hüte Dich vor Allem, Mitleid mit dem Wahnsinnigen zu äußern.“

„Und das Kind —“

„Ei, die Kleine magst Du behalten, man wird Dir das als besonderen Edelmuth anrechnen. Zudem“ — fügte er mit cynischem Lächeln hinzu — „verspricht sie, sehr schön zu werden.“

„Das Kind genirt mich im Hause.“

„Ei, so gieb es irgendwo in Pflege.“

„Ich sinne darüber nach.“

„In eine Pension, — etwa zur Madame Schwitzer in's Freihaus.“

„Das kostet zu viel.“

„Nun denn, also auf's Land.“

„Ich möchte sie nicht zu ferne von mir wissen.“

„O, etwa gar aus Zärtlichkeit?“

„Spotte nicht; ich wüßte nicht, was mich so besonders zu dem Mädchen hinziehen sollte. Doch, es eilt nicht, ich habe Zeit genug, einen Entschluß zu fassen. Geh' jetzt, Arthur, die Sache hat mich angegriffen.“

„Ich werde morgen den Grafen aufsuchen.“

„Gut so, Du wirst sehen, daß er meiner noch gedenkt.“

„Und unsere beiden anderen Freunde?“

„Ah — Hutschek ist ein Narr —“

„Mir zuweilen sehr werthvoll.“

„Und Pangerl ein Knicker.“

„Man muß ihn an seiner schwachen Seite zu fangen wissen.“

„Thu', was Du willst.“

„Hast Du Geld, Theure?“

„In Allem vielleicht zweihundert Gulden.“

„Du kannst wohl die Hälfte entbehren. Ich bin arm, wie eine Kirchenmaus.“

Ohne Widerrede ging Ida in das Nebenzimmer und kam, eine Hundertguldennote in der Hand, wieder zurück.

„Hier“, sagte sie, dem Baron die Banknote reichend.

„Du bist ein Engel,“ antwortete Dulac, das Geldzeichen zusammenfaltend und in die Tasche schiebend. „Ich will nun gehen.“

Er reichte Ida die Hand und verließ den Salon.

Der Mohr geleitete ihn bis an das Thor, um ihm dasselbe zu öffnen.

Als der Schwarze zurücktrat, schüttelte er nachdenklich den Kopf.

„Ob er das sein?“ murmelte er in seinem gebrochenen Deutsch. „Er ihm sehen sehr gleich — aber die hair (Haar) von ihm sein black (schwarz), was war bei die Ander' fair (blond). Ob — Ali wird geben Acht. Wenn er haben Recht, dann sein Ali in a bad house (einem schlimmen Hause)! Er da nicht bleiben!“

Baron Dulac schritt trällernd die Straße fort.

„Trotz Ida's Zuversicht“, sagte er, „glaube ich, daß ihr Stern im Niedergang ist. Die Aristokraten werden sie abandonniren, und Bürgerliche, die sich so kostbare Maitressen auf die Dauer bezahlen, sind nicht allzu viele. Auf die Dauer — da steckt's. Nun wird sie von Hand zu Hand gehen, und dann — wozu das weiter ausmalen! Ich will mit ihr gehen, so lang es für meine Zwecke passend ist. Scheint mir dies nicht mehr der Fall, dann will ich wohl die Mittel finden, die mich befreien.“

Sechstes Capitel.

Eine Hochzeit im Kerker.

Die Untersuchung, welche die Militärgerichte gegen Reindl führten, waren ziemlich rasch abgeschlossen. Reindl gestand, daß er das Verbrechen nur aus grimmigem Zorn gegen den Kronprinzen, in Folge Verweigerung der erbetenen neunhundert Gulden, begangen habe und die anderweitigen Nachforschungen stellten diese Angabe auch als vollkommen wahr heraus. Somit wurde weiter Niemand in den Proceß verwickelt.

Das Urtheil ward gesprochen, es lautete auf Tod durch den Strang, aber — das innige Flehen des edlen Kronprinzen hatte gewirkt. Der Attentäter wurde, gegen alles Erwarten, von Kaiser Franz begnadigt und das Gericht sprach sodann über ihn lebenslängliche Festungshaft aus, behufs welcher er nach der ungarischen Festung Munkacs abgeführt wurde, die vornehmlich als Staatsgefängniß Verwendung fand.

Franz Tauscher, der Gärtner, wurde, als Belohnung für den Muth, den er bei der Ergreifung Reindl's bezeigt und durch welchen er den Verbrecher wahrscheinlich verhindert hatte, einen zweiten Schuß auf den Kronprinzen abzufeuern, von Kaiser Franz sogleich in seinen Dienst als k. k. Leiblakai aufgenommen. Also war es doch derselbe Mann, den er im Gasthause getroffen, der ihm, wenn auch in ganz unverhoffter Weise, zu der ersehnten Stelle verholfen hatte.

Auch die andern Personen, die bei Reindl's Festnahme mitgewirkt hatten, wurden reichlich belohnt. Andreas Keller, dem Bedienten von Frau Ephraim, wurde die nächste in Erledigung kommende Leiblakaien-Stelle zugesichert, der Hauer Josef Glarner und der Fuhrmann Josef Bernscherer wurden sowohl von Kaiser Franz

und seiner Gemahlin Karoline Auguste, dann von König Ferdinand und seiner Gemahlin Maria Anna reichlich beschenkt.

Die Bevölkerung gab dem Kronprinzen alle möglichen Beweise ihrer Freude über seine glückliche Rettung. Als das Königspaar Tags nach dem Attentate nach der sogenannten Krainerhütte fuhr und später einen Spaziergang im Parke machte, auch die nächsten Tage überall, wo sich der König zeigte, empfing er die rührendsten Beweise der Liebe und Anhänglichkeit des Volkes.

Nach und nach erst legte sich die Aufregung wieder, welche dieser unerhörte Vorfall erregt hatte.

Was Ida anbelangt, war sie unbelästigt geblieben und sie hatte Recht, als sie behauptete, daß der Graf sich ihr wieder zu nahen versuchen würde. Er kam, und entschuldigte sein Ausbleiben mit den vielen Besuchen, Hofceremonien, Dankfesten u. dgl., welche eine Folge des Attentats gewesen.

Ida hieß ihn zärtlich willkommen; sie machte ihm keinen Vorwurf, in ihrem Herzen aber rief es:

„Du bist mein — ich will Dich die Demüthigung, die Du mir angethan, theuer bezahlen lassen!“

Wir wenden uns nun weg von der Begebenheit, welche einem bisher unbescholtenen Mann das düstere Festungsthor öffnete, um den Lesern zu einer nicht minder traurigen Scene zu führen.

Wie spannt sich der blaue Himmel so hell über Oesterreichs grüne Fluren, wie lächelt sein ewiges Auge so freundlich herab auf das geliebte Wien, auf die Stadt des frohen Muthes, des leichten Sinnes, der überkecken Fröhlichkeit! Wenn man auf der großen Straße von Böhmen her über die Taborbrücke hereinwanderte — zur Zeit wo unsere Erzählung spielt, gab es noch keine Eisenbahn, keine Dampfschiffe — so führte Einem der Weg zu allererst durch des Praters Schattengänge, so daß man zur Linken die grelle Janitscharen-Musik vernahm (man nannte sie im damaligen Wien schlechtweg: „die türkische Musi',“ heute heißt sie „Militärcapelle“), die aus dem Reiche des „Wurstl“ (Marionettentheater) scholl, und den Schaaren der Waller begegnete, die zu Fuß, zu Roß und zu Wagen aus der „Jägerzeil“ (heutige Praterstraße) dem gelobten Lande der Fröhlichkeit zuströmte.

Unsere Leser führen wir jedoch rasch vorbei an den anziehenden oder glänzenden Erscheinungen jener Tage, vorüber an den lockenden

Kaffeehäusern, vor denen unter Zelten nach südlicher Sitte die Gäste im süßen Nichtsthun weilten, durcheilen die Leopoldstadt, überschreiten die Ferdinandsbrücke und steigen beim „rothen Thurm" empor, um durch das Rothgäßchen auf den „hohen Markt" zu gelangen, den wir quer durchschneiden, bis wir an der Ecke bei den „Tuchlauben" vor einem großen, schönen und dennoch unheimlichen Hause stehen bleiben, wo in hechtgrauer Uniform Soldaten der Polizei Wache halten. Es ist dies das Criminalgericht, welches damals in jenen Räumen seinen Sitz hatte, zugleich das Gefangenhaus, und auch dieses wurde (in Folge der Tracht aus grauem Tuche, welche die Verurtheilten trugen) das „graue Haus" genannt, heißt noch heute, wenngleich auf anderer Stelle befindlich, noch immer so.

Die „Schranne", wie es gewöhnlich genannt wurde (dies von den Handwerkerstühlen oder Schrannen, die vormals hier standen) war der Ort, wo vormals der Stadtrichter mit dem Rath der Zwölfe (Justiz- und Criminalsenat) seinen Sitz hatte. Ging es um Leib und Leben, so saß der Stadtrichter allda öffentlich vor allem Volk am Söller (Balcon), geziert noch bis auf unsere Tage mit der steinernen Statue der Themis auf einem steinernen Richterstuhl, das Schwert der Gerechtigkeit in der einen, die Wage in der andern Hand, und auch der Richter führte bei diesen Sitzungen ein bloßes Schwert in der Hand. Bei der stets zunehmenden Bevölkerung der Hauptstadt jedoch und der nothwendig dadurch vermehrten Zahl der Vergehen zeigte sich das Criminalgefangenhaus schon seit langer Zeit als zu gering am Umfang, und seine Ueberfüllung führte verschiedene Inconvenienzen herbei.

Diese Angelegenheit kam schon im Jahre 1816 zur Sprache; es wurden auch dem Kaiser Franz Vorschläge in dieser Sache vorgelegt und in Folge dessen die Erbauung eines ganz neuen Criminal-Gefangenhauses beschlossen. Aber in der inneren Stadt fand sich kein geeignetes Local hiezu, weshalb der Platz dazu erwählt wurde, auf welchem sich bisher die bürgerliche Schießstätte bei der Alsergasse befand. Das weite Terrain bot Gelegenheit dar, den Bau so großartig als möglich auszuführen und die Nachbarschaft der Caserne zeigte sich ebenfalls geeignet, um die Wahl für diesen Platz zu bestimmen. Der Bau begann im Jahre 1830, im Jahre 1832 waren bereits die beiden Seitenflügel vollendet, darauf jedoch der Bau des

Mitteltractes ausgesetzt und erst im Jahre 1836 begonnen, drei Jahre darauf vollendet.

Nun, wir werden im weiteren Verlaufe vom neuen „grauen Hause“ und seinen bedauernswerthen Insassen noch genug zu erzählen haben; für den gegenwärtigen Moment müssen wir dem alten „grauen Hause“ auf dem hohen Markte unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Es war just an einem jener schönen Tage, an denen des Himmels Blau und der Erde Grün die Städter hinauslockte unter die Bäume, zu dem Strom, auf die Wiesen; sehnsüchtig sah da ein Gefangener des „grauen Hauses“ durch das Eisengitter an dem Bretterverschlag seines Fensters empor und gedachte der entschwundenen Lenze und der Freuden, welche sie dem Knaben, Jüngling und Mann gebracht, bis ihn das Verbrechen dem Kerker zugeführt, wo in schauerlicher Einsamkeit die Schreckbilder der Angst, die Furien der Reue alle Ruhe verscheuchten und die Stille dieser Abgeschiedenheit zu einer Hölle machten.

Doch der Muth der Verzweiflung wies die Furcht vor der unausbleiblichen Strafe zurück und die fromme Ergebung blickte nach dem Jenseits, wo auch die irdische Sühne gelten mußte, sobald die irdische Sünde zur Rechenschaft gezogen wurde; dann aber fiel es mit verdoppelter Felsenwucht auf des Mörders erbangende Seele; er schlug die Hände vor das bleiche Antlitz, und schrie zeternd auf:

„O, meine Kinder! ohne Namen, ohne Erbtheil werdet Ihr dennoch die Schmach meines Verbrechens neben der Schande Eurer Geburt tragen müssen; verachtet, arm und elend, mit Gewalt dem Abgrund zugestoßen, zu welchem Euren Vater seine bösen Neigungen allein trieben, trotz des edlen Namens und des Reichthums, die ihn davon hätten abhalten sollen!“

Da nun außen auf dem Gange Schritte hallten, das Gewehr des schulternden Wachpostens erklirrte und die schweren Riegel an der eisernen Pforte rasselten, ward dem Gefangenen für einen Augenblick leichter um's Herz. Waren es doch menschliche Wesen, vor deren Nähe die Gespenster der Einsamkeit zurückwichen.

Aber — ein neues Grauen durchrieselte eiskalt seine Glieder — als sich die Thüre öffnete, trat, neben dem Untersuchungsrichter und seinem Actuar ein Priester in seine Zelle.

„Kommt Ihr, mich zum Tode zu bereiten?“ rief der Gefangene ihnen entsetzt entgegen.

„Wohin denken Sie, Herr Baron?“ sagte hierauf der Richter. „Sie haben ja selbst die Rechte studirt und könnten's wohl wissen, daß vor allen Dingen zuerst ein Urtheil nöthig ist, ehe von dessen Vollstreckung die Rede sein kann. Darum seien Sie ruhig und gefaßt, denn ich habe Ihnen den hochwürdigen Herrn nur hergebracht, um Ihnen den Trost der Kirche zukommen zu lassen.“

„Warum gerade heute?“ fragte der Gefangene entgegen, „so plötzlich und unversehens — was bedeutet das?“

„Nun, mein Sohn,“ sagte jetzt der Priester, „sind Sie nicht in der Stimmung, die Tröstungen der Religion zu empfangen?“

„O,“ unterbrach ihn rasch der Gefangene, „wie sollt' ich nicht, hochwürdiger Vater? Ich bin gesammelt und keinen weltlichen Zerstreuungen ausgesetzt, wie Sie leicht bemerken können.“

„Mein Sohn, nicht nur von Außen kommt, was uns abwendig macht von beschaulichen Gedanken.“

„Ich bin bereit, mein Vater, und Ihnen dankbar. Mißverstehen Sie ja nicht meine Ueberraschung von vorhin. Sie sind der hochwürdige Herr Consistorialrath Minnich, der erste Seelsorger des Strafhauses — ich erkenne Sie ganz wohl — ich sah Sie vor Jahren an der Seite des unglücklichen Mörders Jaroszynski —“

„Pah, es handelt sich nicht um derlei Dinge,“ fiel ihm der Richter in's Wort. Dann wendete er sich an den Priester: „Ich überlasse Euer Hochwürden den Herrn, und bitte um das Zeichen, sobald wir nicht mehr überflüssig sein werden.“

Mit diesen Worten entfernten sich die Zeugen.

Der Gefangene begann alsbald seine Beichte mit der Zerknirschung des reuigen Sünders.

„Und haben Sie,“ fragte der Geistliche, „auch der weltlichen Gerechtigkeit Ihr Verbrechen so rückhaltslos und ohne Beschönigungen bekannt, wie mir, der an Gottes Statt Ihre Worte hier vernimmt?“

„Wie dem Himmel, so der Gerechtigkeit,“ betheuerte jener. „Ach, es war wie ein Wahnsinn über mich gekommen und ich haßte von Grund der Seele jenes Weib, zu der in schwacher Stunde die Lust der Sinne mich gezogen. Die Gluth der Leidenschaft war verraucht, aber die Pfänder meiner Schwüre athmeten und lebten — und die Mutter dieser armen Wesen drang darauf, daß ich ihnen meinen Namen

gebe und mein Erbe sichere. Letzteres hätt' ich nicht so ungern gethan, wenn nicht andere Verhältnisse eingetreten wären. War mir schon stets der Gedanke unerträglich, ein solches Weib ohne Erziehung, ohne Gefühl, für immerdar mir anzuketten, so hinderte mich daran ganz und gar der Umstand, daß eine neue Leidenschaft in mir erwacht war und ich wollte einem Mädchen meine Hand reichen, das mir gleich an Stand und Erziehung war. Da trat nun der Böse mit seinen Vorspiegelungen zu mir, und statt daß ich eingesehen hätte, wie meine ungesetzliche und heillose Verbindung mich auf immerdar jenes reinen Wesens unwürdig machte, zog ich den trügerischen Schluß, nur der thatsächliche Bestand meiner Verhältnisse sei es, der meine Verbindung mit jener Dame hindern könne, und jeder Anstoß werde sich heben, sobald der Mund verstumme, der mich des Meineids zeihen durfte. Und so führte ich den unseligen Dolchstoß —"

Erschöpft lehnte sich der Gefangene, das Gesicht verbergend, auf seine aufgestützten Hände.

Eine geraume Weile überließ ihn der Geistliche dem stummen Schmerze, bevor er wieder anhob:

„In Ihrer Bittschrift an Seine Majestät Kaiser Franz drücken Sie den Wunsch aus, gegen Ihre Kinder so viel als möglich die schwere Schuld zu sühnen und zu Gunsten derselben namentlich über Ihr Vermögen zu verfügen, bevor das Strafurtheil Sie Ihrer bürgerlichen Rechte beraube?"

„So ist es, hochwürdiger Herr — und der gütige Franz, der unser aller Vater ist, wird ein Vaterherz verstehen."

„Haben Sie aber auch genugsam bedacht, daß Ihre Stammesvettern das Erbe ansprechen können, ansprechen werden?"

„Die Gnade des Kaisers Franz wird die Waisen gegen die Habsucht meiner ebenso geizigen als reichen Verwandten schirmen?"

„Der Kaiser schirmt vor Allem das Recht und die Gesetze. Haben Sie das ganz vergessen?"

Der Gefangene seufzte schwer und tief.

„Es gäbe," fuhr der Geistliche fort, „nur Ein Mittel, das Dasein der verwaisten Wesen mit der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen auszusöhnen —"

„Nur Eines — o, ich weiß das nur allzugut, mein Vater! Aber dieses Eine hat mein mörderischer Stahl hienieden unmöglich gemacht!"

„Würden Sie," fragte nun der Beichtiger mit tiefem Ernste, „würden Sie, wenn die arme Ursula Beyer noch lebte, sich entschließen können, dieselbe aus des Priesters Hand als Ihr eheliches Gemahl zu empfangen?"

Der Gefangene stutzte Er sann nach.

„Ach," entgegnete er endlich, „die Stunde der Vereinigung wäre ja in diesem Fall doch nur die des Scheidens zugleich, und so würde ich nicht zaudern und einwilligen."

„Bedenken Sie wohl, was Sie sagen, mein Sohn, und daß ich hier an des Himmels Statt Sie höre. Nochmals frage ich Sie: Wären Sie bereit, die Ursula Beyer, Ihre ehemalige Buhlerin, als Eheweib anzunehmen?"

„Ja!" erwiderte der Gefangene freudig und dem Priester frei in's Auge blickend.

Der Geistliche aber drückte ihm gerührt die Hand, sprach die Formel der Absolution und klingelte.

Nun erschien der Meßner mit einem Chorknaben, welche den Geistlichen mit dem Ornate bekleideten, worauf derselbe dem Gefangenen die heilige Communion reichte.

Dann klingelte der Priester nochmals.

Die Thüre öffnete sich und — wie vom Blitz getroffen, starrte der Gefangene die Eintretenden an.

Von der Hand des Richters geführt erschien ein junges Weib, dessen volle und stramme Gestalt, dessen schöne und in den Farben der Gesundheit prangende, aber gemeine Züge ihm nur allzuwohl bekannt waren.

Ehe er aber Zeit hatte sich zu besinnen, sprang ihm ein hübscher, lebhafter Knabe ungestüm an den Hals, umfaßte ein kleines, schlankes Mägdlein seine Knie — den süßen Vaternamen stammelnd.

Die Kinder an sich drückend, aber kein Auge von dem Weibe wendend, stammelte der Gefangene mit blauen Lippen:

„Ursula! — Du bist's?!"

„Freili' wohl, bin i's," kreischte die bekannte gellende Stimme, „und's is g'wiß nit's Verdienst vom gnädig'n Herrn Baron, daß i' no da steh'!"

Die Kinder niedersetzend, seufzte der Gefangene:

„Weh' mir! Das rettet meinen Kopf!"

„Und nicht auch dieser unschuldigen Kinder Lebensglück?" fragte der Priester, auf die Kleinen deutend. „Herr Baron, Sie sind ein Undankbarer, wenn Sie die Gnade des Himmels nicht erkennen, der durch des Opfers Rettung die Last Ihres Gewissens erleichtert und Ihnen Gelegenheit gewährt, die vor Kurzem erst ausgesprochenen Vorsätze auszuführen."

Da nahm der Gefangene die Kinder wieder auf, indem er murmelte:

„Und dennoch wäre mir besser, durch Henkershand zu enden, als fürder ein Leben zu führen, das kein Leben ist! Noch viele Jahre wird es dauern, bis mich der Tod auf der Bank findet, auf der sie mich an die feuchte Kerkerwand in Eisenringe schmieden werden —"

Der Richter unterbrach ihn, indem er ihm ein Papier überreichte

„Lesen Sie!" sagte er. „Die Gnade Seiner Majestät des regierenden Kaisers Franz vergönnt Ihnen, noch Ihre staatsbürgerlichen Rechte auszuüben, bevor Sie derselben durch das richterliche Urtheil verlustig gehen. Noch sind Sie Freiherr und es steht nichts im Wege, daß Sie in dieser Stunde noch Ihre ehemalige Haushälterin zu Ihrer Frau Gemahlin, zur Freifrau machen und somit Ihre Kinder als adelige Sprossen legitimiren."

„Ursula!" sagte der Gefangene mit weichem Ton und streckte ihr die Hand entgegen.

Derb schlug das ordinäre Weib in dieselbe, wobei sie ausrief:

„Na, das hätt'n Sie schon billiger hab'n können, Herr Baron."

„Das wohl nicht, mein Kind," sagte der Gefangene im schmerzlichen Tone, „denn nur die Scheidestunde mag uns vereinen, und es hätte nimmermehr anders sein können. — Aber nun bitte ich, hochwürdiger Herr, lassen Sie uns zum Werke schreiten."

Der Geistliche schüttelte zwar mißbilligend das weiße Haupt; dennoch winkte er dem Meßner, der Braut den Mantel umzuhängen, unter den nach altem Brauch die Kleinen gestellt wurden, um des Segens theilhaftig zu werden, der die Schmach ihres namenlosen Daseins zu tilgen bestimmt war.

Bevor der Geistliche zur geheiligten Handlung schritt, sagte er noch:

„Es wäre überflüssig, Euch die gegenseitigen Pflichten der Ehegatten vorzuhalten, und es wäre vermessen, wenn ich, ein schwacher

Mensch, Euch noch mahnen wollte, wo Gottes Fügung so mächtig spricht. Ich weihe Euch ein — nicht zu einer glücklichen Zukunft voll Eintracht und Liebe, sondern zu einem Dasein der Reue und Buße, dessen Stütze die Erinnerung an diese Stunde der Sühne sein möge und wahrlich sein wird, so Ihr nicht etwa Euch selbst ihres Segens unwerth macht."

Die Trauung war bald vollendet.

Der Gefangene nahm wieder die Kinder zu sich, die ihn mit unbefangener Freude liebkosten.

„Gnädige Frau," sagte indessen der Richter zur neuen Baronin, „nehmen Sie jetzt Abschied von Ihrem Herrn Gemahl, denn das Gericht erwartet ihn, um das Urtheil zu sprechen."

„Und wie wird's ausfall'n?" flüsterte sie neugierig.

„Er wird leben — doch werden Sie ihn nie mehr sehen."

Da reichte Ursula dem Gatten die Hand

„B'hüt Dich Gott, lieber Mann!" sagte sie sehr kühl und kehrte ihm, der sie wie träumend anstarrte, den Rücken.

Indessen, bevor sie noch die Thüre erreichte, ward ein besseres Gefühl ihrer Meister

Plötzlich warf sie sich dem Ueberraschten zu Füßen und rief: „Ich will Deines edlen Namens würdig werd'n — laß' uns nit so von einander scheiden!"

Der Gefangene hob seine Gattin auf, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und versetzte:

„Sei die treue Mutter unserer Kinder, mache meinem Namen keine Unehre und bete für mich!"

Hierauf segnete er die Kleinen und winkte mit der Hand den Scheidegruß, indem er sich abwandte.

Noch am selben Tage erklärte das Gericht den Mörder seines Adels und seiner bürgerlichen Rechte verlustig und verurtheilte ihn zu lebenslänglichem schweren Kerker auf dem Spielberg.

Und als den in schwarz und graues Tuch gekleideten Züchtling die Schergen an die Wand der dunklen Zelle geschmiedet hatten und die Thüre hinter ihnen in's Schloß schnappte, sprach der Gefangene:

„Mein Sohn wird meinen Namen führen und ihn wieder zu Ehren bringen. Gott erhalte Franz, den Kaiser!"

Siebentes Capitel.

Die moderne „eiserne Maske".

Wir führen unsere Leser nun in die Nähe einer deutschen Grenzfestung.

Die Sonne war im Untergehen und streifte hinter einem Hügel hervor, die wundersam verschlungenen, mannigfach gebildeten Abendwölkchen mit Gold und jenem Purpur schmückend, welchen sie nur in den Tagen des Hochsommers so rein und reich verschwendet.

Dieses Prachtgewölk des beginnenden Abends spiegelte sich in dem breiten klaren Strom, der ruhig dahin wallte. Einzelne Boote und ein langer Zug verbundener Flöße glitten vorüber, und wie auf Goldgrund zeichneten sich in dunklen Umrissen Fahrzeuge, Schiffsknechte, deren Geräthschaften und Hunde in dem Glanze ab.

Aus den Dörfern und den beiden unweit gelegenen Klöstern erklang das Abendläuten, fernher tönte der Hammerschlag einer Schmiede, in einem Gehöfte schlug ein Hund an, während am Gestade ein Fuhrmann sein „Halloh!" rief, um die müden Pferde zu ermuntern.

In einem Hausgarten sang eine Magd, so frisch wie das Gras duftete, welches sie schnitt, heimkehrendes Vieh blökte, und wenn Alles auf Momente schwieg, säuselte durch Busch und Baum jenes unbeschreiblich geheimnißvolle Tönen des Sommerabends, worin die träumende Seele der Natur zu flüstern scheint.

Ein junger Wanderer, sein Ränzchen auf dem Rücken, war so ganz versenkt in dieses unaussprechlich schöne Abendbild, das sich vor seinen entzückten Blicken ausbreitete, daß er das Nahen eines Mannes, der von der entgegengesetzten Seite hastig auf ihn zuschritt, nicht früher gewahrte, bis er dicht hinter ihm mit leiser, bebender Stimme und fremdem Accent die Worte sprach:

„Mein Herr, wie weit habe ich bis zur Grenze?“

Der Wandersmann wendete sich rasch um und fuhr fast entsetzt zurück vor der verwilderten Leidensgestalt eines jungen Mannes, der offenbar den höheren Ständen angehören mußte; das verriethen die edlen Züge seines todtbleichen Gesichtes und endlich seine Kleidung, welche, obgleich in Unordnung gerathen und bestäubt, sogleich die Feinheit des Stoffes und den Geschmack in der Form erkennen ließ.

Dem Fremden entging die Bewegung des Wanderers nicht, die ihn verhinderte, dessen Frage sogleich zu beantworten; er wiederholte sie mit etwas finsterer Stimme und fügte mit dem Lächeln der Verzweiflung hinzu:

„Ich bin ein Flüchtling, ein von der Festung Entflohener, ich habe keinen Grund, es Ihnen zu verhehlen, denn am Ende ist es doch gleichgiltig, ob Sie mich festnehmen lassen wollen, oder mir die erwünschte Auskunft geben.“

„Ich fasse den Sinn Ihrer Worte,“ entgegnete der junge Wanderer rasch, „und wähle das Letztere, wenn ich vielleicht auch nicht ganz recht handle! Aber unmöglich kann ich Sie für einen Verbrecher halten, — die Grenze ist kaum eine Viertelstunde von hier entfernt.“

„Dank' Ihnen — welchen Weg muß ich gehen?“

„Allein würden Sie ihn verfehlen; ich werde Sie eine Strecke begleiten, bis wir an einen Kreuzweg gelangen werden, wo ich die Richtung zeigen werde, welche Sie zu verfolgen haben.“

Der Fremde neigte das Haupt, wie zum stummen Dank, und die Beiden schritten auf den von dem jungen Wanderer gewählten Wege vorwärts.

Eine Weile wandelte, oder vielmehr wankte der Flüchtling stumm neben seinem Führer her. Plötzlich aber begann derselbe:

„Es ist umsonst — so nahe dem Ziele, sind meine Kräfte erschöpft!“

Er brach zusammen und sank an einem Fichtenstamme nieder.

Erschreckt sprang ihm sein Begleiter zu Hilfe und fand, daß den Unglücklichen eine Ohnmacht überkommen hatte.

Leider hatte der gutmüthige Wanderer gar nichts, womit er ihn hätte laben können, nicht einmal den kleinsten Bach wußte er in der Nähe, doch nach einigen Minuten erholte sich der Flüchtling von

selbst, und als er seinen Führer sorgsam um sich beschäftigt fand, ihm Hilfe zu leisten, lächelte er dankbar, und sprach:

„Es wird bald mit mir zu Ende sein!“

„Nicht doch,“ tröstete ihn der Andere, „die Grenze ist nahe — Sie finden dort Labung, Schutz vor Ihren Verfolgern, Sie werden sich erholen, für Ihre Angehörigen erhalten werden —“

„Für meine Angehörigen?!“ stöhnte der Flüchtling und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. Nach einer Weile seufzte er: „O, nur einen Trunk Wasser!“

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß in demselben Augenblicke eine junge Bäuerin mit ihrem vollen Milchzuber daher kam.

Der Wanderer rief sie an, zahlte für ihre Milch, was sie verlangte, und zu seiner größten Freude fühlte sein Schützling nach dem Genusse derselben sich so gestärkt, daß er sich zu erheben und wieder, wiewohl nur sehr langsam, mit seinem Begleiter fortzuschreiten vermochte.

Der Führer war fest entschlossen, allen Bedenklichkeiten zum Trotz, ihn selbst über die Grenze zu geleiten, da er bisher sich längere Zeit in der Gegend aufgehalten, die Grenze wöchentlich einige Male überschritt, weshalb ihn das Aufsichtspersonal kannte und schon öfter Bekannte von ihm in seiner Begleitung ohne weitere Legitimation hatte passiren lassen, was freilich nicht ganz recht war, aber an jeder Grenze vorkommt.

Dicht an der Grenze befand sich ein Einkehrwirthshaus, wo der Wanderer seinen Schützling für die Nacht unterzubringen beabsichtigte.

Glücklich wurde dasselbe erreicht und der Wirth, dem der Wanderer natürlich nicht sagte, wer sein Schützling sei — wußte er es ja doch selbst noch nicht näher — war sogleich bereit, den von ihm empfohlenen Gast um so lieber aufzunehmen, als er ihm das verwirrte Aussehen desselben, die Zerrüttung in seinem Anzuge dadurch erklärte, daß der Fremde sich ohne Begleitung eines kundigen Führers in das Gebirge gewagt, und, wie es schon manchem fremden Wanderer begegnet, mehrere Tage, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stoßen, umhergeirrt sei.

Der Wirth glaubt dies um so eher, als, wie gesagt, die Kleidung des Fremden aus den feinsten Stoffen gefertigt war, mithin einen Mann aus den höheren Ständen verrieth, hätte nicht schon sein Benehmen allen Zweifel darüber sofort unmöglich gemacht.

Nachdem so der Fremde versorgt war, wollte sich der junge Wanderer von ihm verabschieden und bot ihm, damit er seine Reise fortsetzen könne, den Inhalt seiner Börse an.

Aber der Fremde lächelte, drückte seinem Führer die Hand und, indem er eine mit Bankbillets vollgestopfte Brieftasche aus dem Busen zog und nachlässig auf den Tisch warf, sprach er seufzend:

„Ich danke Ihnen für Ihr gutgemeintes Anerbieten, aber der Inhalt dieser Brieftasche wird Sie überzeugen, daß es dessen für mich nicht bedürfte. Ich möchte aber einen andern letzten Freundschaftsdienst von Ihnen erbitten."

„Reden Sie," sprach der junge Mann rasch, „was kann ich für Sie thun?"

„Bleiben Sie diese Nacht bei mir, und nehmen Sie eine Mittheilung in Empfang, welche ich Sie — sobald das eingetroffen, was ich vermuthe — zu veröffentlichen bitte."

Wie sehr auch der Begleiter über diese Zumuthung erstaunte, so sagte er doch zu, und der Fremde nahm seine Zusage mit sichtlicher Freude auf.

Das Abendbrod wurde bestellt, woran Theil zu nehmen jedoch der Flüchtling, zu große Ermüdung vorgebend, ablehnte.

Nachdem unter gleichgiltigen Reden über Tagesbegebnisse das Mahl verzehrt war und der aufwartende Wirth mit dem Wunsche, wohl zu schlafen, sich zurückgezogen, begann der Fremde folgende Erzählung:

Ich bin nicht wegen eines Duelles flüchtig geworden, wie Sie geglaubt haben mögen, auch kein Verbrechen irgend einer Art lastet auf meinem Gewissen, aber — das seltsamste traurigste Geschick auf meinem Leben.

Meinen Namen darf ich Ihnen nicht nennen — kann es nicht einmal, denn der Name, welchen ich führe, ist nicht der meines Vaters.

Meine Mutter, eine sehr hochstehende Dame, gebar mich drei Jahre vor ihrer Vermählung mit ihrem jetzigen Gatten als nichteheliches Kind. Ich wurde in dem Hause ihrer Kammerfrau, deren Mann kurz vor meiner Geburt gestorben war, als deren Sohn erzogen, und hielt auch diese Frau für meine Mutter, bis eine furchtbare Katastrophe meine wirkliche Mutter zwang, mir das Geheimniß meiner Geburt zu entdecken.

Drei Jahre nach meiner Geburt nämlich, vermählte sich, wie ich schon sagte, meine Mutter mit ihrem jetzigen Gatten, oder vielmehr ihre Eltern vermählten sie mit ihm, denn sicherlich würde meine Mutter eben diesen Gatten am allerwenigsten freiwillig gewählt haben, dessen Alter so wenig als sein Charakter zu der Jugend und dem Charakter meiner Mutter harmonirten.

Die Ehe war demungeachtet keine unglückliche und meine Mutter gebar ihrem Gatten einen Stammhalter und eine Tochter.

Diese Kinder glichen einander so wenig als ihre Eltern, während Louise lieblich und heiter zur schönsten Jungfrau emporblühte, war Otto ein schwächlicher, unansehnlicher Knabe, kalt, verschlossen und schon früh von einem Hochmuthe beseelt, der den einstigen Tyrannen seiner Untergebenen ahnen ließ.

Dies eben mochte der Grund sein, daß in dem Herzen meiner Mutter all' die Liebe für mich, welche sie so gewaltsam hatte unterdrücken müssen, in voller Stärke wieder erwachte, denn, von der Natur nicht stiefmütterlich begabt, hatten gute, gewissenhafte Lehrer meine Anlagen dergestalt ausgebildet, daß ich bald der Liebling Aller wurde, welche mich kannten.

Auch der Gatte meiner Mutter zeigte bald eine ungewöhnliche Zuneigung für den vermeintlichen Sohn der ersten Kammerfrau seiner Gemahlin; auf seinen ausdrücklichen Wunsch mußte ich die Rechts- und Staatswissenschaft studiren, und schon dem Jüngling ward nach abgelegter Prüfung eine bedeutende Anstellung.

So vergingen fast zehn Jahre, ich war von Stufe zu Stufe gestiegen und galt allgemein als der erklärte Günstling meines hohen Herrn; was aber mehr sagen will, ich durfte mich rühmen, von Niemandem um dieser Gunst Willen beneidet zu werden, denn stets hatte ich sie zum Wohle Anderer benützt.

Meine Mutter war überglücklich, sie erschien mir als die gütigste Gebietern und fast ängstigte mich ihre allzugroße Güte, da ich den Grund davon nicht kannte und ihm ein anderes Motiv unterlegte.

Arme, unglückliche Mutter! Vergieb dem Sohne, der damals glücklich war und jetzt unglücklich wurde, gleich Dir!

Ich stand auf dem Punkte, eben zur der höchsten Stelle des kleinen Landes, in welchem ich lebte, zu gelangen, als mein hoher Beschützer starb und — Otto die Regierung übernahm.

Otto hatte mir längst gegrollt, um der hohen Gunst Willen, in der ich bei seinem Vater stand, allein so lange dieser lebte, hatte er meisterlich verstanden, seine wahre Gesinnung gegen mich zu verbergen, nicht als ob er je sich freundlich gegen mich benommen hätte, aber ich schien ihm vollkommen gleichgiltig, wie Alles, was ihn umgab, wie ihn denn Jeder, der ihn zu kennen glaubte, für einen im höchsten Grade gleichgiltigen, für nichts sich interessirenden Menschen hielt.

Die Maske hatte er getragen, so lang sein Vater lebte, so wie dieser die Augen geschlossen, warf er sie fort und zeigte sich als das, was er war: leidenschaftlich, stolz, erfüllt von zügellosen Begierden, und Jeden niedertretend, der es wagte, seinen Launen sich zu widersetzen.

Gerne würde er mich sogleich von meinem hohen Posten entfernt haben, wäre ich eben nicht unentbehrlich gewesen, indem ich zuvor eine höchst wichtige Angelegenheit mit einem mächtigen Nachbar, worüber die Unterhandlungen unter der Regierung des verstorbenen Herrn begonnen hatten, hätte zu Ende führen müssen.

Endlich, nach einigen Monaten voller Arbeit und Mühen, war ich glücklich damit zu Stande gekommen. Und jetzt erhielt ich in Gnaden meine Entlassung.

Unter andern Umständen würde mich dies schmerzlich berührt haben, so aber, wie die Sachen sich gestaltet hatten, konnte ich mich über meine Entlassung nur freuen, denn segensreich wie bisher hätte ich unter des neuen Herrn Regiment doch nicht wirken können, und anders zu wirken, verschmähte ich.

Da erfuhr ich mit Staunen und Unwillen, daß Otto seine Mutter und Schwester auf ein altes Jagdschloß fern von seiner Residenz verbannt hatte, aus dem einzigen Grunde, weil sie ihm über eine höchst ungerechte Handlung ihr Mißfallen zu erkennen gegeben hatten.

Mit Wehmuth schied ich von meiner Beschützerin, welche mir das Versprechen abnahm, sie recht oft in ihrer Einsamkeit zu besuchen. Ich versprach es. Ach, es hätte ihrer Aufforderung nicht bedurft, denn — seit längerer Zeit liebte ich im Stillen Louise, und der Abschied sagte mir deutlich, daß Louise meine Liebe erwidere.

Die Fürstin, obgleich sie mich mit wahrhaft mütterlichem Wohlwollen behandelte, und eben jetzt, wo sich ihr Sohn so unwürdig

benahm, mir oft selber sagte: „Sie sollen mein Sohn sein!“ schien doch keine Ahnung von dem Verhältnisse zu haben, welches sich nach und nach zwischen mir und Louisen entspann.

Jener Nachbarfürst, mit welchem ich früher in einer so wichtigen Angelegenheit unterhandelt hatte, machte mir jetzt den Antrag, in seine Dienste zu treten.

Ich sagte zu, denn auf diese Weise war ich so thöricht zu hoffen, von Stufe zu Stufe mich schwingend, endlich eine Stellung zu erreichen, welche mich würdig erscheinen ließe, um Louisens Hand mich zu bewerben, über welche nur die Mutter, nach dem ausdrücklichen Willen ihres verstorbenen Gatten zu verfügen hatte.

Mein Stolz aber, ebenso wenig als Louisens Gewissenhaftigkeit, duldeten es nicht, vor der Mutter unsere Liebe zu verhehlen, und da Louisens Schüchternheit zu groß war, um ungefragt der Mutter ihre Liebe zu mir zu gestehen, so übernahm ich es, ihr Alles zu sagen.

Staunend hörte mich die Fürstin an. Als ich aber geendet hatte, sank sie mit dem heftig ausgestoßenen Schrei: „Nie! Nie!“ ohnmächtig zu Boden.

Mein Schreck war unbeschreiblich. Um Hilfe zu rufen, schien mir nicht recht rathsam, ich versuchte also allein alles Mögliche, um sie wieder zu sich zu bringen.

Es gelang mir; und jetzt — erfuhr ich von der Tiefgebeugten das Geheimniß meiner Geburt.

Die Entdeckung schmetterte mich im ersten Augenblick völlig nieder — doch dann, an dem Herzen der geliebten Mutter ward ich ruhiger und endlich fühlte ich es, ich würde im Stande sein, Louisen nur als meine Schwester lieben zu können.

„Doch Sie — Louise!“ stammelte ich. „Sie darf ja das Geheimniß nie erfahren — und welch' anderes Mittel giebt es, um sie von ihrer ersten, innigen Leidenschaft zu heilen?“

„Wir müssen etwas ersinnen, mein Sohn,“ sprach meine Mutter. „Ich werde Dir morgen schreiben.“

So schied ich von ihr, und kehrte, ohne Louisen wiedergesehen zu haben, in die Residenz zurück.

Am andern Tag, um die Zeit, wo ich den Brief meiner Mutter erhalten sollte, kam derselbe nicht, dagegen — zwei Stunden später theilte ich das Geschick der einstmaligen eisernen Maske.

Es erschien nämlich der Adjutant des Fürsten Otto bei mir und erklärte mich als seinen Gefangenen. Unten wartete ein verschlossener Wagen, der mich mit meinem Begleiter aufnahm und mich auf die Festung führte, wo ich dem Commandanten übergeben wurde.

Ich erhielt mehrere anständige Zimmer zu meiner Verfügung, Alles, was ich bedurfte; wurde mit großer Achtung behandelt, aber auf das Strengste bewacht, so daß jeder Gedanke an Flucht Thorheit gewesen wäre. Auch durfte außer dem Commandanten Niemand ein Wort mit mir sprechen.

So verbrachte ich in meinem Kerker drei traurige Jahre. Warum ich Gefangener sei, wurde mir nie gesagt, aber ich vermuthete es, und die Behandlung, die mir ward, bestätigte es: der Brief meiner Mutter war dem Fürsten in die Hände gekommen — er wußte Alles!

Da, vorgestern, trat der Commandant in mein Zimmer.

„Fürstin Mutter ist gestorben," sagte er. „Prinzessin Louise, seit Jahr und Tag mit dem Herzog Nicolaus vermählt, übersandte mir den letzten Willen Ihrer und meiner Wohlthäterin. Er ist mir heilig, um so heiliger, als mir damit ein großes Geheimniß enthüllt wurde. — Diese Nacht noch müssen Sie fliehen! Der Inhalt dieser Brieftasche macht Sie zum reichen Manne — also fliehen Sie, um Gotteswillen fliehen Sie! Aber auf möglichst verborgenen Wegen, bis Sie die Grenze erreicht haben, denn — es lauern gedungene Mörder auf Sie! Diesen Abend sind Sie mein Gast und bei dieser Gelegenheit werde ich Ihnen den Weg beschreiben, welchen Sie zu nehmen haben."

So geschah es. Ich floh um Mitternacht auf dem mir vorgezeichneten Wege; erst auf anderem Gebiete durfte ich es wagen, eine Fahrgelegenheit zu benützen.

Aber in der Dunkelheit der Nacht verirrte ich mich vom rechten Wege und jetzt, da ich endlich durch Ihre Güte die Grenze erreicht habe, ist es mir zur Gewißheit geworden, was mir schon während meines Umherirrens mein Gefühl sagte — jener Commandant ist, ob auf Befehl meines entmenschten Bruders, oder aus eigenem Antriebe, was ich im Augenblicke nicht enträthseln kann, seinem Herrn treuer gewesen, als seiner ehemaligen Wohlthäterin.

Der Erzähler schwieg erschüttert stille.

„Ja, wie meinen Sie denn das?" fragte sein Begleiter.

„Wie ich das meine? Nun, ich sage Ihnen doch, daß ich die moderne eiserne Maske bin, und daß man in mir ein Geheimniß zu begraben hat. Die Sache ist sehr einfach — ich habe ein schleichendes, aber sicher tödtendes Gift erhalten — ich werde den Morgen nicht mehr erleben!"

Vergebens versuchte der gutmüthige Jüngling dem Unglücklichen die Einbildung — wofür derselbe dessen Ueberzeugung hielt — auszureden. Der Fremde blieb dabei, übergab dem jungen Manne seine Brieftasche, erklärte ihn zu seinem Erben und die darin enthaltene bedeutende Summe als dessen Eigenthum und nahm ihm nochmals das Versprechen ab, nach seinem Tode die traurige Geschichte zu veröffentlichen.

„Setzen Sie jedoch hinzu," sagte er am Schlusse, „daß ich meinem Halbbruder verziehen habe."

„Und Ihr Name?" fragte der Begleiter bebend.

„Seit dem Augenblick, da mich mein Bruder verhaften ließ, galt ich für todt," antwortete er mit matter Stimme, „mein Name wird mit mir begraben. Indessen weiß ein Mann um das Geheimniß — er lebt jetzt in Amerika — war einmal Kammerdiener meines Vaters — wurde über's Meer geschickt — er soll Farmer sein — sein Name ist Glimmer."

„In Amerika?" rief der junge Wanderer überrascht. „Ich gehe eben nach einer deutschen Hafenstadt, um mich nach Amerika einzuschiffen, an welchem Vorhaben mich selbst Ihr reiches Geschenk nicht zu hindern vermag —"

„Ah, ich merke — es treibt Sie auch eine unglückliche Liebe fort, über's Meer — nun, wenn Sie hinkommen und finden zufällig diesen Glimmer — vielleicht ist er mittheilsam gegen Sie — aber ich — ich muß schweigen — schweigen bis in's Grab!"

Ohnmächtig sank der Unglückliche zurück.

Noch in derselben Nacht, ungeachtet ein herbeigeholter Arzt alle Mittel angewendet hatte, starb wirklich der Flüchtling, ohne daß der helfende Freund seinen Namen erfahren hätte.

Nachdem derselbe Alles zum Begräbnisse angeordnet und die Kosten berichtigt hatte, verließ er am nächsten Tage das Grenzwirthshaus und setzte seine Reise nach der Hafenstadt fort.

Wir wollen ihm vorauseilen, und berichten, was einstweilen in jenem Lande vorfiel, wohin er zu reisen gedachte.

In Beardstown im Staate Illinois steht ein seltsames Gebäude, welches, anstatt den Fenstern, nur oblonge, schießschartenähnliche Oeffnungen hat, und dessen massive Mauern viele Vorsprünge und Winkel bilden.

Dieses Gebäude ward von einem Farmer, Namens Glimmer, bewohnt. Wie er ein Gebäude, welches nach seiner Bauart offenbar nur als Kloster oder Citadelle gedient haben konnte, zu seinen ökonomischen Arbeiten zu benützen vermochte, blieb Allen, welche die Localität kannten, ein Räthsel. Einige dem alten Hause angehängte Nebengebäude dienten als Ställe und Speicher. Die Thüren des alten Herrenhauses blieben jedoch für Jedermann verschlossen, nur Glimmer und seine Tochter betraten dasselbe. Er hatte keine Dienstboten, und stand wegen seiner sonderbaren Lebensweise bei allen Nachbarn in einem zweideutigen Lichte.

Im 17. Jahrhundert hatte eine kleine Gesellschaft von Römisch-Katholischen, um den Verfolgungen der englischen Kirche zu entgehen, sich nach Amerika begeben, daselbst eine Colonie gegründet und sich zum Bau dieses Hauses vereinigt. Die innere Einrichtung war die eines Klosters, von Außen glich es einer Burg. Es war voll von geheimen Gängen, Verließen, Fallthüren, verborgenen Zimmern und Treppen. Der Bau war mit großer Umsicht geleitet worden und die Dicke der Mauern, die Solidität der Eisenthüren und die vielen, wohlangebrachten Schießscharten, hätten die Inhaber damals in den Stand gesetzt, eine lange Belagerung auszuhalten, wenn die Ereignisse der Religions- und Bürgerkriege, welche England zerrütteten, sich etwa über's Meer fortgepflanzt hätten.

Diese alte Burg nun bewohnte Glimmer. Für alle Lebensbedürfnisse war reichlich gesorgt; sobald er seine Arbeiter beaufsichtigt hatte, verschloß er sich hinter den sorgfältig verriegelten Thüren, und von diesem Augenblicke zeigte kein Geräusch die Existenz eines lebenden Wesens. Der Farmer lud nie einen seiner Nachbarn zu Tische; er sprach wenig, zahlte pünktlich, was er schuldig war, und schien sich wenig darum zu kümmern, was die Welt über ihn urtheilte.

Glimmer's Gesichtszüge und Manieren hatten etwas eigenthümlich Abschreckendes und Zurückstoßendes. Seine ungewöhnliche Geisteskraft zeigte sich durch seine militärische Haltung, seine hohe Stirn, seinen strengen, forschenden Blick, seine unbeweglichen Züge und die auffallende Zusammenziehung der Mundwinkel. Er that manches

Güte in der Gegend; seine Arbeiter erhielten alle vierzehn Tage einen doppelten Lohn und alljährlich ein nicht unbedeutendes Geschenk.

Gleichwohl wurde er in Folge eines gewissen, zuweilen ungerechten, oft aber sehr scharfsinnigen und richtigen Instinctes, welcher den unteren Volksklassen eigen zu sein pflegt, von allen Landleuten gehaßt und verabscheut. Einem allgemein verbreiteten Gerüchte zu Folge, hatte er einst unter dem Militär gedient, war aber wegen seines unziemlichen Benehmens aus der Armeeliste gestrichen worden; Andere sahen in ihm einen alten Schmuggler, der durch besonderes Glück ungestraft davon gekommen sei, wieder Andere hielten ihn für einen ehemaligen Sträfling der Colonie Botany-Bai; Einige endlich behaupteten gar, er sei einer von Denen, welche die seit einiger Zeit in Amerika in so ungeheurer Zahl cursirenden falschen Dollarscheine verfertigten.

Diese Gerüchte galten lange Zeit nur für unbegründete Verleumdungen; es war gegen Glimmer durchaus kein Beweis vorhanden und die Sonderbarkeit seines Charakters, seine eingezogene Lebensweise, und den Reichthum, den er bei manchen Gelegenheiten zeigte, konnte man nicht als hinreichende Inzichten ansehen. Er zahlte immer in klingender Münze. Die meisten benachbarten Farmers (Landbauern, Pächter) hatten falsche Banknoten als Zahlung empfangen und solche wieder ausgegeben; aber Niemand erinnerte sich, daß eine solche aus Glimmer's Händen gekommen sei. Seine Nachbarn haßten ihn deshalb um so mehr und streuten um so mehr schlimme Gerüchte über ihn aus, da er stets pünktlich in seinen Zahlungen, treu seinem Worte, zurückhaltend in seinen Aeußerungen war, und dabei immer eine große Frömmigkeit zur Schau trug.

Durch eine Aeußerung des Zornes, den er bei aller Zurückhaltung nicht immer zu bemeistern vermochte, zog sich Glimmer einst den Unwillen eines Polizeibeamten zu. John Randy hatte speciellen Befehl erhalten, der Quelle jener Banknotenverfälschung, deren Centralpunkt sich im Staate Illinois zu finden schien, nachzuforschen. Seit ein paar Jahren waren mehr als dreißigtausend Banknoten von verschiedenem Werthe durch die Verfälscher in Umlauf gesetzt worden. Mehrere Individuen, in deren Händen man die verfälschten Papiere gefunden hatte, waren nach der ganzen Strenge der Gesetze bestraft worden; den wahren Verfälschern war man jedoch noch nicht auf die Spur gekommen.

Glimmer, welcher eine nahegelegene bedeutende Marktstadt regelmäßig besuchte, traf dort eines Tages mit John Randy zusammen. Das Verhältniß, worin Beide zu einander standen, war lange ein Geheimniß geblieben. Eine Frage, welche der Sicherheitsbeamte leise an Glimmer richtete, hatte von Seiten des Letzteren eine zornige Aufwallung zur Folge.

„Ihr wolltet meine Tochter heiraten!“ rief Glimmer.

„Warum nicht?“

„Ich bleibe Euch die Antwort schuldig.“

„Und ich,“ erwiderte Randy, „werde Euch auf meine Replik nicht lange warten lassen. Nehmt Euch in Acht! Ist dieses Euer letztes Wort?“

„Ja, thut, was Euch beliebt.“

Diese kurze Unterredung fand an einem Sonntage statt. Tags darauf fand sich Randy mit einer Escorte von zehn Mann berittener Polizei in Beardstown ein. Es war bekannt geworden, daß Glimmer sich nach einem, zwei Stunden entfernten Dorfe begeben hatte. Man hoffte, die Werkzeuge seines verbrecherischen Gewerbes, wenn sie wirklich vorhanden waren, in seiner Abwesenheit desto leichter auffinden zu können, und sobald dies gelungen sein würde, konnte die Verhaftung eines in der ganzen Gegend verhaßten Menschen, welchem Niemand Vorschub leisten wollte, keinen Schwierigkeiten unterworfen sein.

Die mit einer ungewöhnlichen physischen Kraft gepaarte Entschlossenheit Glimmer's flößte jedoch dem mit der Nachforschung beauftragten Beamten so viele Besorgniß ein, daß er die Zuziehung einiger bewaffneter Mannschaft für angemessen erachtete. Ueberdies wohnten in den Nebengebäuden einige ihrem Herrn blind ergebene Arbeiter, von denen man ebenfalls Alles fürchten mußte.

Randy, welcher diese Nachsuchung beantragt und auch ohne Schwierigkeiten erlangt hatte, war mit der Klugheit eines Feindes, der sich seiner Beute versichern will, auf alle möglichen Vorkehrungen bedacht gewesen. Seine Leute wurden auf der Landstraße vertheilt, als ob sie gar nicht zu einander gehört oder eine und dieselbe Absicht gehabt hätten; als sie aber den nach Glimmer's Wohnung führenden Feldweg erreicht hatten, setzten sie sich in Trab, und in wenigen Minuten befanden sie sich vor dem gewöhnlich offenen Hauptthore des alten Herrenhauses.

Diesmal war dasselbe jedoch verschlossen. Es war von Außen

mit dicken Baumstämmen verrammelt; weiterhin war eine Art von Bollwerk aus leeren Fässern und Karren errichtet; kein lebendes Wesen war in der Nähe des Hauses zu sehen; man hörte nur das heisere Kreischen eines Schmiedeblasebalges, und aus dem Schornstein stieg eine schwarze Rauchsäule empor.

Daß Glimmer zu Hause war, unterlag keinem Zweifel, und daß er sich durch Barrikaden vor einem plötzlichen Ueberfall zu sichern gesucht hatte, schien eben so gewiß.

Die Besitzung war durch eine lebendige Hecke eingefriedet, in welche die Mannschaft schnell eine Oeffnung machte, und hier und da wurden Schildwachen aufgestellt, welche Glimmer arretiren sollten, wenn er zu fliehen versuchen würde.

Randy aber ging, in Begleitung drei bewaffneter Leute der Hausthüre zu. Er suchte mit seinem eisenbeschlagenen Stabe, den er als Zeichen seiner Amtswürde bei sich führte, die Thüre aufzuheben, allein — der Stab zerbrach ihm in der Hand. Ein Begleiter ergriff, über diesen verunglückten Versuch lachend, mit starker Faust einen auf dem Hofe liegenden jungen Baumstamm und stieß ihn gegen die Thüre; allein auch dieser Versuch mißlang — das Eisenwerk wich nicht und der Angreifer mußte sich, mit Schweiß bedeckt, nun auch seinerseits den Spott der Gefährten gefallen lassen.

„Goddam!“ rief er, „ohne einen Vierundzwanzigpfünder können wir nicht hinein.“

„Glimmer ist im Hause,“ erwiderte Randy. „Höret den Blasbalg — er hat ohne Zweifel unseren Besuch erwartet und ist jetzt mit der Zerstörung seiner Papiere und Werkzeuge beschäftigt.“

Er sann nun einen Augenblick nach. Dann gab er seinen Leuten einen Wink und diese stellten eine lange Leiter, welche an einer Seite des Hofes auf der Erde lag, an das Haus.

Die Leiter reichte bis an das Dach. Randy stieg hinauf und erreichte glücklich die höchste Spitze des alterthümlichen Gebäudes, wo sich eine, mit einem Glasfenster bedeckte, ziemlich große Oeffnung befand.

Von hier konnte man also leicht in das Haus dringen, was durch die engen, mit Eisenstäben verwahrten Maueröffnungen durchaus unmöglich war. Der Beamte nahm eine möglichst bequeme Stellung ein und entdeckte durch die Glasscheiben einen großen dunklen Saal, in dessen Hintergrunde ein Schmiedefeuer glühte.

Vor der Gluth saß Glimmer mit der größten Ruhe und zog den Blasbalg mit der einen Hand, während er mit der andern die Banknoten-Packete, welche in mehreren Kisten aufgeschichtet waren, nach und nach in's Feuer warf.

Durch das Geräusch auf dem Dache aufmerksam gemacht, schaute er zu dem Fenster hinauf und jetzt — bemerkte er Randy's bleiches Gesicht. Er gab aber nicht das geringste Zeichen von Ueberraschung zu erkennen.

„Ihr seid mein Gefangener!" rief Randy, indem er das Fenster mit einer Pistole zerschlug.

„Sehr gern," erwiderte Glimmer gelassen, „aber ich bitte nur noch ein wenig zu warten."

„Im Namen des Gesetzes und des Präsidenten der vereinigten Staaten, ergebt Euch und öffnet den Augenblick die Thüre oder ich schieße."

Glimmer gab keine Antwort und fuhr ruhig in seiner Beschäftigung fort.

Randy, wüthend über diese Nichtachtung seiner Aufforderung, schoß seine Pistole ab. Sein Absicht war jedoch nur, den Verbrecher in Schrecken zu setzen und wo möglich das eiserne Rohr, durch welches der Rauch abzog, zu zertrümmern.

Glimmer aber schaute hohnlachend zum Fenster hinauf.

„Verbrenne noch ein einziges Papier und ich schieße Dich todt!" rief Randy hinunter, welcher in seinem, zur höchsten Wuth gesteigerten Aerger den ganzen Inhalt seines Pulverhorns nebst drei Kugeln in die Pistole lud. Indem er es auf Glimmer anlegte, fuhr er fort: „Hörst Du? Noch ein Packet Banknoten in's Feuer und ich erschieße Dich!"

Diese Drohung führte er jedoch nicht aus; er nahm zu dringenden Bitten und ernsten Aufforderungen seine Zuflucht. Aber auch diese blieben fruchtlos und hatten nur eine höhnische Erwiderung zur Folge.

Nun schoß Randy, aber — die Ladung war zu stark, der Pistolenlauf sprang und zerschmetterte ihm die Hand. Er wankte auf dem Dache — suchte sich an der Leiter festzuhalten — allein der Schmerz überwältigte ihn — er fiel von seinem, wenigstens vierzig Fuß hohen Standpunkte hinunter in den Hof, wo er sich in so trau-

rigem Zustande befand, daß er von einigen seiner Leute in das nächste Dorf getragen werden mußte.

Während im Hause der Blasbalg immerfort in Bewegung war, herrschte draußen ein lange Stille. Die Belagerer überlegten, was nun zu thun sei.

Da — endlich — that Glimmer die Thüre auf. Er wurde sogleich von den Wachleuten umringt.

„Hier bin ich," sagte er zu dem Anführer, „führt mich, wohin Ihr wollt — ich folge Euch."

Zwei der Leute wurden bei dem Gefangenen zurückgelassen, die Uebrigen begaben sich in das Haus und stellten eine genaue Untersuchung an, welche jedoch ohne Resultat blieb. Alle Räume, Keller und Hausgeräthe wurden durchsucht, es fand sich durchaus nichts Verdächtiges. Die Brieftasche Glimmer's, welche sogleich in Beschlag genommen wurde, enthielt nur gute Banknoten. Die glühende Asche des Herdes wurde umgewühlt, der Blasbalg zerstört, und das eiserne Rohr zertrümmert — aber allen diesen Nachforschungen sah der Farmer mit triumphirendem Lächeln zu — trotz aller Anstrengungen der Leute wurde nicht ein einziges Stück Papier, woran das Leben Glimmer's hing, gefunden.

Glimmer verhöhnte und verspottete die Leute und fragte mit frechem Gelächter, ob sie nicht das Vergnügen einer nochmaligen Nachsuchung im Keller machen wollten.

„Marsch, sitzt auf!" befahl der Anführer unwillig, „wir müssen in die Stadt zurück. Goddam, einen so hündischen Tag habe ich noch nicht verlebt!"

Sprach's, und stieß im höchsten Unwillen mit dem Fuße ein Ende des eisernen Rohres, welches ihm im Wege lag, zu Seite.

Da — fielen mehrere halbverbrannte Papierstücke heraus.

Glimmer erblaßte, stürzte auf die Zettel los, und ein verzweifelter Kampf entspann sich zwischen ihm und den Polizisten. Für den Verbrecher handelte es sich ja um Leben und Tod.

Endlich ward er überwältigt und es gelang den Angreifern, ihm zwei Fragmente der falschen Papiere zu entreißen, die übrigen verschlang er. Schäumend vor Wuth, aber erschöpft durch den ungleichen Kampf, ließ er die Arme sinken und leistete keinen Widerstand mehr.

Die Sache war sehr einfach gewesen. So wie es beim Ver-

brennen von Papieren oft geschieht, waren die Zettel durch den Luftzug und den Rauch aufgehoben und in dem sehr unreinen eisernen Rohr stecken geblieben. Eine stumme Resignation, ein hartnäckiges Schweigen waren die letzten Waffen und die letzten Hilfsquellen dieses Verbrechers.

Aber als er auf dem Wege nach der Stadt seiner Tochter begegnete, welche, von einem Reitknecht begleitet, zu Pferde nach Hause zurückkehrte, da verließ ihn, beim Anblicke des heißgeliebten und reizenden Kindes sein stoischer Gleichmuth.

Das arme Mädchen warf sich weinend und verzweiflungsvoll ihrem Vater in die Arme. Die Polizisten bildeten einen Kreis um die Gruppe.

„Liebe Mary (Marie),“ sagte der Gefangene, „mein Loos ist jetzt bestimmt. Nur der Gedanke an Dich macht mir Schmerz. Sei glücklich, mein armes Kind! Gedenke weder meines Lebens, noch meines Todes, sondern der Erziehung, welche ich Dir geben ließ, und — wenn schon keine andere Hilfe für Dich zu finden wäre, geh' nach Europa und verwerthe das Geheimniß der Fürstin —“

Die Wachen trennten ihn von seiner Tochter und der hartnäckige, verstockte Verbrecher, den nichts zu rühren und zu erschüttern vermochte, brach in ein lautes Schluchzen aus, als er sich von seiner Tochter trennte.

Die letzten Unterredungen Glimmer's mit Mary waren herzzerreißend. Er hörte sein Todesurtheil, welches die Jury einstimmig über ihn aussprach, mit großer Gelassenheit an, nur der Gedanke an seine Tochter machte ihm Schmerz.

Als ihm der Henker die Hände band, sagte er zu den anwesenden Gerichtspersonen:

„Ich beschwöre Sie, meine Herren, lassen Sie meine Schuld, so schwer sie auch sein möge, nicht auf das unschuldige Haupt meines Kindes fallen! Sie hatte keine Ahnung von meinem Verbrechen. Je mehr ich von dessen Größe überzeugt war, desto sorgfältiger suchte ich die Reinheit und Unschuld meines Kindes davor zu bewahren. Wer von Ihnen selbst Vater ist, wird mein Gefühl zu würdigen wissen! Unter Ihnen befinden sich die reichsten Güterbesitzer unserer Staaten — sollte nicht Einer von Ihnen sich der Verwaisten annehmen wollen?“

Da nahm eine, dem anglikanischen Clerus angehörende Gerichtsperson das Wort:

„Ihr habt Euer Verbrechen nicht bekannt, habt keine Reue gezeigt. Die Worte der Schrift finden daher auf Euch eine Anwendung: Eure Nachkommen werden heimgesucht werden bis in's dritte und vierte Glied."

„O mein armes Kind!" rief Glimmer.

Alle Anwesenden schauderten, und ein lautes Gemurmel des Unwillens ob der Unduldsamkeit des Anglikaners wogte durch den Gerichtssaal.

Da stand ein Mann mit schneeweißem Haar von der Richterbank auf und näherte sich dem Delinquenten.

„Glimmer," sprach er, „ich bin ein Greis und habe keine Kinder — Eure Tochter soll die meinige sein. Nein, Gott straft den Unschuldigen nicht!"

„Gott wird es Euch vergelten," sagte Glimmer schluchzend und dem ehrwürdigen Greise zu Füßen fallend.

Der Henker war bereit — der Farmer erduldete die Execution mit stoischem Gleichmuthe. Die letzten Worte, die er sprechen konnte, waren:

„Meine Tochter — meine arme Tochter!"

Es war gerade einige Tage später, als der junge Wandersmann aus dem Grenzwirthshause seinen Fuß auf amerikanischen Boden setzte. Sofort traf sein Ohr das landläufige Gespräch über die so eben stattgehabte Hinrichtung des Banknotenfälschers Glimmer.

„O," murmelte er, „da bin ich wieder einmal zu spät gekommen! Es scheint, als sollte es ewig begraben bleiben, das Geheimniß von der modernen eisernen Maske!"

Ende des Vorspiels.

Achtes Capitel.

Ein Seelenkäufer in Unterhandlung.

Es war Anfangs der Vierziger Jahre. Die Bewohner der alten Haupt- und Residenzstadt Wien, dem Sitze der Regierung des seit dem Tode seines Vaters (1835) über die österreichische Monarchie herrschenden Kaisers Ferdinand der Erste, befanden sich in großer Aufregung.

Hatte sich doch ein Fall ereignet, der eben so mysteriös als grauenvoll war und von dem man noch nicht mit Bestimmtheit wußte, ob ihm ein Verbrechen zu Grunde liege oder nicht, und der deshalb nicht nur die gesammte Wiener Polizei mit ihrem bestgehaßten Chef, dem sattsam bekannten Grafen Sedlnitzky, an der Spitze, in fieberhafte Thätigkeit versetzte, sondern auch die ganze Bevölkerung durch die geheimnißvolle Art und Weise, wie er sich zugetragen, mit nicht geringem Entsetzen erfüllte.

Tausende von Menschen sehen wir dem k. k. allgemeinen Krankenhause zuströmen. In den meisten Gesichtern spiegelt sich eine spannende Erwartung und Neugierde, in manchen aber auch schwere Besorgniß und Angst.

Was war denn so Schreckliches geschehen?

Die Ursache, welche die Neugierde der Menschen so sehr anregte, war ein, zur Agnoscirung im Secirsaale des allgemeinen Krankenhauses aufgestellter weiblicher Leichnam, dessen einzelne Theile an verschiedenen Orten gefunden worden waren. Die Polizei gab sich der angestrengtesten Thätigkeit hin, um einiges Licht in diese dunkelste aller Affairen zu bringen, und die Bevölkerung Wiens war nicht minder eifrig bemüht, derselben an die Hand zu gehen; denn kaum war die öffentliche Schaustellung der „zerstückel-

ten Leiche" publik gemacht, so zogen sie schaarenweise hin, und alle bemühten sich, in der Leiche irgend eine Bekannte oder in Verlust gerathene Verwandte zu erkennen. Aber vergebens!

Unter den Tausenden, welche täglich das Krankenhaus faßte, war nicht eine Person, von der es sich als richtig herausgestellt hätte, daß sie das zerstückelte Frauenzimmer im Leben gekannt. Dadurch wurde die Sache immer grauenvoller, immer mysteriöser, und es ist daher ganz natürlich, daß bei solcher Sachlage es die Zusätze, die Variationen einer mehr oder minder aufgeregten Phantasie, zu sein pflegen, welche dann riesige Dimensionen annehmen und die Linien zwischen Wahrheit und Fabel nicht mehr unterscheiden lassen. Doch hören und sehen wir sie selbst.

Wir betreten in demselben Momente das Thor des allgemeinen Krankenhauses, als vor demselben ein Wagen hält, dem ein eleganter, aber nach fremdartigem Schnitte gekleideter, im schönsten Mannesalter stehender Herr entsteigt. Er mußte in Wien eine sehr bekannte und beliebte Persönlichkeit sein, denn von allen Seiten wurde er mit achtungsvoller Theilnahme begrüßt, als er, freundlich den sich um ihn Drängenden zunickend, den Eingang passirt hatte. Man konnte auch draußen erst leise, dann deutlich flüstern hören:

„Ah, Mister Thorn! Der reiche Amerikaner — der wohlthätige Freund!"

Und nach den verklärten Gesichtern der Leute, welche sich diese Worte zuriefen, zu urtheilen, mußte dieser fremde Gast auf Wiener Boden ein warmer Freund und Wohlthäter des Volkes sein, da jene, die ihn kannten, meist dem Arbeiterstande anzugehören schienen.

Der „Amerikaner", wie wir den Fremden nennen hörten, hatte aber schon den Secirsaal erreicht und mit einer eigenthümlichen, fast ängstlichen Hast näherte er sich nun der ausgestellten Leiche, blieb aber auf halbem Wege plötzlich stehen, obwohl das sich sonst drängende und stoßende Volk bei seinem Erscheinen freiwillig eine leere Straße bildete, und er daher durchaus nicht aufgehalten ward, dem unheimlichen Funde näher zu treten.

Doch es war, als ob er vorher eine mächtige Erregung, die sich auch in seinen edlen, würdig ernsten Zügen deutlich abspiegelte, niederzukämpfen entschlossen sei, denn, nachdem er sich mit der flachen Hand einige Male über die gebräunte Stirne gefahren, trat er endlich mit sichtbar erzwungener Fassung dem grauenvollen, menschlichen

Cadaver näher, und mit einem eigenthümlichen Frösteln starrte er auf denselben hin.

Einige Momente streifte sein Blick prüfend über die Züge der Leiche; dann trat er, einen Seufzer der Erleichterung ausstoßend, einige Schritte zurück und schickte sich an, den Saal wieder zu verlassen.

Langsam schritt er durch die sich höflich öffnenden Reihen des Volkes, wechselte sogar mit mehreren Personen, die sichtbar den ärmsten Ständen anzugehören schienen, einige freundliche Worte und näherte sich endlich der Ausgangsthüre des Saales.

Durch diese traten im selben Augenblicke zwei Personen, welche die Blicke aller Anwesenden auf sich zogen.

Es waren dies ein ältlicher Herr mit grauem Haar, stark verlebtem Aeußern und beinahe schlotternden Beinen und eine Dame, die ebenfalls bereits ihre „schönen" Jahre hinter sich haben mochte, denn in ihren Zügen vermißte man selbst den leisesten Anflug, welcher sie berechtigte, sich dem „schönen Geschlechte" beizuzählen. Im Gegentheile erinnerte der Kopf und das Gesicht dieser Dame lebhaft an jene alten, hyänenartigen Megären, welche in den Schilderungen der französischen Straßenkämpfe stets eine hervorragende Rolle spielten. Der Blick ihrer starren, grauen Augen zeigte von kalter, berechnender Grausamkeit; die Gesichtszüge waren hart, nur um den Mundwinkeln zuckte es wie mächtige, verborgene Leidenschaftlichkeit.

Der Blick des Amerikaners streifte flüchtig das vorbeschriebene Paar, das, mit ausgesuchtestem Aufwande gekleidet, in den Saal trat. Aber sogleich zuckte er, als hätte ihn eine Natter gestochen, zusammen.

„Da sind sie!" murmelte er erregt, während sich sein dunkles Auge fast in die beiden Personen bohrte. Dann wendete er sich an einen der ihm zunächststehenden Männer, mit der hastig herausgestoßenen Frage: „Kennt Ihr die beiden Leute da?"

„Na ob!" gab der Gefragte, ein junger Bursche mit verlottertem Aeußeren, zur Antwort. „Wer sollt' die nit kennen! Das ist der Baumeister Groll und seine Wirthschafterin!"

„Kennt Ihr die näheren Verhältnisse im Hause des Baumeisters?" fragte nach einer kleinen Weile der Amerikaner wieder.

„Das nit, hab' dort noch nichts z'thun g'habt," antwortete der Bursche, während ein eigenthümliches Lächeln seine schmalen Lippen

umspielte und seine Rechte mit einem kühnen Strich die etwas verworrenen „Sechsundsechziger“ (wie der Volksmund diejenige Partie der Kopfhaare nennt, welche bei ordinären Burschen an beiden Schläfen in eine, der Zahl 6 gleichenden Gestalt auslaufen), welche bei diesem Burschen ganz besonders drohend prangten, glättete.

Ein anderer junger Mann, in der unmittelbaren Nähe des Amerikaners stehend, hatte das kurze Gespräch mit angehört und mit lebhaft forschenden Blicken betrachtete er das Gesicht des Fremden; dann, zufrieden sich selbst zunickend, folgte er dem sich nun Entfernenden.

Unter der Thoreinfahrt des Spitals legte sich plötzlich eine Hand auf den Arm des Amerikaners.

Dieser wendete sich rasch um und blickte in das treuherzige Auge eines echten Wienerkindes, eines Burschen von beiläufig neunzehn Jahren, der, wie aus der Tracht zu schließen war, dem Maurerhandwerke anzugehören schien.

Verlegen drehte der junge Mensch seine Kappe, die er nach einem einfachen Gruß von dem, mit kohlschwarzen, etwas gewellten Haaren bedeckten Kopfe zog, in der schwieligen Hand und schien auf eine Ansprache zu warten.

Der Amerikaner betrachtete den Burschen einen Moment lang erstaunt, dann aber, jedenfalls von dem ansprechenden Aeußeren desselben eingenommen, richtete er an ihn im freundlichen Tone die Frage:

„Was wünscht Ihr von mir, junger Mann?“

„Euer Gnaden,“ erwiderte dieser zögernd, „haben vorhin, da d'rin im Saal einen Burschen gefragt, ob er die Verhältnisse der Groll'schen Leut' kennt?“

Mit wachsender Neugierde blickte nun der Amerikaner auf den Gesellen.

„Nun,“ sagte er lächelnd, „und das habt Ihr belauscht?“

Dem Jünglinge schoß das helle Roth in's Gesicht nach diesen Worten.

„Gehorcht hab' ich nicht,“ rief er, beinahe heftig und im schmerzlichen Tone: „aber daß ich zufällig daneben gestanden bin, dafür kann ich doch nicht.“

„Nun,“ sagte der Amerikaner lächelnd, „so schlimm war's ja auch nicht gemeint. Oder glaubt Ihr, daß ich nicht genug Menschen-

kenner bin, um auf den ersten Blick schon in dem Innern einer Person zu lesen — so weit dies eben menschlich möglich ist? — Aber kommt, seht, wie man uns bereits von allen Seiten anstarrt. Sagt mir schnell den Grund, weshalb Ihr mich ansprechen wolltet. Es betrifft, wenn ich mich durch Eure Worte nicht täusche, den Baumeister Groll?"

„Ja — den betrifft's. Ich war fünf Jahre im Hause desselben und bin vorgestern plötzlich entlassen worden."

„Was habt Ihr Euch zu Schulden kommen lassen?"

„Das kann ich Euer Gnaden dahier nicht so deutlich erklären — aber wenn Euer Gnaden ein Interesse d'ran haben —"

„Ja wohl, ich habe eines daran. Doch habt Ihr Recht, hier ist nicht der Platz, um dasselbe zu befriedigen. Gebt mir Eure Adresse, ich werde Euch besuchen."

„Wenn das Euer Gnaden wollten!" rief freudig bestürzt der Bursche. „Ich wohn' in Hernals, Nummero 96, bei meiner alten Mutter; 's ist das Haus gleich neben dem sogenannten „Biersack."

Der Amerikaner notirte sich die Adresse in sein Taschenbuch und entfernte sich dann, dem Burschen freundlich mit der Hand Abschied zuwinkend, raschen Schrittes. Er bestieg seinen Wagen und rollte davon.

Mit leuchtendem Blicke folgte ihm der junge Mann, bis endlich das Gespann um die Ecke bog und seinem Gesichtskreise entrückt wurde. Nun wendete auch er sich zum Fortgehen und schritt gedankenvoll die Alservorstadt-Hauptstraße entlang, der Hernalser Linie zu.

Wir aber betreten nochmals den Secirsaal des allgemeinen Krankenhauses.

Die zwei Personen, welche wir an der Thürschwelle verlassen haben, drängen sich durch die Volksmenge, um ebenfalls in die Nähe des ausgestellten Leichnams zu gelangen.

Die verschiedensten Stimmungen über den Fund kamen hier abermals unter den Anwesenden zum Ausdruck und gaben sich in den mannigfaltigsten Aeußerungen kund. Gruppenweise standen die Leute beisammen und besprachen den Fall mit den haarsträubendsten Ausschmückungen.

Wir nähern uns einer solchen Gruppe. Es waren meist Arbeiter und das weibliche Geschlecht sehr stark vertreten.

„Eine Nähterin war's!“ meinte mit wichtig thuender Miene eine schon etwas bejahrte Jungfrau, „und zwar eine von unserer Arbeit — vom Weißwaarenfach.“

„Kennen Sie's vielleicht?“ fragte spöttisch lächelnd ein junger Bursche.

Die sich dadurch beleidigt Fühlende warf dem Frager einen fürchterlichen Blick zu und antwortete gar nichts.

„Ich hab' gehört — und das ist auch das Wahrscheinlichste — daß das zerstückelte Stubenmädl in einem großen Haus gewesen sein soll,“ warf ein älterer Mann ein, der einem quiescirten Beamten gleichzusehen schien.

Mit Begierde sog man seine Worte ein.

„O, das ist schon möglich!“ murmelte es im Chorus.

„Nun, und so Herrschaften — besonders die Herren — die haben oft so einen g'spaßigen Gusto,“ fügte geheimnißvoll eine alte Frau hinzu, welche etwa einmal etwas vom Marquis de Sade und dessen abnormer Leidenschaft gehört, möglicherweise auch eines seiner Werke voll der degoutantesten Obscönitäten durchgeblättert haben mochte.

„Na ja,“ bemerkte der witzige Bursche von vorhin, abermals lachend, „g'spaßige Gusto haben sie schon, aber auf ein tranchirtes Stubenmädl doch g'wiß nicht.“

„Ich aber glaube,“ sprach nun, sich ängstlich umsehend, ein blasser, schwärmerisch vor sich hinblickender, mit schofler Eleganz gekleideter Jüngling, „es ist keines von Beiden der Fall.“

Er machte eine Pause. Neugierig blickten ihm alle auf den Mund; um die Lippen kräuselte ein selbstbewußtes Lächeln.

„Nun, was meinen Sie denn?“ fragte endlich die betagte Jungfrau vom Weißwaarenfache, da sie ihre Neugierde nicht mehr zügeln konnte.

„Wie wäre es,“ hub der Jüngling endlich geheimnißvoll an, „wenn die Ermordete ein Opfer der — Nonnenrache wäre! Man liest in ausländischen Büchern ganz curiose Sachen von den Gräueln, die in Frauenklöstern verübt worden sein sollen — Kindesmorde — Eifersuchtstödtungen —“

„Warum nit gar, Sie Roman-Dammerl, Sie!“ warf wieder der vorlaute Bursche ein, während alle Uebrigen sprachlos vor Ent-

setzen waren. „Das wär' ja für die Oberin ein größeres Opfer g'wesen, die Stückeln auf'n Buckel herumzutragen!"

Der blasse Jüngling aber betrachtete den Schwätzer nicht, sondern labte seine Blicke an den Schreckensmienen seiner Zuhörer. Wirklich waren damals die absurdesten Schreckensgerüchte verbreitet und fanden gläubige Hörer.

Wie hier unter den untersten Volksschichten, hatte man aber auch in den gebildetsten Kreisen die verschiedensten Meinungen über das anscheinend verübte Verbrechen laut werden lassen, die an Abenteuerlichkeit denen der eben belauschten Gruppen nicht nachstanden, selbe nur an Raffinement in der Ausmalung übertrafen.

Nur an Eines dachten sie allesammt nicht — ob nicht die Ermordete Kenntniß von einem Verbrechen hatte, und man die Zeugin zum Schweigen gebracht.

Unweit der aufgestellten Leiche stehen zwei ältere Herren, im eifrigen Tone den Vorfall besprechend.

„Alle Gaunerherbergen von Wien sollten untersucht und aufgehoben werden," meinte der Eine, dessen stechendes Auge und strenge Miene ein Polizeiorgan höherer Art erkennen ließ, „besonders aber den „Harnisch" und den „Pumsti-Keller" — da würde sich das Räthsel schon lösen. Ich bin überzeugt, daß die ermordete Person das Opfer irgend eines Gaunerverbandes gewesen ist — die Person wußte wahrscheinlich zu viel und so mußte sie in's Gras beißen."

„Ja," fragte neugierig der andere Herr, „ließe sich eine solche Streifung denn so unauffällig gestalten, daß die überwiegende Mehrzahl der Verbrecher in die Hände der Gerechtigkeit fiele?"

Der Strenge warf dem Frager einen sonderbaren Blick zu, und lächelte kalt.

„Das ist's ja eben," sprach er dann. „Eher könnte man den Satan aus der Hölle ausheben, als einen Verbrecher, den die Gaunerhöhlen verbergen wollen. Glaubt mir, ehe sämmtliche Polizeiorgane von Wien die Ordre erhalten haben, sind bereits alle Gaunerboutiquen leer. Solches Pack riecht das, bevor ein Amtsdiener aus einem Bureau in's Andere geht."

„Ja aber, wie geht denn das zu?" murmelte erstaunt der zweite Herr.

„Wie's zugeht? Das werde ich Ihnen gelegentlich auseinander-

setzen, wenn wir allein sind," antwortete der Andere, indem er einen eigenthümlichen Blick nach der Seite warf.

Galt dieser Seitenblick vielleicht jenem Manne, der einen kleinen bildschönen, schwarzäugigen, etwa achtjährigen Knaben an der Hand führend, scheinbar theilnahmslos dem Gespräche zugehört hatte?

Als die beiden Herren ihren Standpunkt verlassen hatten und auch der Mann mit dem Kinde sich entfernen wollte, hörte derselbe plötzlich hinter sich sprechen:

„Welch' lieber Knabe — welch herziges Kind!"

Er wendete sich um und erblickte drei, den reicheren Ständen angehörende Personen, wie dies ihr Aeußeres bezeugte; es waren eine Dame und zwei Herren.

Der Eine schien der Gemahl der Dame zu sein, denn dieselbe hing an seinem Arm, während der Andere plaudernd neben dem Paare hinschritt.

Das Letztere kennen wir bereits — es ist der Baumeister Groll und seine Pseudo-Gemahlin. Der zweite Herr aber ist uns noch fremd. Er war von mittelgroßer, hagerer Gestalt, mochte aber auch ungefähr in demselben Alter stehen, wie der Baumeister, obwohl er sich sichtbar bemühte, seinem Wesen einen jugendlichen Anstrich zu geben.

Auf den ersten oberflächlichen Blick konnte ein Beobachter in ihm den blasirten Lebemann erkennen, bei näherem physiognomischen Studium aber las man von den Zügen dieses Mannes etwas mehr und Schlimmeres als das herab. Die blasse Farbe des Gesichtes contrastirte seltsam gegen den, nichts weniger als matten Glanz der Augen, und die, zuweilen gichtisch zuckenden, bläulichen Lippen zeugten auch nicht von erloschenen und ausgetobten Leidenschaften. Im Gegentheile, es schien so, als ob es eben nur mehr die Leidenschaften wären, welche diesen Körper beherrschten und regierten.

In demselben Augenblicke lenkten sich die Blicke dieser eben beschriebenen Persönlichkeit mit eigenthümlicher Erregtheit nach den ihm voranschreitenden Knaben und seine Lippen waren es, welche die Worte von vorhin aussprachen.

Die Dame warf ihm, nachdem sie den Ausruf gehört, einen spöttischen Seitenblick zu und sagte:

„Lieben Sie die Kinder, Herr Baron?"

Der Angesprochene zuckte zusammen und antwortete dann in einiger Verlegenheit:

„Ja, ich liebe sie — besonders die Buben.“

„So?“ machte die Dame gedehnt, denn ihrem scharfen Blicke war die Erregung und Verlegenheit des Barons nicht entgangen.

Der Baron aber wendete nicht eine Secunde seine Blicke von dem Kinde ab, das an der Hand des bereits erwähnten Mannes, welchen es schon einige Male mit „Onkel“ angesprochen hatte, dem Ausgange zuschritt.

Man gelangte zum Thor und nun verabschiedete sich der Baron von dem Paare, das eine ihrer harrende Equipage bestieg und davonfuhr.

Kaum war der Wagen den Augen des Barons entschwunden, als dieser sich mit einer raschen Bewegung umwandte und, durch das Gedränge sich einen Weg bahnend, der Stelle zuschritt, wo noch der Mann mit dem Knaben stand und mit einer Aepfelverkäuferin um den Preis ihrer Waare feilschte. Eben war man einig geworden, und die Beiden schritten die Alservorstadt entlang weiter, bis sie in eine der Nebengassen einbogen. Der Baron folgte ihnen auf Schritt und Tritt.

Endlich kürzte er die Entfernung ab und einige Secunden später treffen wir ihn schon im eifrigsten Gespräche mit dem Onkel des Knaben begriffen.

„Gehört der Kleine Ihnen?“ war die erste Frage, die der Baron an den Begleiter des Kindes richtete.

„Nein, es ist aber mein Neffe.“

Nun überbot sich der Baron in Lobeserhebungen über die Schönheit und Anmuth des Kindes, fragte, ob dasselbe schon die Schule besuche u. s. w. Es gab ein Wort das andere und nicht lange währte es, so lud der Fremde die Beiden ein, in einem der nächstliegenden Gasthäuser mit ihm zu speisen.

Das Anerbieten wurde sowohl von dem Knaben als auch von dessen Onkel mit Freuden angenommen und wir finden alsbald die drei Personen in einem separaten Gastzimmer im lebhaftesten Gespräch, dem der muntere, für sein Alter sehr aufgeweckte Knabe beigezogen wurde, am wohlbesetzten Tische beisammen sitzen.

Es dauerte jedoch nicht lange, so begann die Unterhaltung zu stocken. Der feurige Wein, den der Bestgeber hatte auftragen lassen, that bereits seine Wirkung. Der Kopf des Knaben wurde in Folge des ungewohnten Genusses schwer, auch der des Onkels begann sich

schon etwas zu umnebeln; nur der Baron war vollkommen nüchtern und es schien fast, als habe er es darauf abgesehen, seine Gäste in einen unzurechnungsfähigen Zustand zu versetzen, da jetzt ein kaum bemerkbares, zufriedenes Lächeln seine Lippen umspielte.

Der Knabe war endlich eingeschlafen.

Nachdem der Baron das schöne Kind eine Weile betrachtet hatte, wendete er sich zu dem Onkel und knüpfte ein gleichgiltiges Gespräch an. Vor Allem wünschte er dessen Lebensverhältnisse zu erfahren.

Der vom Weine aufgeregte, gesprächige Onkel erzählte ihm, daß er Karl Feid heiße, eigentlich von Profession ein Zimmermaler sei, jedoch schon längere Zeit die Arbeit an den Nagel gehängt hätte, da er durchaus keine Lust zur Arbeit mehr in sich fühle.

„Hm, also mehr zum Wohlleben?“ meinte nun der Baron. „Ei, dazu könnte wohl Rath werden. Sagt doch — was würdet Ihr dazu sagen, wenn Ihr für ein einziges kleines Geschäft dreihundert Gulden verdienen könntet?“

„Dreihundert Gulden?!“ stammelte der Maler. „Teufel, da würden wir uns alle Zwei dem Satan überliefern! Gelt, Schorschl (Georg)? — Aber, der schläft ja schon!“

„Laßt den Knaben schlafen; er darf nicht hören, was ich Euch sagen will. Also hört!“ — und die Stimme des Barons sank bis zum Flüstern herab — „Ihr könnt Euch mehr, — Ihr könnt Euch vierhundert Gulden verdienen — wenn —“

„Wenn?“ wiederholte der Zimmermaler aufgeregt. „Was wenn? Nur immer heraus mit der Sprache!“

„Wenn“, flüsterte der Baron weiter, „wenn Ihr mir — den Knaben da — verkauft.“

„Was? Den Schorschl verkaufen?!“ rief der Onkel aufspringend. Bald aber beruhigte er sich und sagte lächelnd: „Pah, das war ja nur Spaß von Euch — das konnte Euer Ernst gar nicht sein.“

„Und doch ist's mein voller Ernst,“ erwiderte der Baron bestimmten Tones. „Bedenkt — ich gebe Euch vierhundert Gulden für den Burschen.“

Der Onkel schien mit sich zu kämpfen. Das Geld, das viele Geld schien ihm den Kopf verwirrt zu machen; vierhundert Gulden sind zu allen Zeiten kein Pappenstiel gewesen. Aber — eine Frage

drängte sich sofort seinem Gehirne auf, die er auch ohne Zögern an den Baron richtete:

„Ja, was wollen Sie denn mit dem Knaben machen?“

„Ihr werdet es erfahren, doch nicht früher, als bis wir das Geschäft abgeschlossen haben.“

Noch kämpfte das Verwandtschaftsgefühl mit der Habsucht und Geldgier.

Da erhob sich der Baron, blätterte in seiner dickleibigen Brieftasche, legte endlich eine Banknote größeren Werthes vor den Unschlüssigen hin und sagte:

„Vierhundert Gulden! — Und dies einstweilen als Angabe, die aber dennoch nicht von der Summe abgezogen wird.“

Noch immer stand der Maler regungslos.

„Nun, betäubt damit etwa aufsteigende lächerliche Gewissensbisse und überlegt Euch dann meinen Vorschlag; heute über acht Tage um dieselbe Zeit komme ich wieder in dieses Gasthaus. Adieu!“

Nach diesen Worten verließ der unheimliche Seelenmäkler das Zimmer, bezahlte beim Gastwirth die Rechnung und nahm einen der in der Nähe stehenden Fiaker auf, in welchen er sich setzte und rasch davonfuhr.

Feid aber blieb noch eine Weile, düster vor sich hinbrütend, sitzen.

Nach einer Weile raffte er sich auf, weckte den Knaben und wollte mit ihm das Local verlassen.

„Da schau her Onkel,“ sagte der Knabe, „was ist das für ein schön gezeichnetes Papier?“

Es war die auf dem Tische liegen gebliebene Banknote, welche nun der Maler aufraffte und zu sich steckte.

„Der fremde Herr wird's vergessen haben,“ murmelte der Maler. „Ich werd's ihm schon zurückgeben.“

Der Baron aber rieb sich im Wagen mit einem vergnügten Lächeln die knochigen Hände und murmelte vor sich hin:

„Teufel, das kostet ein ungeheures Stück Geld, aber — wer Seelen kaufen will, muß sie auch bezahlen.“

Seine ferneren Aeußerungen sanken zu einem unverständlichen Geflüster herab.

Neuntes Capitel.

Grauenhafte Funde.

Wir müssen nun, um den Lesern die Existenz der zerstückelten Leiche zu erklären, eine kurze Spanne Zeit, und zwar einige Tage nur, zurückgreifen. Wir führen sie in die alte Vorstadt Laimgrube.

Es war acht Uhr Abends, jene Zeit, welche das tägliche Rendezvous aller Dienstmägde und Lehrjungen beim Röhrbrunnen, wo sie das Wasser für den Hausbedarf holen, zu sein pflegt, und welches zu jener Zeit ein Witzbold — in Anbetracht der, den Sperrsitzen im Theater gleichenden Reihe von Wassergefäßen aller Art, auf welchen die Küchennymphen plaudernd thronten — sehr prägnant das „Butten-“ oder „Schaffeltheater“ nannte.

Auch der Röhrbrunnen auf der Laimgrube versammelte heute, sowie täglich, seine Getreuen um sich, die da kamen, sich zu erholen durch trauliches Geplauder, uneingedenk der zornig und ungeduldig ihrer harrenden Gebieter und Gebieterinnen, endlich, aber in letzter Reihe, Wasser zu holen für die Hauswirthschaft.

Der Gesprächsstoff blieb nie ganz aus, um einen solchen war man nicht verlegen, sammelte man doch den ganzen lieben Tag hindurch an demselben; und was gab es da nicht Alles zu bekriteln! — das Thun und Treiben der Herrenleute und ihrer Familienglieder, deren häusliche Verhältnisse, die Liebschaften der Töchter, Söhne und des ganzen Hauspersonals, wie auch andere Vorkommnisse, welche der Tag oder die Nacht gebar; kurzum es war der Sitz des vollendetsten Tratsches.

Eben trat eine junge Magd aus dem, dem Brunnen gegenüberliegenden Hausthore und näherte sich mit einem steinernen Kruge, um

ebenfalls Wasser zu holen. Eine der bereits anwesenden Dienstmägde rief ihr aber schon von Weitem lachend zu:

„Heut' mußt Du warten, Hanni; ich hab' eben mein Schaff untergestellt."

„Macht nichts," gab die Neuangekommene zur Antwort, „ich hab' ja Zeit. Meine Herrnleut' schlafen bereits."

„So," lachte die Freundin, „die geh'n ja gar mit den Hendeln (Hühnern) z'Bett!"

„Stehen aber auch mit ihnen auf," ergänzte Hanni, die nie etwas über ihre Herrschaft kommen ließ und daher stets von den weniger rücksichtsvollen Colleginnen darüber geneckt wurde.

Unter den scherzhaften Gesprächen war bald eine halbe Stunde verflossen. Endlich hatte Hanni ihren Krug gefüllt und eilte nun über die Straße, ihrem Hause zu.

Sie trat in den Flur — da stieß ihr Fuß an einen, am Boden liegenden weichen Gegenstand.

Erstaunt darüber, wie Jemand ein, sofort als sehr voluminös erkennbares Packet verlieren konnte, bückte sie sich nieder und griff darnach.

Aber — es durchschauerte sie ein eigenthümliches Frösteln; der Gegenstand nämlich, den sie in der Hand hielt und der in Tüchern eingeschlagen war, fühlte sich so absonderlich weich und biegsam an, daß Hanni auf den Gedanken kam, es möchte sich in dem Packete ein weggelegtes Kind befinden.

Hastig rannte sie die Stiege hinauf und stürzte in das Wohnzimmer ihrer Herrschaft mit dem Rufe:

„Mir scheint da ist ein neugebor'nes Kind! Ich hab's eben gefunden!"

Es läßt sich denken, daß ein solches Ereigniß Eindruck auf die Leute machen mußte. Im Nu war Licht angezündet, dabei wurden die übrigen Hausbewohner avisirt, welche nun alle in die Wohnung eindrangen.

Da stand wohl ein Dutzend Menschen, Niemand hatte jedoch den Muth, das nun auf dem Tisch liegende Bündel zu öffnen.

Endlich entschloß sich der Herr des Hauses auf die Polizei-Bezirks-Direction Mariahilf mit der Kunde zu senden, seine Magd habe unter der Einfahrt des Hauses mit der Nummer 47, Wienstraße, Laimgrube, ein neugeborenes Kind, in Fetzen eingehüllt, gefunden.

Eine zweite Person aber schickte er zu der in der Nähe wohnenden Hebamme, Frau Eisenfest.

Nach einigen Minuten peinlichster Erwartung erschien endlich die „Madam',“ wie in Wien schlechtweg die Geburtshelferinnen genannt werden, und nun drängte sich Alles um den Tisch, auf welchem das mysteriöse Bündel lag, welches nun geöffnet werden sollte.

Frau Eisenfest löste mit Geschick und ohne Zagen die grobe Umhüllung von dem vermeintlichen Kinde und — ein grauenvoller Anblick bot sich den entsetzten Zuschauern dar.

Anstatt des Körpers eines neugeborenen Kindes, bot sich — das Stück eines weiblichen Leichnams, und zwar der Oberleib des Rumpfes bis zum Anfange des Unterleibes!

Fast alle Anwesenden stießen zugleich einen Schrei des tiefsten Schreckens aus; einige der Frauen wandelte sogar eine Ohnmacht an und diese mußten von der, selbst zu Tode erschrockenen Madame Eisenfest gelabt werden.

Gleich darauf erschien ein Polizeicommissär, begleitet von einem Amtsdiener in der Wohnung des Ehepaares, das aus seiner Nachtruhe durch den so grauenhaften Vorfall aufgeschreckt worden.

Auch der Commissär war nicht wenig ergriffen, als er anstatt eines, wenn auch etwa ermordeten Kindes, den so grausam verstümmelten Körper einer erwachsenen Person vor sich sah.

Ohne Verzug sendete er den Amtsdiener nach dem Polizei-Bezirksarzte, Doctor Gallisch, und nahm inzwischen ein kleines Verhör über den Fund mit der Magd Hanni vor.

Wahrheitsgetreu, aber noch zitternd vor Schreck, erzählte diese den Hergang der Sache.

„Und hat Sie,“ fragte der Commissär, „beim Verlassen des Hauses, als Sie Wasser holte, gar nichts unter der Einfahrt bemerkt?“

„So wahr mir Gott helf', nicht eine Stecknadel!“ betheuerte diese. „Erst als ich wieder in's Haus getreten bin, wäre ich bald über den Pack da gestolpert.“

„Hat Sie,“ lautete es weiter, „auch Niemanden bemerkt, der das Haus betreten oder verlassen hätte? Der Röhrbrunnen befindet sich ja dem Hause gegenüber — Sie hat daselbst warten müssen, wie Sie gesagt hat — also ist es nicht unwahrscheinlich, daß Sie die Personen, welche das Hausthor passirten, gesehen haben muß.“

„Ich hab', Gott soll mich strafen, nicht eine Maus g'sehen!" antwortete Hanni, die Hand auf's Herz legend, in feierlichem Tone.

Da der Commissär sie zuweilen forschend anblickte, wie dies bei Inquirenten gewöhnlich der Fall ist, so glaubte das Mädchen, welches bisher noch nie in außerordentlichen Fällen vor der Polizei gestanden, die Behörde habe sie in Verdacht des Mordes, und sie glaubte daher, alle ihre Aussagen mit dem Namen Gottes bekräftigen zu müssen.

Als daher der Commissär das Verhör mit den Worten beendete: „Sie wird die Aussagen nöthigenfalls mit einem Eide bekräftigen müssen," — antwortete Hanni schnell: „O ja, das thu' ich schon; auch gleich, wenn's sein muß!"

Mittlerweile war Doctor Gallisch erschienen. Der Commissär theilte ihm den Sachverhalt mit und der Arzt machte sich gleich daran, den gefundenen Körpertheil in Augenschein zu nehmen, um darnach sein vom Gerichte gefordertes „Parere" (Schaubefund) abgeben zu können.

„Hand und Finger der Leiche sind schon kalt, jedoch noch ziemlich gelenkig, und dürften die einer Dienstmagd oder einer Fabriksarbeiterin sein," sagte der Arzt nach eingehender Beschau. „Ueberhaupt gehört dieser menschliche Körpertheil einem etwa neunzehn- bis zwanzigjährigen Mädchen von mehr dunklem als blondem Teint an."

„Und seit wie lange dürfte, da, wie Sie sagen die Finger noch ganz biegsam und gelenkig sind, diese Person zur Leiche geworden sein?" fragte der Commissär.

„Hm, der Leichnam als solcher betrachtet, ist kaum über dreißig bis vierzig Stunden alt," antwortete der Doctor.

„Glauben Sie," fragte der Polizist den Arzt, nachdem er die Anwesenden ersucht hatte, einige Augenblicke das Zimmer zu verlassen, „glauben Sie, daß hier ein Verbrechen — ein Mord vorliegt?"

Doctor Gallisch zuckte die Achseln. Dann meinte er:

„Ich wage derlei noch nicht zu behaupten. Die Gelenkigkeit der Finger läßt mich auf die Vermuthung, die durchaus nicht unbegründet ist, kommen, daß dieser Leichentheil einer Person angehört habe, die eines natürlichen Todes gestorben und nur zu anatomischen Zwecken verwendet worden sein mochte."

„Nun, desto besser, wenn es nur das ist. Gehen wir jetzt, Herr Doctor."

Die Polizeibehörde blieb eine gute Weile bei dieser Ansicht, allein, nachdem ihre Nachforschungen im allgemeinen Krankenhause, im Secirsaale der Universität und beim Bezirks-Krankenhause auf der Wieden keine gewünschten Resultate lieferten, leitete sie denn doch die Anzeige von der Auffindung jenes Leichentheiles an das Criminalgericht und sprach die Wahrscheinlichkeit aus, daß eine absichtliche Tödtung einer Frauensperson hier stattgefunden habe.

Der Thatbestand war aufgenommen, die vorläufigen Protokolle der Aussagen des Arztes und der Dienstmagd gemacht, und der gefundene Körpertheil einstweilen auf das Bezirkscommissariat Mariahilf gebracht, von wo aus er am nächsten Morgen in die Leichenkammer des allgemeinen Krankenhauses übertragen wurde.

Der Commissär, der Arzt und der Polizeidiener hatten sich aus der Wohnung entfernt, aber an eine Ruhe dachten die Bewohner des Hauses Nr. 47 noch lange nicht, und als der Morgen graute, wußte bereits halb Wien von dem grausigen Funde auf der Laimgrube, und hunderte von Menschen strömten dem Hause zu, denn die geschäftige Fama wußte den, für den Klatsch so ausgezeichneten „Fall" mit dem grauenhaftesten Beigaben auszuschmücken. Einige behaupteten der Leichnam wäre in einem Sack gesteckt, andere wieder er sei in einer eisenbeschlagenen Kiste gewesen, ein Dritter fügte einige Messer und andere Mordinstrumente hinzu — kurz es wurde gefabelt, mochten die Märlein auch noch so unglaublich klingen.

Beim Röhrbrunnen auf der Laimgrube ging es am nächsten Abende wie toll zu. Und gar, als die Hanni kam, um Wasser zu holen, da drängte und stieß man sich, um ja nur in ihre Nähe zu kommen, bestürmte sie mit Fragen und Bitten, den Vorfall zu erzählen, was diese denn auch, stolz in dem Gedanken, es am Besten zu wissen, auch bereitwillig that, — aber nicht ohne zwischen der Wahrheit und der Erdichtung einen kleinen Graben frei zu lassen, den sie im Bewußtsein, daß ihr Niemand widerstreiten könne, was sie selbst gesehen zu haben behaupten konnte, mit pikanten Allotrias ausfüllte. Und obwohl sie nicht Anstand genommen hätte, ihre dem Commissär gemachten Aussagen feierlichst zu beschwören, so machte sie sich doch gar nichts daraus, die Neugierde der sie Bestürmenden mit einer Mischung von Wahrheit und Erfindung zu befriedigen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Polizeibehörde die Angelegenheit dem Criminalgerichte übertragen hatte. Nun war der erste

Schritt dieses letzteren in dieser Affaire eine Ergänzung der Nachforschungen in den verschiedenen Krankenanstalten der Residenz, ob nämlich der aufgefundene Leichentheil nicht doch von einem Arzte oder Studirenden zu anatomischen Zwecken benützt worden sein konnte.

Als jedoch der Gerichtscommissär Regenspursky zu dem gleichen Resultate gelangte, wie vordem die Polizei, fand sich auch der Criminalrath Heeg, dem die Erhebung des Thatbestandes oblag, in der Anschauung bestärkt, es habe hier eine absichtliche Tödtung stattgefunden und der Thäter es versucht, durch theilweises Zerstückeln und Fortschaffen der Leichentheile seines Opfers die Entdeckung der Verbrechens zu vereiteln.

Indeß sollten sich diese Anschauungen bald als begründet erweisen, die Muthmaßungen sich bestätigen und die Wahrscheinlichkeit daß hier ein Verbrechen verübt worden, sich bestärken.

Der Gerichtscommissär Regenspursky hatte, nachdem er sich gründlich von der Unhaltbarkeit der Meinung, die Leiche sei zu anatomischen Studien bestimmt gewesen, überzeugt hatte, noch, außer dem Besuch der Krankenhäuser, ein anderes Ziel vor Augen.

Bei genauer Besichtigung jenes Einbindtuches, in welchem der auf der Laimgrube gefundene Rumpf gelegen, hatten sich einige Tropfen weißer Fette gezeigt. Deshalb beschloß der Gerichtscommissär eine Besichtigung der Localitäten des genannten Hauses vorzunehmen und traf wegen Stunde und Vorgehen mit der Polizei-Bezirks-Direction Mariahilf die nöthigen Verabredungen.

Als er nun aus diesem Anlasse von der Wienstraße durch die Pfarr- (heutige Laimgruben-) Gasse in die Kothgasse (heutige Gumpendorferstraße) fuhr, bemerkte er am Ende dieser Häuserzeile einen Zusammenlauf vieler Leute.

Er stieg aus und fragte einen der Umstehenden, was denn der immer mehr anschwellende Menschenstrom zu bedeuten hätte. Man sagte ihm nun zu seinem nicht geringen Erstaunen, es handle sich abermals um die Leichentheile eines menschlichen Körpers, die sich in einer Tragbutte mitten auf der Straße vorgefunden hätten.

Kaum vernahm der Gerichtscommissär diese Nachricht, als er sich auch schon rasch durch die Menge Bahn brach und bis zum Ende der Kothgasse vordrängte, wo er nun in der That am Fahr-

wege des linksseitigen obersten Hauses, und zwar unterhalb eines Baumwollengewölbes bestätigt fand, was man ihm gesagt.

Da lag nämlich eine umgestürzte Tragbutte, und neben ihr auf der Erde ein weiblicher Leichentheil, und zwar der, von den Hüften abwärts bis zu den Knieen.

Schnell sandte der Gerichtscommissär nach Leichenträgern und um Polizei-Assistenz.

Nachdem Letztere gekommen war, gelang es erst nach unsäglicher Mühe, die Stelle des Thatortes etwas zu lichten, den Leichentheil mit jenem Stroh und Tüchern, die zur Verpackung gedient hatten, in die Butte zu schieben, und diese vorläufig, nach Ankunft der Leichenträger, zur Polizeibezirksdirection Mariahilf zu schaffen.

Noch während dort dieser Zwischenfall abgewickelt wurde, meldete ein Amtsdiener: Eine Frau, welche man, da sie den mehrtägigen Abgang ihrer Tochter angezeigt, durch Agnoscirung (Anerkennung) jenes erstlich gefundenen Körpertheiles in die Leichenkammer des allgemeinen Krankenhauses führen ließ, glaube, in dem ihr gezeigten Leichentheil ihre Tochter zu erkennen.

Nun veranlaßte der Gerichtscommissär die rasche Uebertragung des nachträglich gefundenen Leichentheils in das erwähnte Krankenhaus, damit auch dieser der Frau vorgezeigt würde. Aber — die Frau war, wie sich nachträglich erwies, von einem Irrthum befangen, denn ihre Tochter, die aus Leichtfertigkeit dem elterlichen Hause entwichen war, wurde nach einigen Tagen in Gumpendorf gesehen und auch polizeilich aufgegriffen.

Auch mehrere andere Personen sprachen mit Bestimmtheit aus, daß die ausgestellten Leichentheile einem vermißten Gliede ihrer Familie angehörten; aber es erwies sich dann stets als Täuschung, und die Polizei mußte von Neuem ihre ganzen Kräfte aufbieten, um später abermals eine neue Täuschung zu erfahren.

Der Fall blieb ungemein räthselhaft.

Auch der gerichtliche Augenschein, welcher alsbald in den beiden Häusern, Wienstraße 37 und Kothgasse 134, vorgenommen wurde, lieferte nicht den geringsten Anhaltspunkt. Blutspuren, die den Weg verrathen hätten, welchen der Thäter genommen, fanden sich weder in den beiden Häusern, noch in oder vor den nächsten Häusern und Wegen.

Hanni, die Magd, sagte auf Befragen noch aus, daß sie jenen

Bündel mit dem Leichenrumpfe acht Schritte vom Hausthor entfernt, unterhalb der Stiegenthüre nur erblickte, weil der Lichtschimmer darauffiel, anderseits sie aber auch bald darüber stolperte. Auch dies bot keinen Anhaltspunkt.

Mehr jedoch that dies die Butte, welche mit den Leichentheilen vor dem Hause Nr. 134 in der Kothgasse gestanden. Dieselbe war in so schlechtem Zustande, daß sie bei Uebertragung in das nicht so ferne Amtslocale der Polizei gänzlich zerfiel, und erst wieder zusammengesetzt werden mußte; daher es räthselhaft erschien, wie der Thäter dieselbe zum Transporte eines Gegenstandes verwenden mochte, dessen vorzeitige Entdeckung ihn den größten Gefahren preisgab.

Diese Tragbutte nun machte bei allen Böttchern, Schemelausleihern auf den Marktplätzen, Fragnern in allen Bezirken der Stadt die Runde. Man wies sie den Holzhauern auf den Legestätten, den Verkäuferinnen von Grünwaaren und ähnlichen Individuen vor, aber — Niemand wollte sie kennen. Gleichzeitig legte man eine Beschreibung der Butte in Druck, sorgte dafür, daß dieselbe als Affichen an den Plätzen und in den Hauptstraßen der Stadt und Vorstädte angeschlagen wurden — Alles vergeblich!

Inzwischen kam plötzlich dem Criminalgerichte die Kunde zu, daß auf einem Felde unweit dem Tivoli Reste menschlicher Eingeweide gefunden worden wären. Allein dies war nur um eine Täuschung mehr. Die Gerichtsärzte erklärten, daß jene Eingeweide ganz bestimmt von keinem Menschen und am wahrscheinlichsten von einem Schweine herrührten.

Einige Tage später wurde in der Gegend des Matzleinsdorfer Friedhofes ein wichtiger Fund gemacht. Zwei Burschen, Brüder, hatte die Lust angewandelt, in besagter Gegend nach „Erdzeiseln" zu suchen. Als sie den Rain entlang gingen und bei einem Acker vorbeikamen, starrte plötzlich der Aeltere nach einer, mit Erde nur leicht überzogenen Furche.

Plötzlich trat er näher — er stieß mit dem Fuß an einen behaarten Gegenstand — derselbe drehte sich und — ein Menschenohr kam zum Vorschein. Noch konnte er aber das Gesicht und die Nase nicht unterscheiden, weil die Erde weich und schmutzig war, indem es in jüngster Zeit stark geregnet hatte.

Da fiel dem Burschen ein, daß der Kopf möglicherweise zu jener aufgefundenen Leiche gehöre. Er ergriff daher seinen Bruder,

der erst sieben Jahre zählte, am Arm und eilte zitternd nach Hause, um seiner Mutter die entsetzensvolle Entdeckung mitzutheilen. Sogleich schlossen sich mehrere männliche Nachbarn dem Burschen an, begleiteten ihn nach dem angegebenen Orte und — fanden dort richtig den Kopf, den sie sogleich an den langen Haaren als den eines Weibes erkannten.

Nun wurde der Todtengräber von Matzleinsdorf aufgesucht, der den Kopf einstweilen zu sich nahm, während die Männer zur Polizei eilten und diese von dem Vorfalle in Kenntniß setzten.

Um halb sechs Uhr Abends stürzte der Amtsdiener in die Wohnung des Herrn Gerichtscommissärs, um ihm die neue Meldung zu machen.

„Was sagt Ihr?" rief dieser, erfreut vom Sopha aufspringend, „wir hätten nun den Kopf der Leiche?! — O, dann dürfte viel, wo nicht Alles gewonnen sein! Wenn die einzelnen Körpertheile auch Niemand kannte, die Züge des Gesichtes müssen erkennbar sein!"

Er verließ sogleich seine Wohnung und um sieben Uhr Abends war bereits eine gerichtliche Commission, bestehend aus dem Criminalrath Heeg, dem Gerichtscommissär Regenspursky und noch einigen Beamten des Polizeibezirks Wieden auf dem Wege, um an jener Stelle des Fundes, welche die Männer mit Steinen bezeichnet hatten, die gerichtliche Beaugenscheinigung vorzunehmen.

Weil der Kopf nur oberflächlich eingegraben war, drängte sich die Vermuthung auf, daß die, nunmehr einzig noch abgehenden Unterschenkel im tieferen Erdreiche lägen.

Die Gerichtscommission ließ sofort im Umkreise einer Quadratklafter zwei Schuh hoch die Erde ausheben, allein — die mühsame Arbeit war eine vergebliche.

Obschon die Nacht hereinbrach, durchsuchte man dennoch die Furchen aller benachbarten Saatfelder, man stieß jedoch auch nicht auf das mindeste Bedenkliche.

Die Aerzte, welche die Besichtigung und Beschreibung des aufgefundenen Kopfes vorzunehmen hatten, sollten nun die Frage beantworten, ob derselbe zu jenen, bereits früher aufgefundenen Leichentheilen gehöre und ob sich gegenwärtig die Todesart dieser Person bestimmen lasse.

Die Aerzte fanden an dem Gesichte eine Menge geringerer und bedeutenderer Verletzungen und am Halse eine unbedingt tödt-

liche Schnittwunde, welche durch sämmtliche Gefäße und Nerven drang. Sie erklärten ferner, nach vorgenommener Anpassung, daß der Kopf entschieden zu den Körpertheilen gehöre, da selbst die kleinsten Schnittflächen der Wirbelsäule, sowie auch die sämmtlichen Schnittflächen der allgemeinen Decken und der durchschnittenen Muskeltheile correspondirten.

Weil aber, trotz der angewandten Mühe die Identität (Uebereinstimmung) der aufgefundenen Leichentheile mit einer bestimmten Person nicht hergestellt werden konnte, und es sich vor Allem darum handelte, diese Leichentheile vor Verwesung zu schützen und den Kopf in kenntlichem Zustande zu erhalten, wurden nun die Körpertheile in einem Wasserständer mit Wasser und kohlensaurer Thonerde, der Kopf aber in, mit Salz und Wasser vermischten Spiritus aufbewahrt.

Erst zeigte man den Kopf nur solchen Personen, die sich meldeten, daß ihnen Töchter abgingen; weil aber dieser Weg keine Resultate herbeiführte, wurde, wie wir schon im vorigen Capitel erzählten, Jedermann der Zutritt in den Secirsaal des allgemeinen Krankenhauses gestattet.

Der Kopf sah aber unter Glas viel größer aus, man setzte ihn deshalb an die vorhandenen Körpertheile, bedeckte den Leib mit Tüchern und gab Gesicht und Hände der Beobachtung der zuströmenden Menschen frei.

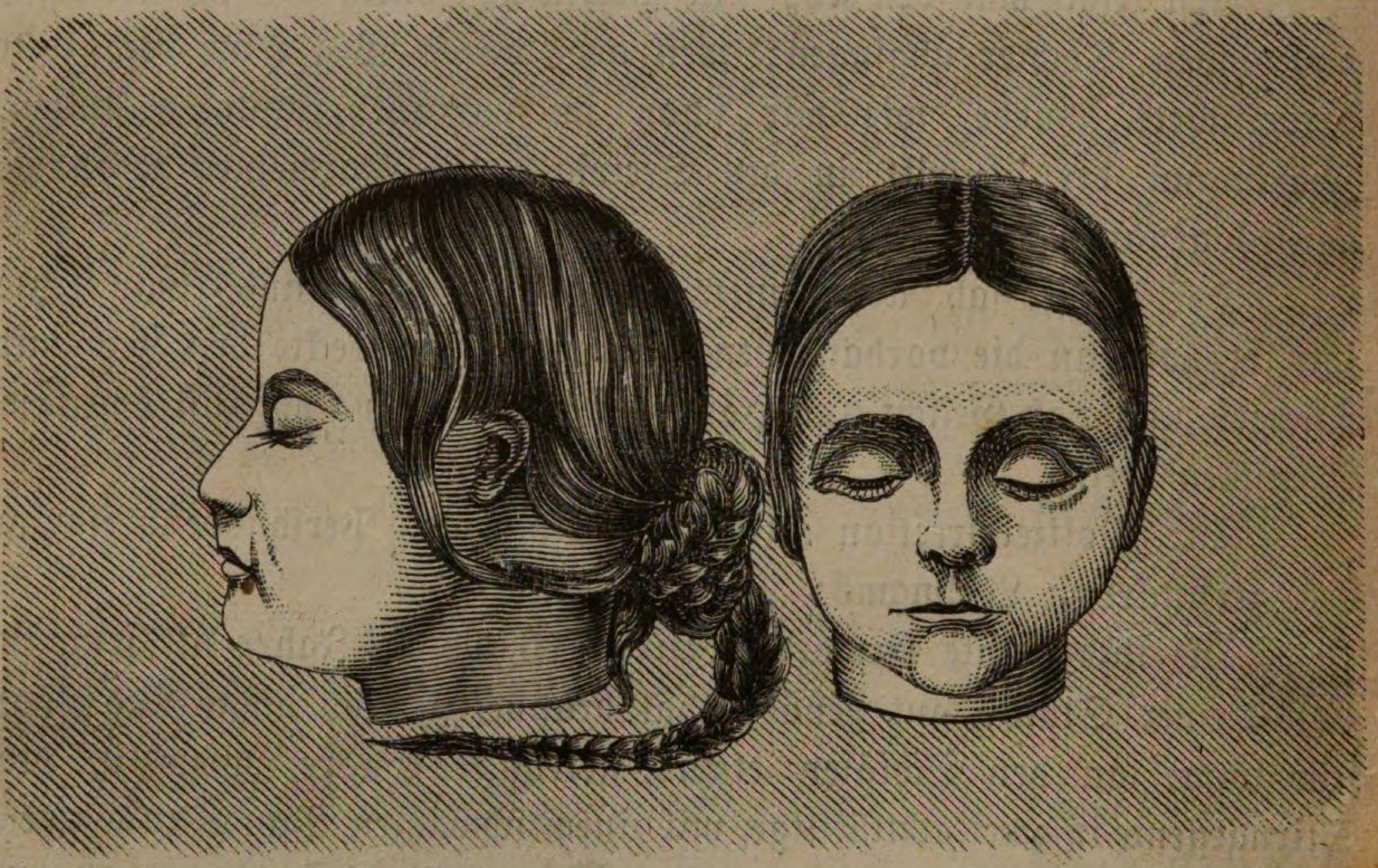
Die Polizeidirection erließ auch folgende Personsbeschreibung des zerstückelten Leichnams:

Die unbekannte Ermordete dürfte 16 bis 18 Jahre alt sein, ist von kleiner Statur, gut genährt, hat braune, ziemlich dichte und nicht sehr lange, an den Schläfen etwas gekrauste Haare, vorne in der Stirngegend in zwei achttheilige, mit einem schwarzen Bande zusammen gehaltene Zöpfe geflochten, ein ziemlich volles Gesicht von ovaler Form, breite, niedere Stirne, braune Augenbrauen, dunkle Augen, stumpfe, dicke, breite Nase, starke Wangenknochen, proportionirten Mund, kleine und scharfgespaltene Oberlippe mit etwas sparsam hervorgewachsenem Flaumhaar, leicht gewülstete Unterlippe, vorspringendes gespitztes Kinn, woran kleine schöngeformte, dicht neben einander gereihte Zähne, blos zwischen den beiden oberen mittleren Schneidezähnen einen kleinen Zwischenraum; anliegende Ohren von mittlerer Größe und gewöhnlicher Form, mit durchstochenen Läppchen. — An den

ziemlich kleinen Händen sind kurze Finger und breite Daumen mit kurzen abgebissenen Nägeln; der linke Zeigefinger beim Nagel ist, wie bei Nähterinnen, etwas zerstochen, die Haut der inneren Handflächen ziemlich stark, wie bei Dienstboten. — Auf der rechten Schulter sitzt ein linsengroßes, blaßbraunes Muttermahl."

Nun folgte die Beschreibung der Tücher, in welche die Körpertheile eingehüllt waren und die Aufforderung: zweckdienliche Mittheilungen ungesäumt der Polizeibehörde wissen zu lassen. Auch war auf die Ausforschung und wirkliche Entdeckung des Thäters der Preis von fünfhundert Gulden ausgesetzt.

Schon Tags zuvor hatte der Med. Dr. Aranyi unentgeltlich eine Lithographie des Kopfes, en face und im Profil, angefertigt, welche an alle Straßenecken angeschlagen wurde und, wie nachstehend, das sprechend ähnliche Porträt des Kopfes zeigte.



Der Kopf der unbekannten Ermordeten.

Nun hofften die Behörden denn doch endlich ein Resultat zu erzielen und so einiges Licht in die dunkle, höchst unheimliche Sache bringen zu können; allein — was halfen alle diese Bemühungen?

Wohl war ein sehr großer Zulauf zu dem ausgestellten Körper, allein, den meisten Grund dazu gab blos die Neugierde, die Schaulust der Wiener, welche die Räume des allgemeinen Krankenhauses füllte; auch liederliche Dirnen, junge Müßiggänger und anderes Ge-

findel schlich sich ein, so daß endlich Criminalrath Heeg sich bemüßigt fühlte, in einem, die Situation kennzeichnende Berichte die Bemerkung einzuschalten, es wäre wünschenswerth, den allgemeinen Zutritt vorzugsweise für solche Personen zu reserviren, von denen man Grund hat, zu glauben, daß sie wirklich Zweckdienliches angeben können.

Es blieb aber so, wie es war, und der Zudrang steigerte sich von Tag zu Tag; ja selbst Fremde kamen, um sich mit eigenen Augen von dem grauenhaften Verbrechen zu überzeugen.

Der Mörder des unbekannten Mädchens ließ den Gerichten auch nicht das feinste Fädchen zurück, an das diese ihre Combinationen anzuknüpfen im Stande gewesen wären.

Man harrte von Tag zu Tag — aber keiner brachte auch nur den leisesten Anhaltspunkt, keiner auch nur die leiseste Hoffnung eines Resultates.

Wohl hatten sich nun schon bereits fünfzig Personen, theils vom Lande, ja sogar aus anderen Provinzen gemeldet, die in der „Zerstückelten“ — wie man sie schlechtweg hieß — eine in Verlust gerathene Bekannte, Dienstmagd oder Verwandte zu erkennen glaubten; aber nach endlosen, schwierigen Bemühungen seitens der Polizei, dies festzustellen, fand man immer und immer wieder, daß es nicht „die Rechte“ sei, daß man sich getäuscht habe.

Zwischen dem Criminalrath Heeg, dem Gerichtscommissär Regenspursky und den Organen der Polizei fanden wiederholt Besprechungen statt.

Als obersten Grundsatz stellte man ein gemeinsames, sich gegenseitig ergänzendes Vorgehen auf. Die Wichtigkeit des Falles und seine Dringlichkeit machte, daß man sich jedes schriftlichen Verfahrens begab, und sich selbst über das Geringste mündlich verabredete. Man möchte fast sagen, die Sicherheitsorgane Wiens standen en masse unter Gewehr, nicht das Geringste wurde übersehen.

Und dennoch kein Resultat!

Zehntes Capitel.

Die „Herzogin vom Thury."

In einer der weniger belebten Vorstädte von Wien stand ein kleines Haus von ärmlichem Aussehen.

Durch einen schmalen, tiefer als die Straße liegenden Flur gelangte man in einen langgestreckten Hof, dessen linke Seite von der Rückwand des Nachbarhauses gebildet wurde.

Rechts befand sich eine Reihe niedriger, dicht aneinander gebauter Häuschen, die, wie es sich deutlich erkennen ließ, nach Bedarf, eines um das andere, errichtet worden waren. Jedes derselben enthielt eine kleine schmale Küche und eine Stube.

Der Hof war schmutzig; einige, nichts weniger als appetitlich aussehende Kinder balgten sich auf demselben herum. Vor den Thüren standen Küchengeräthe, alte defecte Stühle, Bettzeug, Waschgeschirre im chaotischen Durcheinander.

Die Fenster waren meist schmutzbedeckt und wo sie offen standen und einen Blick in das Innere eines der Häuschen gestatteten, da wendete sich das Auge gleichfalls rasch wieder ab vor jeder weiteren Ergründung dessen, was die Wände in „Nacht und Grauen" verschlossen.

Nur Eines der kleinen Häuschen machte eine Ausnahme. Der Platz vor der Thüre war reingefegt, die Fenster blank und spiegelnd und auf dem Sims standen einige Blumentöpfe. Die kleine Küche, obwohl nicht überreich mit Geschirr versehen, war rein und nett, die ärmlich eingerichtete Stube verkündete in Allem und Jedem die Sorgsamkeit eines, jeder Unsauberkeit abholden Wesens.

Anstoßend an dies Zimmer war ein kleines, durch einen Vorhang von der größeren Stube getrennt. Dieses Stübchen war trotz

aller Einfachheit wahrhaft reizend. Ein hübsches Bett, ein Schrank, ein Tischchen, auf welchem ein Spiegel stand und einige Rohrstühle bildeten die ganze Einrichtung.

Nahe am Fenster steht ein alter Großvaterstuhl, in dem sich eine Frau behaglich breit macht.

Das Alter derselben ist schwer definirbar, denn das Antlitz zeigt sich faltig und fleckig; die Gestalt ist mager, die Hände gichtisch verkrüppelt, nur das Auge strahlte in einem ungewöhnlichen lebhaften Feuer und verkündete eine Intelligenz, die nicht ganz zu den ärmlichen Kleidern und der Armseligkeit der Umgebung paßte.

Diese Frau, die ein oberflächlicher Beobachter für mindestens sechzig Jahre gehalten haben würde, zählte deren kaum vierzig. Zuweilen, wenn ihre Züge ruhiger waren, zeigten sie noch die Spuren einstiger großer Schönheit, jetzt aber waren es die einer Megäre.

Mißmuthig, das Kinn in die linke Hand gestützt, starrte das Weib aus dem Fenster in den schmalen Hof; die Schwarzwälderuhr schlug die fünfte Stunde, als im Hofraume männliche Schritte hörbar wurden.

Das Weib richtete sich lauschend empor.

Ein Schatten glitt an dem Fenster vorüber, dann trat Jemand in die Küche.

Die Frau erhob sich, ihre Miene verrieth, daß sie sich in großer Aufregung befinde.

Ein Mann, in eleganter Kleidung, erschien auf der Schwelle. Die Züge seines Angesichtes sind uns bekannt, es sind — wenn auch etwas gealtert — die des Barons Dulac.

Der Blick, welchen der Baron in dem Gemache umhersandte, drückte zur Hälfte Verwunderung, zur Hälfte eine leichte Unbehaglichkeit aus. Als seine Augen zuletzt an der Gestalt der ärmlich gekleideten Frau haften blieben, da erweiterten sich die Pupillen; er strich mit der Hand über die Stirne und seine Lippen flüsterten endlich mit schwachem Lächeln das Wort:

„Impossible (Unmöglich)!“

„Madame,“ sagte er laut, „ich erhielt ein Schreiben, in dem ich gebeten wurde, hieher zu kommen. Ich sollte hier eine Freundin treffen —“

„Arthur!“ rief die Bewohnerin der Stube.

Der Baron wich entsetzt zurück. Die Stimme kannte er. Aber

noch immer wollte er nicht glauben, daß selbe aus dem Munde der häßlichen Megäre gekommen sei, die vor ihm stand.

„Haben Sie gerufen?“ frug er mit ungläubigen Blicken.

„Ich, ja ich. Kennst Du die Stimme nicht mehr?“

„Die Stimme wohl, aber die Person — morbleu! Ida von Schmalberg — bis Du es, oder narrt mich ein Kobold, der mir, statt eines bezaubernd schönen Weibes, eine — pardon, Madame —“

„Ich bin es selbst, Arthur,“ fiel ihm die, einst so schöne und jetzt zur häßlichen Megäre gewordene Courtisane in das Wort, „ich bin Ida von Schmalberg.“

Sie schritt mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

Der Baron jedoch wendete das Antlitz zu Seite und wehrte ihre Umarmung mit spöttischem Lächeln ab.

„Nicht diese Zärtlichkeiten mehr, theuerste Freundin,“ sagte er, ihr die Hand bietend, „ein Händedruck, cela suffit (das genügt)“ — wir sind nicht mehr jung genug —“

„Spare doch die Ausflüchte,“ fiel ihm Ida, sich in die Lippen beißend, in die Rede, „und sage: ich bin Dir nicht mehr schön genug. Damals schön, umschwärmt, gefeiert, damals buhltest Du um ein Lächeln von mir —“

„Ich leugne es nicht. Damals zollte ich der Liebe meinen Tribut; heute will ich ihn der Freundschaft weihen. Doch genug davon. Diable, theure Freundin, ich finde Dich hier in einer nicht sehr neidenswerthen Umgebung.“

Ida's Miene wurde finster.

„Meinst Du?“ sagte sie, „Nun denn, ich denke dasselbe, und ich sehne mich darnach, sie gegen eine andere zu vertauschen.“

„Setzen wir uns,“ sprach Dulac, einen Stuhl in die Nähe des Großvatersessels rückend; „Du mußt mir erzählen, wie es so weit kommen konnte.“

„Das ist bald erzählt. Du erinnerst Dich der Affaire mit Holzhausen?“

„Du hast ihn gerupft, den armen Grafen — he?“

„Du hast treulich mitgeholfen. Was ich ihm mit meiner Liebe abgenommen, war nicht viel mehr, als war er an Dich im Spiele verloren.“

„O — o!“ machte Dulac abwehrend.

„Nicht genug, Du nahmst auch Deinen Antheil an den andern

III.

Das graue Haus.



Die Herzogin vom Thurty.

Gütern des armen Grafen und wenn ich damals die Arme nach Dir ausbreitete, fandest Du nicht, daß ein Händedruck genügte; damals nahmst Du Dir gleich —“

„Damals, mon Dieu,“ unterbrach sie Dulac, „ein Blick in den nächsten Spiegel wird Dir das Räthsel lösen.“

„Du bist sehr aufrichtig; — aber, sei unbesorgt, ich bin Dir nicht böse darob, denn ich weiß, daß meine Zeit vorüber ist. Doch höre weiter. Du verließest Wien, und bald nachher krachte das Vermögen des Grafen zusammen und die Folge war eine Sequestration seiner Güter, ein Curatel für seine Person. Ich hatte manche Vergeleien auszustehen, da man mir allein die Schuld an seinem Ruin gab, und verließ deshalb Wien für einige Zeit, um nach dem Süden zu ziehen. Ich hatte einen Theil meines Schmuckes verkaufen müssen und meine Möbel, um hinreichend Reisegeld zu gewinnen, denn von dem Gelde, das ich von dem Grafen empfing, war mir nichts geblieben — Du weißt, daß ich nicht gespart habe und überdies von meiner Dienerschaft, mit Ausnahme des Mohren Ali, der bald nach dem Vorfalle mit Reindl mich verließ, schändlich bestohlen wurde. Ich nahm nur eine Kammerfrau mit auf die Reise. In Venedig lernte ich den Herzog von Riccabona kennen; aber ich erkannte bald, daß er ein Filz sei und gab ihm den Abschied. Ein junger Conte bewarb sich um meine Gunst, er gefiel mir, ich vergaß, daß er ein armer Teufel sei und brachte mein Geld mit ihm durch. — Endlich nahm auch die Liebe ein Ende und ich kehrte nach Wien zurück, wo ich mich immer am wohlsten befunden hatte und gewiß war, wieder Freunde zu finden.“

„Und Du fandest sie?“

„Teufel,“ entgegnete Ida mit zornigen Blicken, „seit der Unglücksgeschichte mit Reindl, der noch fortwährend in Munkacs sitzt, hatten, Holzhausen ausgenommen, die andern Aristokraten eine merkwürdige Scheu vor mir, und da die Geldaristokraten immer die Affen des Geburtsadels sind, so hielten sich auch diese fern von mir, ausgenommen Hutschek, wenn Du Dich des reichen Verschwenders noch entsinnst, und Pangerl, der, wie er mir zuletzt trocken sagte, ein Paar tausend Gulden geopfert hatte, um die Freuden einer Maitressenwirthschaft ganz durchkosten zu können.“

„Pangerl war immer klug, so dumm er auch aussah. Hut-

schek ist der alte Verschwender geblieben, nur hat er jetzt wenig mehr von seinen Millionen."

„Du siehst ihn noch?"

„Ich treffe ihn öfter in der Spielhölle im Müller'schen Gebäude; am letzten Abende daselbst verlor er siebenunddreißigtausend Gulden; ich glaube kaum, daß von den Millionen seines seligen Vaters noch hunderttausend Gulden in seinem Besitz sind. Es ist das noch eine schöne Summe, aber wie lang wird sie bei ihm anhalten. Vor wenigen Tagen erst habe ich ihn in Pisztyan verlassen. Er hofft dort eine Braut mit vielem Geld zu finden, das er allerdings dringend braucht, wenn er seine bisherige Lebensweise fortsetzen will. Der Narr! wenn Eine nicht blind und taub ist, nimmt sie ihn gewiß nicht. Doch fahre fort — Deine Geschichte interessirt mich."

„Du verlangst wohl keine Details," sagte Ida, „und ich will darum schnell zu Ende kommen. Es ging bergab mit mir, vor drei Jahren wurde ich noch dazu krank und mußte in das Spital, in dem mich langes Siechthum festhielt. So wie ich jetzt vor Dir stehe, wurde ich vor sieben Monaten entlassen."

„Hm, wenn sie Dich auch geheilt haben, so hast Du dies schwer bezahlen müssen."

„Nichts davon; anfangs freilich machte mir das manch' harte Stunde, endlich hab' ich's überwunden. Aber, wenn ich auch auf die Freuden verzichten muß, wie es einst geschehen, als Schönheit gefeiert zu werden, so will ich doch behaglich leben und nicht so, wie ich es hier muß, in dieser elenden Stube unter Bettlern selbst eine Bettlerin. Der Zufall ließ mich Dich sehen und erkennen — ich forschte Deine Wohnung aus und schrieb an Dich. Du mußt mir helfen, wieder in Flor zu kommen."

„Ich soll Dir dazu helfen?" erwiderte Dulac lächelnd. „Hoffst Du Geld von mir? Mein Kind, ich verließ Pisztyan, weil mich dort ein junger Ungar, Namens Zsadany, ein Spieler, von dem es hieß, daß er immer verlöre, ganz ausgeplündert hat."

„Du mußt Geld auftreiben."

Dulac zuckte die Achseln.

„Du mußt!" wiederholte Ida entschieden. „So viel zum Mindesten, daß ich eine elegante Wohnung miethen kann, daß ich mich

mit den nöthigen Kleidern und einigem Schmucke zu versehen im Stande bin."

„Sapristi, Kleider — Schmuck — es kommt immer besser!"

„Für zwei Personen."

„Für zwei Personen?" frug Dulac aufmerksam werdend.

Ida nickte.

„Ganz richtig," sagte sie, „ich habe Dir ja noch immer nicht Alles erzählt. Ich habe eine — Tochter."

„Eine Tochter?!"

„Du hast ein schwaches Gedächtniß. Erinnerst Du Dich der kleinen Fanni nicht, die uns damals die erste Nachricht von Reindl's wahnsinniger That brachte?"

„Die kleine Fanni — fürwahr. Ach, das Kind war damals bildhübsch."

„Es hielt, was es versprochen. Heute ist ein reizendes Mädchen aus dem Kinde geworden."

„Wo ist sie?"

„Im Geschäft. Die Kleine ernährt mich nämlich; ohne sie wäre ich, nachdem ich aus dem Spitale entlassen worden, vielleicht verhungert. Sie hat diese Wohnung genommen, sie arbeitet von Früh bis Abends in einer Blumenfabrik, um zu verdienen, was wir Beide zum Leben brauchen."

„Und zum Dank dafür," sagte Dulac mit ironischem Lächeln, „willst Du sie —"

„Glücklich machen," fiel Ida hastig ein. „Was steht Ihr hier bevor? Zuletzt wird sie einen Handwerker heiraten, der ihre blendende Schönheit gar nicht zu würdigen weiß. Arbeit und immer Arbeit wird ihr Loos sein. Sie soll reich werden, und was ich versäumt habe, soll sie nachholen. Ich will Haus halten und so wie mir, soll's ihr immer ergehen."

„Ein löblicher Vorsatz. Nun — und Fanni ist mit Allem einverstanden?"

Ida warf dem Fragenden einen erstaunten Blick zu.

„Bist Du von Sinnen?" rief sie aus. „Sie ahnt nichts davon — sie darf nichts ahnen, bis es zu spät ist."

„Ich verstehe. Dann fügt man sich."

„Wie ich selbst es gethan habe. Ein Bischen Thränen, ein Bischen Verzweiflung — Alles das ertränkt man zuletzt im Champagner.

O Champagner! ich sehne mich darnach, meine Kehle wieder einmal mit dem Götterwein zu netzen! Hätte ich im Augenblicke nur eine von den Flaschen, die ich einst zu dem wahrhaft unheilvollen Fußbade verwenden ließ!"

Dulac dachte einige Augenblicke nach.

„Ist Fanni wirklich so schön?" frug er dann.

„Schöner, als ich selbst es jemals gewesen. Sagt das genug?"

„Und sie hat keinen Geliebten?"

„Keinen — ich will das beschwören."

„Ida, ich will Geld, Wohnung und Alles schaffen."

„Ach, ich wußte es wohl."

„Und wir theilen den Gewinn."

„Topp, eingeschlagen," sagte die Seelenverkäuferin, dem Franzosen die Hand reichend.

„Der Handel ist geschlossen," versetzte Dulac einschlagend, „er kommt mir gerade gelegen. Aber" — frug er nach einer Pause — „was wird das Mädchen sagen, wenn in Euren Verhältnissen eine so plötzliche Wandlung stattfindet?"

„Man muß einen plausiblen Grund erfinden —"

„Eine Erbschaft?"

„Ja, das thut's."

„Willst Du unter Deinem alten Namen wieder in der Welt erscheinen? Ich würde das nicht rathen."

„Ich führe ihn auch hier nicht."

„Wie nennst Du Dich?"

„Ida von Wolkenberg."

„Wir machen daraus eine Baronin Wolkenberg."

„Gut."

Dulac schlug sich vor die Stirne.

„Wetter, ein Gedanke!" rief er aus. „Ida, willst Du Deine alte Wohnung wieder im grauen Haus auf der Mölkerbastei?"

„Ei, warum nicht; ich kenne jeden Winkel daselbst. Die Wohnung besitzt eine Menge köstlicher Eigenschaften, hat mehrere geheime Ausgänge, dunkle Cabinets, in denen man eine Pistole abfeuern konnte, ohne daß man es im Nebenzimmer hörte — ah, ich wünschte keine bessere Wohnung, als diese."

„Du sollst sie haben — in drei Tagen kannst Du Deinen Einzug halten."

Ida rieb sich vergnügt die Hände. Dann warf sie einen Blick auf die Uhr und sagte:

„Es ist nahe an Sechs; Fanni wird bald hier sein.“

„Vor ihr spiele ich also den Glücksboten?“

Ida nickte.

„Noch eine Bemerkung habe ich zu machen, theure Freundin,“ sagte Dulac. „So wie ich Alles, was zu Deinem Wiederemporkommen, oder, wie Du vielleicht lieber willst, zu dem künftigen Glück Deiner Tochter beistelle, so stelle ich auch den Mann, der alles Das bezahlen soll.“

„Tant mieux (Desto besser)!“ erwiderte Ida. „Das beschleunigt unser Glück. — Aber horch' — hörst Du nichts?“

Auf dem Pflaster des Hofes tönten leichte, elastische Schritte.

„Der Gang einer Fee,“ flüsterte Dulac.

„Sie ist es!“ sagte Ida hastig.

Dann nahm sie das Taschentuch, preßte es vor die Augen, ihre Züge nahmen den Ausdruck einer tiefen Ergriffenheit an, und über die welken, faltigen Wangen ergoß sich ein Strom von Krokodilsthränen.

Im selben Momente erschien ein junges, einfach, aber mit äußerster Zierlichkeit gekleidetes Mädchen von wunderbarer Schönheit auf der Schwelle der Stube und blieb überrascht stehen, als es die weinende Frau und den sich besorgt gegen selbe neigenden fremden Herrn erblickte.

Ida that so, als gewahre sie erst jetzt das Mädchen, sprang empor und stürzte demselben mit ausgebreiteten Armen um den Hals:

„Mein Kind — meine Tochter!“ rief sie schluchzend. „Ach, nun hat unsere Noth ein Ende — nun ist Alles gut, nun sollst Du reich belohnt werden für Alles, was Du Deiner Mutter gethan hast!“

Dulac war gleichfalls aufgestanden und spielte, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, den Gerührten.

„Es sind Freudenthränen — fürchten Sie nichts, mein Fräulein,“ sagte er in bewegtem Tone.

Fanni, die einstige Pflegetochter Reindl's, welche in der Zeit, in der wir sie nicht wieder gesehen, zu einem wunderbar schönen Mädchen herangeblüht war, blickte staunend auf die Frau, die sie Mutter nannte, und dann auf den fremden, elegant aussehenden Gast.

„Alles ist gut, Alles," rief nun Ida, die gefalteten Hände heuchlerisch zum Himmel hebend; „ich danke Dir, Gott im Himmel, daß Du mir das Glück gesendet hast, mein gutes Kind belohnen zu können."

„Mutter," sagte Fanni mit leisem Vorwurfe, „warum sprichst Du von Belohnung? Was ich gethan, war meine Pflicht; ich verlange keinen Lohn dafür —"

„Du bist ein Engel an Güte, ich weiß es; aber ich weiß auch, wie Du Dich mühen und plagen mußt, das Nöthige zu gewinnen. Ich weiß, wie Du entbehrtest, ich weiß, wie Du Dir den Bissen vom Munde spartest, ihn mir zu geben, und ich habe manche Thräne darüber im Stillen vergossen."

Frau von Wolkenberg, wie Ida sich jetzt nannte, log ganz unverschämt mit diesen Worten. Sie hatte ganz ruhig, ohne das mindeste Mitgefühl zugesehen, welche Entbehrungen sich Fanni um ihretwillen auferlegte und quälte im Gegentheile gar oft das arme Kind, wenn es trotz seines Fleißes nicht so viel zusammenbrachte, als die Pseudomutter für ihr Wohlsein benöthigte.

Dulac bewunderte Fanni's Schönheit. Das dunkle reiche Haar umrahmte ein feines, weißes Antlitz mit hoher, reiner Stirne, geradem Näschen und reizend geformtem Mund. Lippen und Wangen schimmerten in zartem Roth; die großen, tiefblauen Augen verriethen die ungetrübte Klarheit des Herzens. Die Gestalt war schlank und voll Hoheit, die Formen vom edelsten Ebenmaße; die Hände schmal und klein, die Bewegungen voll Grazie — kurz, man glaubte wirklich das Ideal einer Dame aus der großen Welt vor sich zu haben. Und so kam es denn, daß die übrigen Bewohner der Umgebung, in der damals ganz besonderen Gepflogenheit, den Persönlichkeiten, welche in irgend einer Weise über das Niveau des Alltäglichen hervorragten, absonderliche Bezeichnungen oder Spitznamen aufzubringen, die holde Fanni stets „die Herzogin vom Thury" (so hieß nämlich die Vorstadt, in der sie wohnte) nannten.

„Das ist wahrhaftig eine Wunderperle," gestand sich Dulac, „die in Gold gefaßt zu werden verdient!"

Ida hatte indessen ihrer Tochter ein rasch ersonnenes Märchen erzählt, daß der Herr Baron — sie zeigte auf Dulac — ihr Nachricht gebracht habe, daß ihr von einem entfernten Verwandten, der

mit Tod abgegangen, eine Erbschaft zugefallen sei, reich genug, um fortan frei und glücklich leben zu können.

Dulac bestätigte Alles.

„Es kostete mich viele Mühe, Frau von Wolkenberg aufzufinden,“ sagte er noch, „endlich wurde meine Mühe belohnt.“

Ida drückte ihm die Hände.

„Dank — tausend Dank!“ rief sie emphatisch, „um meinet-, um dieses armen Kindes willen!“

Obwohl auch Fanni ein natürliches Gefühl der Freude empfand, daß sie fortan nicht mehr mit des Lebens Noth zu kämpfen haben sollte, so vermochte sie sich doch nicht ganz eines unbestimmten Bangens zu erwehren.

Und als Ida rief: „Nun soll Alles anders werden! Von morgen an sollst Du nicht mehr in diesen armseligen Kleidern, die Deine Schönheit verunstalten, herumgehen; auch in die Fabrik darfst Du keinen Fuß mehr setzen!“ da fiel ihr Fanni in die Rede.

Mutter,“ sagte sie bittend, „einmal muß ich noch dahin, wo man mir Brod gegeben. Der Eigenthümer und seine Frau, so wie meine Arbeitsgenossinnen waren immer so gut und freundlich gegen mich, daß ich sie ohne ein Wort des Dankes und Abschiedes nicht verlassen kann. Und endlich“ — fügte sie lächelnd bei — „es darf die Herzogin vom Thury, wie mich die Nachbarn so unverdient nennen, nicht durchbrennen, wie irgend Einer, der dem ganzen Grund (Bezirk) schuldig ist. Der Adel verpflichtet ja, und sei's auch ein angemaßter!“

„Also auch geistvoll und witzig!“ murmelte Dulac. „Eine Wunderperle, diese Volksherzogin, wahrhaftig!“

„Nun gut,“ sagte Ida. „Ich erlaube Dir das Abschiednehmen. Erst aber mußt Du schöne Kleider haben; Du sollst im Wagen vorfahren, damit Alle sehen, was nun aus Dir geworden ist.“

Fanni schüttelte den Kopf.

„Nein, Mutter,“ entgegnete sie, „in diesen Kleidern und zu Fuße, wie immer, so will ich hingehen, sonst würden sie glauben, ich sei eitel geworden und wolle sie mit meinem Prunke kränken. Sie haben die „Herzogin vom Thury“ liebgehabt, und sollen keine Ursache finden, der Reichgewordenen zu zürnen.“

„Nun, so thu', was Du willst,“ rief Ida ungeduldig, fast aus ihrer Rolle einer zärtlichen Mutter fallend; aber sie besann sich noch

zur rechten Zeit und fügte mit ihrem süßesten Lächeln hinzu: „Du bist nun einmal ein Engel!“

Dulac blickte auf die Taschenuhr.

„Madame,“ sagte er zu Ida, „meine Zeit ist um. Morgen Früh sende ich Ihnen die Kaufleute, wegen Auswahl der Toiletten, des Schmuckes, kurz Alles dessen, was Sie bedürfen. Indessen will ich die Wohnung besorgen, damit Sie sobald als möglich aus diesem Kellerloche fortkommen.“

„O, ich werde den Tag preisen,“ rief Ida, „an dem dies der Fall sein wird!“

Fanni warf einen traurigen Blick über die kleine, wohnliche Stube, deren bescheidene Einrichtung ihr manche schlaflose Nacht gekostet hatte. Sie empfand eine wahrhafte Betrübniß, daß sie Alles das nun verlassen sollte, und im Stillen reifte der Entschluß in ihr, das mühsam Erworbene nicht in fremde Hände gerathen zu lassen.

Eine arme alte Frau, die ihr die gröbste Arbeit im Hause besorgte, war es, die sie insgeheim zur Hüterin der Wohnung bestellen wollte.

Dulac entfernte sich, nachdem er früher noch Ida heimlich seine Börse gegeben hatte und von ihr mit leiser Stimme aufgefordert worden war, am nächsten Morgen sich sehr früh einzufinden.

„Ich will Dir einen Anblick verschaffen,“ flüsterte sie, „um den Dich jeder König beneiden soll.“

Ida bestellte sodann, indem sie die Ducaten funkeln ließ, in dem besten Gasthause, das in der Nähe zu finden war, ein splendides Souper und die Nachricht von der Erbschaft, die sie gemacht hatte, war bald in aller Leute Mund.

Die Nachbarn kamen. Ida empfing sie bereits im Vorgenusse ihrer künftigen Größe, gnädig herablassend, wie eine vornehme Dame, so daß die meisten, Neid und Mißgunst im Herzen, wieder von dannen gingen.

Anders war es mit Fanni. Diese hatte ihre Sache mit der alten Dienstfrau inzwischen in's Reine gebracht und die letztere war ganz glücklich, daß sie nun in einem so schönen Zimmer wohnen sollte, versprach auch feierlich, Alles wohl in Stand und Ordnung zu halten.

Dulac fand sich früh am nächsten Morgen bei Ida ein. Diese winkte ihm beim Eintreten in das Zimmer kein Geräusch zu machen.

„Du kommst gerade recht,“ flüsterte sie ihm zu. „Fanni macht eben Toilette.“

Sie schlich zu dem Vorhange und lüftete ihn ein wenig. Dann winkte sie Dulac zu sich.

Auf den Zehenspitzen schlich er zu ihr und schob den Vorhang etwas zurück.

Fanni stand vor dem Spiegel, im kurzen Röckchen, Schultern und Arme entblößt und war eben beschäftigt, den wundervollen Leib in das übliche Corsett zu schnüren.

Die Augen des Gelegenheitsmachers verschlangen das reizende Bild und vielleicht hätte er sich verrathen, wenn Ida nicht schnell den Vorhang fallen gelassen hätte.

Fanni mußte das Geräusch gehört haben. Die Arme über den halbentblößten Busen kreuzend, wendete sie sich rasch um.

„Wer ist hier?“ rief sie aus.

„Ich, mein Kind,“ antwortete Ida, „der Baron ist eben gekommen — ich wollte sehen, ob Du schon angekleidet bist.“

„Gleich, gleich,“ antwortete Fanni.

„Ach, sie ist bezaubernd, diese Herzogin vom Thury,“ flüstete Dulac seiner schändlichen Genossin zu; „Du hast Recht, wir wollen ihr, und sie soll unser Glück machen.“

Dulac entfernte sich bald wieder, nachdem Fanni, die nichts von dem schändlichen Handel ahnte, dessen Opfer sie werden sollte, erschienen war und ihn begrüßt hatte.

Elftes Capitel.

Obenauf!

Einige Stunden später ging es in der kleinen Stube äußerst lebhaft zu. Da waren, von Dulac gesandt, Kaufleute, Modewaarenhändler und Juweliere gekommen, und kramten vor Dame Ida ihre Sachen aus, die nach Herzenslust in denselben wühlte.

Fanni hatte sich indessen in die Fabrik begeben und dort von den Eigenthümern derselben, so wie von ihren Colleginnen herzlich Abschied genommen.

Alle wünschten ihr Glück und Wohlergehen, kein Auge blieb trocken, kein neidischer Gedanke störte die einfache rührende Scene. Es schied eben keine Herzogin von Rang, sondern die allgemein beliebte „Herzogin vom Thury", das bescheidene, engelgleiche Mädchen aus dem Bezirke.

Mit wahrhaft bekümmertem Herzen trat Fanni den Rückweg an. Ihr war, als ginge sie einer Gefahr entgegen, über deren Wesen sie sich keine Vorstellung zu machen vermochte.

Aber wie mit einem Schlage schwand die Trauer aus ihren Zügen und ein heimliches Lächeln stillen Glückes trat an deren Stelle, während heller Purpur über ihre Wangen flog.

Sie beschleunigte ihre Schritte, aber, wo sich die Gelegenheit bot, warf sie einen verstohlenen Blick nach rückwärts.

Wem galten diese Blicke?

Dem jungen schönen, eleganten Manne, der dem jungen Mädchen folgte und dessen Augen voll Entzücken an der schlanken Gestalt hingen.

An einer Straßenecke war er ihr plötzlich entgegengetreten und hatte den Hut zum Gruße gelüftet. Sie dankte mit kaum merkbarem

Neigen des Kopfes, aber die Gluth auf ihren Wangen, die süße Verwirrung in ihren Zügen verriethen allzu deutlich, daß nicht der Stolz ihr den scheinbar kühlen Gruß abzwang.

Seit drei Wochen schon hatte sie den jungen Mann täglich Früh, wenn sie sich in die Fabrik begab, und Abends, wenn sie aus derselben heimkehrte, auf ihrem Wege getroffen. Anfangs hatte er sie bewundernd angeblickt mit seinen großen, ehrlichen Augen und von da an war sie sein Bild nicht mehr los geworden. Seit einigen Tagen grüßte er sie und folgte ihr von Weitem, ohne es jedoch zu wagen, sie anzusprechen.

Fanni beschleunigte ihre Schritte, wenn sie sah, daß er hinter ihr herschritt; ihr Herz pochte zum Zerspringen, sie empfand Furcht vor dem Augenblicke, in welchem er das erste Wort an sie richten würde und doch hätte sie gerne seine Stimme vernommen, die gar lieb und freundlich klingen mußte, wenn sie mit seiner ganzen Erscheinung im Einklange stehen sollte.

Auch heute floh sie vor ihm und stand, ehe sie es ahnte, auf der Schwelle des Hauses.

Da fiel ihr ein, daß sie nun den Weg nach der Fabrik nicht mehr machen, den jungen Mann daher nicht mehr sehen würde.

Sie blieb stehen und wendete sich um. Da stand er, zehn Schritte vor ihr und sah flehend nach ihr herüber.

Sie erhob die Hand und winkte ihm, während ihr eine Thräne über die Wange hinabperlte, einen Abschiedsgruß zu.

Dann trat sie, den jungen Mann in sichtlicher Bestürzung zurücklassend, rasch in das Haus.

Ihre Mutter — wir wollen Ida einstweilen diesen Titel lassen — empfing sie schmälend wegen ihres langen Ausbleibens und machte ihr Vorwürfe, daß sie mit so „gemeinen Leuten, wie ihre Arbeitsgenossinnen“, so viele Umstände mache.

Fanni mußte nun ihr einfaches Gewand mit prunkhaften Kleidern vertauschen; Ida hing ihr eine goldene Kette um den Hals, blitzendes Geschmeide in die kleinen Ohren und legte ihr schwergoldene Spangen um die Handgelenke.

„Jetzt bist Du schön — so ist's recht,“ rief sie dann aus, „alle Herzen mußt Du so erobern.“

Fanni fühlte sich beengt und unbehaglich; als sie einen Blick

in den Spiegel warf, dachte sie, daß sie sich selbst früher besser gefallen, aber sie wagte nicht das auszusprechen.

Ida hatte sich auf das Stattlichste herausgeputzt und suchte, was ihr an Jugend und Schönheit fehlte, durch kostbares Geschmeide zu ersetzen.

„Obenauf! Obenauf!" sprach sie jubelnd im Geiste, „nun bin ich wieder auf der Oberfläche und es soll dem Teufel nicht gelingen, mich wieder herabzuziehen!"

Nachmittags kam Dulac mit einem Wagen, um die Damen abzuholen.

Er bot Ida den Arm, und stolz, ohne das bisherige Heim eines Blickes zu würdigen, schritt sie durch den mit Neugierigen gefüllten Hof dem Thore zu.

Fanni blieb noch zurück. Mit feuchten Augen musterte sie ein letztes Mal das kleine Gemach und gab dann der alten Frau, die sie zur Hüterin bestellt, den Schlüssel.

„Gott erhalte Euch, Leni (Magdalena)!" sagte sie bewegt. „Wer weiß, vielleicht komme ich wieder. Haltet Alles hübsch nett und parat."

„Wir' (werde) schon — wir' schon!" sagte die Alte unter Thränen lächelnd; „'s is ja das Palais von unserer lieben „Herzogin vom Thury."

Fanni verließ schluchzend das Zimmer.

Im Hofe streckten sich ihr von allen Seiten Hände entgegen, die zum Abschiede gedrückt sein wollten. Alles wünschte ihr Glück und Segen.

Sie kam nur langsam zu dem Wagen, in dem sich Ida bereits breit gemacht hatte.

„Kommst Du endlich?" frug Letztere ungeduldig.

„Die guten Leute," erwiderte Fanni, unter strömenden Thränen, „ich mußte fast Jedem die Hand reichen. Sie lieben mich ja!"

Ida rümpfte die Nase. Dulac machte dem Kutscher ein Zeichen — der Wagen rollte von dannen.

Bald waren sie am Ziele.

Als Fanni bemerkte, daß sie in dasselbe Haus, ja in dieselbe Wohnung ziehen sollte, in die sie als kleines Mädchen die Unglücks-

des Zeitraumes von etwa zehn Monaten 48 männliche Individuen als der Gassen-Kuppelei überwiesen und abgestraft wurden, während die Zahl der Gelegenheitsmacherinnen sich aber auf zwei- bis dreihundert belief.

War das aber auch zu wundern, wenn die Cavaliere öffentlich mit ihren Maitressen aller Orts herumkutschirten, wie es der Graf P., genannt der „Badner-P.", mit der schönen Schauspielerin W. that; wenn in ganz Wien bekannt war, daß Fürst Sch. sich die Gattin eines der bedeutendsten Hofschauspieler und Graf D. diejenige eines Schuhmachers um so und so viele Tausende von ihren respectiven Ehemännern baar gekauft hatten!

Wahrhaft, man hat es nicht Noth, jene Zeit als die „glücklichste" hervorzuheben und die gegenwärtige der freiheitlichen Aera als die Bruthenne aller erdenklichen Laster zu verschreien. Wir werden noch der schauerlichen Geheimnisse jener Tage genug zu enthüllen haben.

Doch kehren wir zu unserer „abgelebten Durchlaucht" zurück.

Dieselbe ließ sich nach Ida's Begrüßung wieder auf die Causeuse nieder, hob die goldene Lorgnette an die Augen und betrachtete die Pseudo-Baronin mit gnädigen Blicken.

„Ma chère baronne," begann er in schnarrendem Tone, „ich bin erfreut, Sie kennen zu lernen."

Ida lächelte so süß als möglich und verneigte sich.

„Wir wollen gute Freundschaft halten," fuhr der Fürst fort, „es wird Ihnen nicht schwer fallen, denn ich bin ein guter Junge und adorire nächst den Frauen auch den Frieden. — Sie haben also eine Tochter?"

„Ja, Eure Durchlaucht."

„Sie ist schön?"

Ida wies auf Dulac.

„Wunderbar schön!" rief dieser enthusiastisch.

Der Fürst nickte.

„Bon," sagte er, „ich wünsche sehnlichst das Vergnügen zu haben, Mademoiselle vorgestellt zu werden. Wo ist sie?"

„In ihrem Zimmer."

„Führen Sie mich dahin."

Ida blickte überrascht und verlegen auf Dulac.

Der Fürst bemerkte es und lachte.

„Hehe — besorgen Sie nicht, daß ich mit der Thüre in das

Haus falle," sprach er, „ich weiß, daß junge Mädchen zart behandelt werden müssen und will nichts durch Uebereilung verderben. Führen Sie mich nur hinüber. Sagen Sie, ich sei ein alter Freund von Ihnen, der von Ihrem Glückswechsel gehört hat und nun gekommen sei, Sie zu begrüßen. Darin liegt doch nichts Ungewöhnliches."

„Folgen Sie mir gütigst," bat Ida, „ich will Sie führen."

„Erwarten Sie mich hier, Dulac, „sagte der Fürst zu dem Franzosen, „in zehn Minuten sollen Sie hören, ob ihr goût dem meinen die Wage hält, hehe."

Nach diesen Worten folgte er Ida.

Sie betraten den kleinen Salon Fanni's und Ida berief ihre Tochter in's Nebenzimmer.

Als Fanni eintrat, faßte sie selbe an der Hand und führte sie zu dem Fürsten.

„Seine Durchlaucht, Fürst Plaunitz, ein Freund von mir," sagte sie, „will Dich kennen lernen, mein Kind. — Hier, Durchlaucht, meine Tochter Franziska."

Der Fürst starrte mit unverhehlter Bewunderung auf das in seiner ängstlichen Verwirrung noch reizendere Mädchen.

„Vraiment (wahrhaftig)," stammelte er, „la beauté d'un ange! (die Schönheit eines Engels!)"

Fanni fühlte sich abgestoßen von dem geckenhaften Greise.

Sie verneigte sich, und als der Fürst ihre Hand erfaßte, lief ein Schauer durch ihren Körper.

„Mademoiselle," begann der Wüstling mit faunisch verzerrtem Munde, „ich bitte Sie, mir auch Ihre Freundschaft zu schenken, nachdem ich so glücklich bin, mich derjenigen Ihrer Mutter rühmen zu dürfen."

Fanni schwieg.

„Heben Sie Ihr Köpfchen empor," bat der Fürst, „damit ich einen Blick in Ihre himmlischen Augen thun kann."

„Hebe den Kopf empor, Fanni," befahl Ida in etwas herbem Tone; „Seine Durchlaucht muß sonst glauben, Du habest eine schlechte Erziehung genossen."

Fanni erhob den Kopf und blickte den Fürsten an; aber länger als eine Secunde vermochte sie dies nicht, denn des Wüstlings Antlitz flößte ihr nicht nur Abscheu, sondern auch Furcht ein.

Aber der eine Blick aus ihren Augen hatte genügt, des Fürsten Herz in Flammen zu setzen.

„Wir werden Freunde werden," sagte er, „wir müssen es werden, Mademoiselle."

Hingerissen von seinem Entzücken, versuchte er Fanni an sich zu ziehen; diese jedoch riß sich rasch los von ihm und wich erbleichend einige Schritte zurück.

Der Fürst schnitt eine Fratze; aber er bezwang sich und begann zu lachen.

„Sie ist so schüchtern," sagte er in heiter gutmüthigem Tone, „sie hat Furcht von mir. Ei, das lasse ich nicht gelten! Sie werden sehen, Mademoiselle, daß ich kein Währwolf bin — he he — daß ich im Gegentheil ein bonhomme (gutherziger Alter) bin, der seine guten Seiten hat und wohl einige Freundschaft werth ist. He he — nun für heute Adieu, Mademoiselle — wir sehen uns wieder — o, wir werden gewiß noch Freunde!"

Er bot Ida den Arm und verließ mit ihr das Zimmer.

Fanni meinte, es fiele ein Stein von ihrem Herzen, nachdem der Fürst sie verlassen hatte.

„Freund mit ihm!" dachte sie, „niemals! — Ich habe Furcht vor dem Manne mit den häßlichen Augen. O, ich habe Furcht!"

Dulac empfing den rückkehrenden Fürsten mit fragendem Lächeln.

Dieser fiel ihm um den Hals.

„Dulac," rief er voll Entzücken, „ein Genius hat Sie inspirirt."

„Das Mädchen ist schön, nicht wahr?"

„Schön! Wie armselig das Wort klingt! Sie ist himmlisch! Madame" — wendete er sich dann zu Ida, ihr die Hand reichend — „zählen Sie auf meine ganze Freundschaft. Machen Sie Fanni etwas zugänglicher; ich wiege Ihnen jeden neuen Hoffnungsstrahl, der mir leuchtet, mit Gold auf!"

Ida verbeugte sich.

„Ich will Alles thun, Durchlaucht, um Sie an dies Haus zu fesseln," antwortete Ida devot.

Der Fürst nickte und griff nach seinem Hute.

„Auf Wiedersehen!" sagte er. „Wenn es Ihnen genehm ist, lade ich mich für Morgen zu einem kleinen Souper."

„O, Durchlaucht sollen höchst willkommen sein.“

„Dulac wird das Souper besorgen — auf meine Rechnung natürlich.“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

Er verließ, von Ida bis an die Thüre geleitet, die Wohnung.

„Nun,“ frug Dulac, „bist Du zufrieden mit mir?“

„Ich möchte Dich küssen!“

„Nicht so viel Feuer, Theure. Wie hat die Kleine den Fürsten aufgenommen?“

„O, so schlecht als möglich. Ich will ihr dafür noch ein Paar Worte sagen.“

„Beileibe nicht! Thu' das ja nicht. Je heftiger der Widerstand, desto verrückter wird der Roné, desto weiter thut er seine Geldsäcke auf. Nach und nach mußt Du das Mädchen umformen.“

„Apropos Geld,“ sagte Ida, „hast Du welches für mich?“

„Gewiß,“ antwortete Dulac, seine Brieftasche hervorziehend und Ida eine große Banknote reichend, „hier sind tausend Gulden. Der Fürst hat mir außer dem Geld, das ich zur Regelung Deiner heutigen Einkäufe, zur Aufnahme und Vervollständigung dieser Wohnung von ihm empfing, noch zweitausend Gulden gegeben. Halbpart!“

Ida steckte die Banknote in die Tasche.

„Ich bin zufrieden mit Dir, Dulac,“ sagte sie.

„Ich denke wohl,“ antwortete der Franzose lachend.

„Morgen nach dem Souper —“

„Pst,“ fiel ihr Dulac in die Rede, „morgen nach dem Souper habe ich Extrapost bestellt.“

„Extrapost? Wozu?“

„Ich fahre nach Pisztyan. Ich muß Zsadany wieder abnehmen, um was er mich geplündert, und ich will sehen, ob Hutschek schon eine Braut gefunden hat, die nicht taub, stumm oder blind, oder sonst mit einer Abnormität behaftet ist, ha ha!“

„Hauptsache ist das Spiel. Wenn Du wieder verlierst?!“

„Pah, jetzt liegt nichts daran. Jetzt haben wir eine Quelle, an der wir uns so vollsaugen wollen, wie leibhafte Vampyre. Jetzt sind wir Obenauf!“

„Ja wohl — obenauf! Obenauf!“

Zwölftes Capitel.

Die geheimnißvolle Schöne aus dem grauen Hause.

Im nördlichen Ungarn, unweit der Grenze von Oesterreich liegt am Waagfluß der uralte freundliche Badeort Pisztyan.

Obwohl derselbe sich niemals zu dem Rufe der stolzen böhmischen Bäder aufgeschwungen, so versammelte er doch alljährlich eine zahlreiche und distinguirte Gesellschaft.

Ein ziemlich langer Zeitraum trennt die Ereignisse, welche im „grauen Hause" spielten, auch von dem Tage, an welchem wir so eben den kleinen Badeort mit seinen 480 Häusern und 3000 Einwohnern, mit den 40 bis 50° Reaumur warmen Schwefelbädern, gewöhnlich Teplitzer Bäder genannt, betreten. Das letztere stammt daher, weil sie sich eine Viertelstunde vom Markte im Orte Teplitz oder Klein-Pisztyan, hart am Ufer der Waag, befinden. Uebrigens sind die Badehäuser mit Eleganz aufgeführt und mit einer Säulencolonnade umgeben; zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, zählte man vier Spiegel- und 18 Wannenbäder, die sämmtlich musterhaft eingerichtet waren; die Umgegend bietet schöne Spaziergänge dar. Uebrigens hat der kleine Badeort sein wohlverdientes Renommée bis in die neueste Zeit zu wahren verstanden.

Auf der Promenade, als welcher der Park des Badeortes diente, wogte eine fröhliche Gesellschaft auf und nieder, plaudernd, lachend und den Klängen der Zigeunermusik lauschend, welche als Badecapelle mit unermüdlichem Eifer ihres Amtes waltete.

Nebenbeigesagt wurde diese Capelle von dem bereits einhundertsechs Jahre alten Violinspieler Georg Pui dirigirt, der sich so eben mit der zweiundsechzigjährigen Witwe Anna Horvath vermählt hatte, eine in ihrer Art, in Ungarn und Sieben-

bürgen, vielleicht einzige Hochzeit, denn blos im excentrischen England kommen Verheiratungen 80=, 90= und 100jähriger Greise nicht selten vor. Unter der Zahl der vielen eingeladenen und erschienenen Hochzeitsgäste befanden sich Personen von hohem Range. Die Herrschaften tranken auf die Gesundheit des seltenen Ehepaares. Nach der Mahlzeit wurden die Brautgeschenke der Gäste vorgewiesen, darunter befand sich auch ein von einem jungen Tischler verfertigter Sarg. Als man Pui fragte, warum er in einem so hohen Alter noch geheiratet habe, antwortete er: „Der Mensch wird alt, und im Alter braucht man eine Stütze!" — Pui hatte das erste Mal sehr jung geheiratet und wurde Vater von fünf Söhnen, sechs Töchtern und Großvater von 125 Enkeln. Der Greis war noch munter und rührig und kannte noch nicht die Gebrechen des Greisenalters; er lebte mäßig, hatte aber guten Appetit.

Unter den kleinen Gruppen, welche in dem Rondeau, das die Badecapelle umgiebt, Platz genommen, sind es besonders zwei, welche jedes Auge fesselten.

Die erstere bestand aus zwei älteren Damen von aristokratischem Aussehen und zwei Fräuleins von besonderer, wenn auch völlig verschiedener Schönheit.

Es waren glänzende Namen, welche die Damen führten.

Die eine, schlank, dunkelgesichtig, mit südlichem Typus, war die Gräfin von Montijo, Witwe des Grafen von Montijo, eines der reichsten Granden von Spanien; das junge Mädchen mit dem zarten Teint und dem wundervollen goldschimmernden Haare war ihre Tochter Eugenie von Portocarrero, nach ihres Vaters Tode ebenfalls Gräfin von Montijo genannt, auch Gräfin von Téba.

Gräfin Eugenie zählte damals nicht viel über fünfzehn Jahre, war von mittlerer Größe, schlank, aber von vollkommenstem Ebenmaße der Formen. Der Blick ihres Auges war berückend, ihre Bewegungen weich und voll Grazie, dabei aber von einer fast königlichen Hoheit.

An ihrer Seite hatte ein junges Mädchen Platz genommen, mit reichem dunkelblonden Haare, großen, schönen, doch etwas kalten Augen. Ihr Antlitz war schön, doch etwas bleich, ihre Lippen schmal, ihre Gestalt tadellos.

Der Name dieses Fräuleins war Lydie Fougnies von

Peruwelz; sie war die Tochter eines belgischen Gutsbesitzers und hatte seit einem Jahre bei einem, in Wien befindlichen Oheim gelebt, wo sie sich indessen ziemlich unbehaglich fühlte.

Lydie mochte zwanzig Jahre zählen, sah jedoch, in Folge der Zartheit ihrer Erscheinung weit jünger aus.

Die vierte Person in der Gesellschaft war die Gräfin Ida Visart von Bocarmé, eine schöne, stolze Frau von nahe an vierzig Jahren, elegant und nicht ohne Anmuth. Sie entstammte einer alten belgischen Familie — ihre Mutter, Ida Marchesa Chasteler, war eine Nichte des gleichnamigen berühmten österreichischen Generals — und hatte in ihrem sechzehnten Jahre den holländischen Gouverneur in Java, Grafen Bocarmé, geheiratet. Nachdem sie mehrere Jahre daselbst gelebt, nahm ihr Gatte, von einer wunderlichen Stimmung befallen, plötzlich Abschied von dem Staatsdienste, wie von seiner schönen Gattin und reiste mit seinem Sohne Hyppolit — der, wie wir binnen Kurzem hören werden, bald eine so überaus traurige Berühmtheit erlangen sollte — in die Wälder von Arkansas (Nordamerika), um dort, er war ein leidenschaftlicher Jäger, lediglich diesem aufregenden Vergnügen zu leben.

Die Gräfin, der man unermeßlichen Reichthum nachrühmte, lebte seitdem abwechselnd in Paris und London, bereiste den Continent und war so nach Wien gekommen, wo ein Zufall sie mit Lydie Fougnics bekannt gemacht hatte.

Das schöne Mädchen gefiel ihr; sie verstand es, dessen Vertrauen zu gewinnen und hatte bald erfahren, daß Lydie sich unglücklich fühle.

Ein etwas abenteuerlicher Gedanke durchzuckte ihren Geist.

Gewöhnt, rasch zu handeln, that sie es auch hier und machte Lydie den Vorschlag, sie zu befreien, wenn — sie sich entschließen könne, Hyppolit, den Sohn der Gräfin, den diese allsogleich von Arkansas nach Europa berufen wollte, zu heiraten.

Und Lydie willigte ein, denn ihr lag vor Allem daran, dem Hause ihres Oheims den Rücken zu kehren; abgesehen davon, daß die Gräfin, bei Schilderung ihres Sohnes, der verlockenden Farben wohl nicht geschont haben dürfte. Auch die Begierde, eine vornehme Dame zu werden, und mit dem glänzenden Namen ein glänzendes Leben zu führen, übte ihren Einfluß.

Wohl, übel, mußte der Oheim dem Andringen der Gräfin nach-

geben, und dieser seine Nichte überlassen. Die beiden Damen reisten zuerst nach Pisztyan, einige Zeit daselbst zuzubringen, und wollten dann nach Belgien, wo die Vermählung stattfinden sollte. Das alte Feudalschloß Bury auch Bitremont genannt, in der Grafschaft Hennegau, ein uraltes Eigenthum der Visart de Bocarmé, sollte dem jungen Paare zur neuen Heimat werden.

Die ganze Badewelt sprach von der spanischen Gräfin und ihrer schönen Tochter, so wie von der „indischen Gräfin", als welche Frau von Bocarmé galt, und der Braut, die sie ihrem Sohne entgegenführe.

Weniger angestaunt, aber nicht minder, obzwar mit weit höherer Theilnahme beachtet, war die zweite Gruppe, deren wir erwähnten.

Diese bestand nur aus drei Personen. Einer älteren Dame, mit etwas orientalischem Typus, einem Mädchen, großäugig, dunkelhaarig, von fascinirender Schönheit, und einem Manne in der Vollkraft des Lebens, der die glänzende Uniform eines österreichischen Uhlanenobersten trug.

Die ältere Dame war die Gattin des bekannten Wiener Banquiers, Samuel Heinrich Kaan von Albést, eines in der merkantilischen Welt hochgeachteten Mannes, dessen Verdienste Kaiser Franz I. dadurch würdigte, daß er ihn in den ungarischen Adelsstand erhob.

Kaan war glücklicher Vater von sechzehn Kindern, von denen vier Söhne in der Armee als Officiere dienten (einer von ihnen, der Husarenrittmeister Raimund von Kaan, war einer der virtuosesten Violinspieler, Schüler Mayseder's, auch trefflicher Concert-Componist); er war auch vor Kurzem mit seiner Familie zum Christenthum übergetreten.

Das Mädchen an der Seite der Bankiersfrau war deren Tochter Amalie, welchen Namen sie nach der Convertirung anstatt des früheren, allzu testamentarischen „Sarah" angenommen hatte. Sie war bezaubernd schön und voll Anmuth; ihre Liebenswürdigkeit gewann ihr alle Herzen.

So auch das des Mannes, der neben ihr saß und dessen Blicke mit Entzücken an ihr hingen — des Grafen Clemens Ugarte-Meldemann, des Abkömmlings einer der edelsten und stolzesten spanischen Familien.

Graf Clemens Ugarte, Oberst des Uhlanenregiments Fürst Schwarzenberg und Dienstkämmerer des Herrn Erzherzogs Ludwig, war ein vollendeter Cavalier. Reich und großmüthig, tapfer und edelherzig, empfänglich für alles Hohe und Schöne. Er war fein gebildet, was dem Adel jener Zeit nicht immer nachzurühmen war, und die Untadelhaftigkeit seines Charakters war erhaben über jeden Zweifel.

Er war nach Pisztyan gekommen und hatte daselbst Amalien von Kaan kennen gelernt. Der erste Anblick hatte genügt sein Herz in Flammen zu setzen und je häufiger er die Gesellschaft des holden Mädchens genoß, je genauer er mit dessen moralischen Eigenschaften vertraut wurde, desto tiefer grub sich die Liebe in sein Herz.

Er war fast stets in ihrer Gesellschaft, er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten, so daß sein Geheimniß bald der ganzen, in dem Badeorte anwesenden schönen Welt offenkundig geworden war.

Seine Bemühungen waren keine erfolglosen; Amaliens Blicke verriethen es gleichfalls, daß der schöne Cavalier ihr Herz errungen hatte.

Der Graf sprach leise und angelegentlich mit seiner schönen Nachbarin, die ihm, von sichtlichem Vergnügen erfüllt, zuhörte.

Ein leises, glückliches Lächeln umspielte ihre Züge.

Zuweilen, wenn es unbeachtet geschehen konnte, berührte der Graf ihre Hand, um sie leise zu drücken und dies geheime verstohlene Vergnügen gelangte für den Beobachter zum Ausdruck in der höheren Färbung der Wangen, in dem helleren Leuchten der Augen der beiden Liebenden.

Während der Oberst mit seiner Nachbarin sprach, glitten seine Blicke zufällig über die Schaar der Promenirenden.

Er bemerkte in geringer Entfernung einen Mann in der prächtigen Uniform eines Stabsofficiers der Hußaren und erkannte in ihm einen Freund — den Major Baron Karl Reischach, den man in Wien, wo er allenthalben sehr beliebt war, schlechtweg den „schönen Reischach" nannte.

Beider Blicke begegneten sich, und Ugarte entnahm einem Augenwinke seines Freundes, daß selber ihn zu sprechen verlangte; der ernsten Miene nach in einer nicht unwichtigen Angelegenheit.

So ungern Ugarte von seiner Nachbarin schied, so entschloß er sich doch dazu, denn er kannte seinen Freund und wußte, daß ihm derselbe niemals muthwillig sein Vergnügen stören würde.

Er erhob sich und bat, unter irgend einem Vorwande, die beiden Damen um Vergebung, wenn er sie auf kurze Zeit verlassen müsse.

„Wenn Sie uns hier nicht mehr finden, Graf," sagte Amalie, „dann müssen Sie unsere Spur im Parke suchen."

Ugarte verneigte sich; der Blick, mit dem er Amaliens Rede beantwortete, sagte deutlich genug, daß er ihren Spuren nachforschen würde, wohin immer dieselben führen mochten.

Er schritt auf Reischach zu und nahm seinen Arm.

„Nun, Karl," frug er, „was ist geschehen? Deine Miene verkündet etwas ganz Besonderes."

„Hm — hättest Du sie erst vor einer halben Stunde gesehen!" entgegnete Reischach, „jetzt bin ich wieder ziemlich ruhig."

„Hast Du Gespenster erblickt?" scherzte Ugarte.

„Die Wirkung war fast die gleiche. Scherze nicht, Clemens, die Sache hat ihren Haken."

„Diable — sprich deutlicher — wenn Du willst, daß ich Dich verstehen soll."

Reischach führte seinen Freund aus dem Gedränge, an eine einsame Stelle des Gartens.

„Höre! Ich stand vor dem Posthause, als ich einen Extrapostwagen heranrollen sehe. Ich habe scharfe Augen, wie Du weißt —"

„Besonders im Schönbrunner Theater gewann ich die Ueberzeugung," unterbrach ihn Ugarte scherzend, „wenn Du sie immer nach der reizenden Landgräfin Gabriele Fürstenberg richtest."

„In allen Ehren, Freund, wie man überhaupt das Ideal der Schönheit und des Liebreizes gerne betrachtet. Was sollte auch der kleine Baron Reischach seine Augen zu erheben wagen, wo bereits der glückliche Marquis Pallavicini sich die Braut eroberte! Doch bleiben wir bei der Sache, die Dich angeht. Von weitem erkenne ich schon in dem, neben dem Kutscher sitzenden Bedienten den Monsieur Jules —"

„Wie? Den Kammerdiener der Gräfin Holditz?" frug Ugarte hastig, wie es schien sogar etwas bestürzt.

Reischach nickte.

„Denselben," sagte er. „Ich trat in die Stube des Postmeisters und blickte durch das Fenster, da ich mich, ohne gesehen zu werden, überzeugen wollte, ob mein Auge mich nicht getäuscht. Es kam noch

weit besser — oder vielmehr schlimmer. Der Wagen hält im Posthofe. Jules springt vom Bocke, aus dem Coupé klettert Mamsell Babette, vom Rücksitze springen ebenfalls ein Diener und eine Zofe. Nun wird der Wagenschlag geöffnet. Zuerst erscheint die Gräfin Holditz, und dann — eine zweite Dame, bei deren Anblick mich ein gelindes Grauen — um Deinetwillen — anwandelte."

„Um meinetwillen? Du machst mich fast zur Memme. Ich habe nie gezittert — nun sollt' ich es vor einem Weibe? Wer ist die Dame?"

„Deine Cousine Josefine."

Ugarte runzelte die Stirne und biß sich in die Lippen.

„Josefine!" murmelte er. „Du hast Recht, Karl, — ich habe Grund zu bangen, denn wo sich meine liebe Cousine um mich bekümmerte, konnte ich eines Unheils gewärtig sein. Und in Gesellschaft Emma's? Sie waren doch sonst niemals so intime Freundinnen."

„Die gleichen Wünsche vereinigen sie jetzt."

Ein sarkastisches Lächeln wurde um die Lippen Ugarte's sichtbar.

„Ich errathe," sagte er. „Ein gefälliger Freund hat seine Beobachtungen gemacht und darüber nach Wien berichtet."

„Solche Freunde findet man überall," meinte Reischach trocken, „und Du hast ganz besonders Einen in Pater Beckx, dem Gewissensrathe der katholisch gewordenen und jetzt in Wien lebenden Herzogin Julie von Anhalt-Cöthen."

„Ich merke, wie das kam. Emma, welche sich nicht mehr stark genug fühlt, allein mich wieder in das alte Joch zu zwingen, nahm meine Cousine zur Bundesgenossin, und Josefine willigte ein, da sie mich viel lieber in einem sträflichen Verhältnisse zu einer Gleichgebornen, als in einem reinen und ehrlichen zu einer — ehemaligen Jüdin sehen will."

„Du combinirst richtig. Die Damen nahmen Quartier im Posthofe. Ich hielt ihr Kommen für wichtig genug, Dich zu benachrichtigen. Mindestens bist Du vorbereitet."

„Ich danke Dir, Karl," sagte Ugarte, dem Freunde die Hand drückend, „ich will meinen Vortheil benützen und, anstatt mich überraschen zu lassen, sie selber überraschen."

„Ah, Du willst sie aufsuchen?"

„Und das im Augenblicke."

„Gut so. Im Augenblicke seiner Entwicklung wirft man den Feind am Leichtesten über den Haufen. Gehen wir — ich geleite Dich bis zum Posthofe."

„Ich begreife," sagte Reischach während des Gehens, „daß die schöne Gräfin Emma wüthend ist über den Verlust, der ihr drohend naht."

„O, sie wußte, daß er nicht mehr drohte, sondern schon zur Wahrheit geworden war, ehe ich Wien verließ."

„O, damals schon?"

„Ja; und sie mußte auch wissen, daß, nach dem Ernste, in welchem ich ihr schrieb, ein Wiedererstehen unserer Verbindung unmöglich ist."

„O — das kam immerhin unerwartet schnell. Die Welt erfuhr nichts davon."

„Ich fühlte mich nicht berufen, Eclat zu machen. Ich wollte, daß Alles sich im Stillen verliefe und ging eben darum hierher, wo ich sicher war, dem Kreise, der nur die fashionabelsten böhmischen Bäder besucht, entrückt zu sein. — Karl, ich preise den Augenblick, der mich hierhergeführt hat; ich lernte da ein Mädchen kennen, das mich zum ersten Male das Glück einer wahren, reinen Liebe empfinden lehrte, und ich sage Dir: der Unterschied ist groß zwischen dem, was Liebe ist und was man Liebe nennt, wenigstens, was ich bisher Liebe genannt habe."

„Nun, die Ankunft der beiden Damen gilt jedenfalls diesem Glücke."

„Unbezweifelt. Aber sieh — ich bin wieder vollkommen ruhig geworden und selbst die immer Unheil verkündende Einmischung meiner Cousine macht das Blut nicht rascher durch meine Adern laufen. Ich fühle mich wie gefeit durch Amaliens Liebe und trete sorglos den heuchlerischen Betheuerungen Emma's, wie den finsteren Blicken und bitteren Vorwürfen meiner theuren Cousine entgegen."

„Clemens," warnte Reischach voll Theilnahme, „sorge, daß Du die Ruhe bewahrst."

„O, ich will den vollendeten Diplomaten spielen und glatt sein, wie ein Aal, der stets wieder der Hand entschlüpft, die ihn für immer gefangen zu haben wähnt."

„Dort ist der Posthof — meine besten Wünsche begleiten Dich."

Ugarte drückte dem Freunde die Hand und ging mit raschen, entschlossenen Schritten dem bezeichneten Hause zu.

Der Postmeister stand im Hofe.

Ugarte frug ihn nach den Zimmern der Damen die eben angekommen seien.

Der Postmeister führte ihn zu denselben, und Ugarte trat in ein Vorgemach, in welchem er Babette, die Zofe der Gräfin Holbitz, mit dem Auspacken eines Koffers beschäftigt fand.

Ueberrascht fuhr die Zofe empor.

„Der Herr Graf" — stammelte sie.

„Melde mich Deiner Gebieterin," befahl Ugarte.

Die Zofe begab sich in das Nebenzimmer.

Nach einer halben Minute kam sie wieder und bat den Grafen einzutreten, ihre Gebieterin würde gleich erscheinen.

Ugarte folgte der Weisung.

Das Zimmer war bequem und, als nur für reiche Miether bestimmt, mit einigem Luxus möblirt.

Eine zweite Thüre führte in die Nebengemächer.

Ugarte mußte einige Minuten warten, die er am Fenster, sinnend auf die Straße hinabblickend, zubrachte.

Endlich öffnete sich die Thüre. Ugarte hörte das Rauschen eines seidenen Kleides und stand, sich umwendend, vor einer schönen Frau von vielleicht dreißig Jahren.

Tiefschwarzes Haar umgab das edle Oval des Antlitzes, aus dem ein Paar feurige Augen leuchtete. Die Wangen waren hochgeröthet, ein leises Zucken umspielte die rosigen, sinnlich aufgeworfenen Lippen. Alles an dem dämonisch schönen Weibe deutete auf Sinnenlust und wilde Leidenschaft.

Wie sie nun vor dem Grafen stand, glich sie halb einer Tigerin, um es zu zerfleischen, halb einer Bacchantin, die des Momentes wartet, in dem sich ihr die Arme des Geliebten öffnen.

Ugarte war bleich, aber voll eisiger Ruhe.

„Sie sind überrascht, mich hier zu sehen," sagte die Dame mit bebenden Lippen.

„Gewiß, Gräfin," antwortete Ugarte, „ich gestehe es."

„Meine Gegenwart ist Ihnen unwillkommen?"

„Ich leugne es nicht; in einem kleinen Badeorte, wie es dieser ist, lassen sich tägliche Begegnungen nicht vermeiden, und Sie müssen

zugeben, Gräfin, daß dieselben sowohl Ihnen, wie mir, nicht erwünscht sein können."

Gräfin Emma biß sich auf die Lippen.

„Ihr Brief gab mir dies zu verstehen," antwortete sie in bitterem Tone, „obwohl mir das ganze Schreiben ein Räthsel ist."

„O, und Sie haben dessen Lösung nicht gefunden?" frug Ugarte ironisch.

„Nein," erwiderte die Gräfin im festen Tone, mit geschlossenen Zähnen, „ich fand sie nicht; — sie zu suchen, bin ich hierher gekommen."

„Gräfin — sind Sie allein gekommen?"

„Wozu diese Frage?"

„Ich bitte Sie inständig, mir selbe zu beantworten."

„Nun denn," antwortete sie etwas verwirrt, „ich habe — eine Gesellschaftsdame mitgebracht."

„Sie ist im Nebenzimmer? Entfernen Sie dieselbe."

„Herr Graf!"

„Ich bat nur um Ihretwillen darum, denn wenn diese Dame die Neigung hätte, an den Thüren zu horchen, dann bekäme Sie, wenn ich Ihrem Wunsche willfahre, mehr zu hören, als Ihnen lieb sein dürfte."

„Sprechen Sie!" sagte die Gräfin trotzig, „mag da hören wer will, wessen Sie mich beschuldigen."

„Auf Ihr Verlangen also, Gräfin. Ich schrieb Ihnen, daß das Band, welches uns vereinigte, nicht mehr bestehen könne — und ich stellte es Ihrem Nachdenken anheim, den wahren Grund dieses Bruches, den ich nur der Liebe willen, die ich einst für Sie empfunden, nicht nennen wollte, herauszufinden."

„Nun denn — ich fand keinen."

„Keinen?!" sagte Ugarte mit strengen, verächtlichen Blicken. „Madame, ich beklage es, wenn Sie mich zwingen, einem schuldbeladenen Weibe, das sich vergeblich seiner Schuld zu entschlagen versucht, in das Antlitz sagen zu müssen, wann, wie und wo es fehlt."

Die Gräfin erbleichte.

„Sprechen Sie, Graf, sprechen Sie!"

„Ich darf Ihnen nur einen Namen nennen —"

„Nennen Sie ihn!"

„Sie fordern mich heraus, Gräfin?"

„Ich thue es," sagte die Gräfin mit dem Fuße stampfend.

Der Graf rückte der Dame einen Stuhl hin.

„Dann nehmen Sie Platz, Gräfin," sprach er, „denn ich muß Ihnen eine kleine Geschichte erzählen."

„Ich höre."

„Sie wissen," begann Ugarte, „daß meine letzte Abwesenheit von Wien fast ein Jahr währte, während welcher Zeit ich nur hie und da einen oder zwei Tage finden konnte, die mir gestatteten, Sie aufzusuchen und mich des Glückes Ihrer Liebe zu freuen. Das Jahr ging zu Ende — ich freute mich des Augenblicks, in welchem ich wieder nach Wien zurückkehren sollte — als mich, gelegentlich einer Jagdpartie, der Zufall auf dem Schlosse eines Freundes zum Zimmergenossen eines jungen, schönen Mannes machte. Ich fand an ihm nichts auszustellen, als daß er seiner Schönheit allzusehr bewußt war und durch seine Erfolge beim schönen Geschlechte eine allzu große Ueberzeugung seiner Unwiderstehlichkeit erlangt hatte. Was mir weiter mißfiel, war die Offenheit, mit welcher er mir, den er zum ersten Mal sah, vor dem Schlafengehen seine Liebesabenteuer erzählte und sogar die Personen der Damen preisgab, die ihre Gunst an ihn verschwendet. Seine Geschichten wurden mir fast langweilig — da begann er eine, die mein ganzes Interesse wach rief. Er hatte in Wien von unbekannter Hand ein Billet empfangen, das ihn für den und den Abend in ein Haus beschied, wo er des Weiteren belehrt werden sollte. Das Haus befindet sich, nebenbei gesagt, auf der Mölkerbastei und im Volksmunde heißt es schlechtweg — „das graue Haus.

Den Körper der Gräfin durchlief ein kaum bemerkbares Zittern, aber ihre finsteren Augen hielten mit eiserner Starre die prüfenden Blicke aus, die Ugarte in diesem Momente auf sie richtete.

„Er ging dahin," sprach der Graf weiter. „Er fand eine Dame, die zwar einen adeligen Namen trägt, trotz desselben jedoch ein sehr unadeliges Gewerbe betreibt. Die Dame sagte ihm, daß seine Schönheit tiefen Eindruck auf eine andere Dame gemacht habe, daß diese sich sehne, ihn kennen zu lernen, daß dies jedoch, des hohen Ranges der Dame wegen, nur in einem völlig unbeleuchteten Gemache geschehen dürfe. Der junge Mann willigte in Alles — er wurde glücklich — aber mit jedem neuen Zusammentreffen stieg das Verlangen, seine unbekannte Geliebte kennen zu lernen. Indeß gab es dazu kein Mittel.

Kam er an den bestimmten Tagen noch so früh, um, in der Nähe des Thores versteckt, alle Kommenden zu belauschen — er sah Niemand eintreten, der im Entferntesten Aehnlichkeit mit seiner geheimnißvollen Freundin hatte. Trat er dann in die Wohnung der ehrenwerthen Vermittlerin, so war seine Dame immer schon da. Auch ihr Fortgehen konnte er nicht belauschen, da sie sich stets zuerst entfernte. Da fiel er auf ein sinnreiches Mittel. Bei einem der letzten Stelldicheins streifte er der Dame einen Ring vom Finger — einen unbedeutenden, kleinen Ring — mit Hilfe dessen er zu erfahren hoffte, wonach ihn verlangte. Die Dame merkte es nicht — später mag sie wohl gedacht haben, daß sie ihn verloren."

Das Antlitz der Gräfin war farblos — sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht in ihrem Stuhle.

„Er zeigte mir den Ring," fuhr Ugarte in bedeutungsvollem Tone fort, „diese meine guten Augen haben denselben gesehen, und doch habe ich den jungen Mann nicht erwürgt in dem Augenblicke, wo ich zum Bewußtsein kam, daß ich verrathen und betrogen sei."

Die Gräfin senkte das Haupt; im nächsten Momente jedoch riß sie sich empor.

„Lüge — Lüge!" rief sie aus.

Da riß Ugarte einen kleinen blitzenden Gegenstand aus der Tasche und hielt ihn vor ihre Augen. Es war ein Ring von absonderlicher Ornamentik.

Emma stieß einen leichten Schrei aus und sank, das Antlitz mit den Händen verhüllend, zurück in den Fauteuil.

„Madame, Sie bestanden darauf," sprach Ugarte weiter, „das Räthsel gelöst zu wissen. Nun ist's geschehen. Wenn dies der einzige Grund war, der Sie hiehergeführt, so sind Sie nun wohl befriedigt?"

Gräfin Emma ließ die Hände sinken und richtete sich mit Anstrengung empor. Ihre Miene war verstört, ihre Lippen bebten, ihre Augen glühten in unheimlichem Feuer.

„Ich bekenne mich nicht schuldig, Graf," sagte sie stolz und zähneknirschend, „und wenn Sie mich noch geliebt hätten, wäre der Verleumder Ihrer Gewalt wohl nicht entronnen, ohne daß Sie ihn gezwungen hätten, seine Anklagen zu beweisen."

„Gräfin! —"

„Aber Sie waren meiner müde," unterbrach ihn die Gräfin, „Sie fanden in dem Verleumder einen willkommenen Bundesgenossen,

mit dessen Hilfe Sie sich meiner entledigten, um der neuen Leidenschaft zu fröhnen, die sich Ihres Herzens bemächtigt hat."

Ugarte lächelte mitleidig.

„Umsonst, Gräfin," sagte er kalt; „Sie vertheidigen sich schlecht. Ich habe die Beweise — alle — alle — die gegen Sie zeugen. Meine neue Leidenschaft lassen Sie gefälligst aus dem Spiele. Sie soll nur von — reinen Lippen genannt werden."

Ein Ausdruck namenloser Wuth verzerrte das Antlitz der Gräfin.

„Nun, so sei denn Alles aus zwischen uns," sprach sie mit unterdrücktem Zorne, „ich überlasse Sie dem Glücke Ihrer neuen Liebe."

„Sie thun wohl daran, Madame. Einem Eingriffe in diese würde ich nicht so schonend begegnen, wie ich es Ihnen gegenüber gethan, ehe Sie selbst mich zur Rücksichtslosigkeit zwangen. Und was Ihnen Ihre Spione gemeldet haben mögen, sie haben nicht zu wenig gesagt. Ich liebe ein braves Mädchen, ich liebe sie ernst und wahrhaft, und wehe dem, der zu behaupten wagte, dasselbe sei dieser Liebe nicht würdig."

„Graf Ugarte," sagte Emma in zornigem Spotte, „und sie ist nebstbei eine — Jüdin. O, wenden Sie nicht ein, daß sie getauft ist, daß ihr Vater in den Adelstand erhoben wurde. Unsereiner nennt das Krämeradel, und selbst die Wasser des Jordan machten aus der Familie keine Christen, sondern nur — getaufte Juden."

Ugarte zwang sich zur Ruhe.

„Madame," sprach er, „ich vergebe Ihnen den Spott, der nicht im Stande ist, mich aufzubringen. Um Ihnen zu beweisen, wie kalt mich derselbe läßt, stelle ich es Ihnen frei, hier zu bleiben und Zeuge des Glückes zu sein, das wahre Liebe, die ich jetzt erst kennen gelernt, zu schaffen vermag."

Die Gräfin schleuderte einen drohenden Blick auf den Obersten.

„Glückauf, zur wahren Liebe!" rief sie aus, „diese endet ja wohl mit einem Ehebündnisse?"

„Das ist sehr möglich."

„Niemals!" rief in diesem Augenblicke eine Stimme von der Thüre her.

Ugarte blickte dahin.

Dort stand eine hohe, in schwarze Seide gekleidete Frau; ihr Antlitz war das treue Bild des Stolzes und Hochmuthes, die das

Herz der Stiftsdame, Gräfin Josefine von Hellenthal, erfüllten.

Josefine zählte zweiundfünfzig Jahre, sie war niemals schön gewesen und das zunehmende Alter, die Verbissenheit ihres Charakters, ihr harter Sinn, der sich immer mehr und mehr entwickelte, machten ihr Auftreten noch unliebenswürdiger.

Ugarte, der auf irgend eine unverhoffte Einmischung seiner Cousine gefaßt war, blieb völlig ruhig.

„Ah, Josefine, meine theure Cousine," sagte er voll Gleichmuth, „auch Du bist hier? Wäre Deine Miene nur etwas liebenswürdiger — ich hieße Dich herzlich willkommen."

Die Gräfin Hellenthal, welche sich von ihrem plötzlichen Erscheinen eine ganz andere Wirkung versprochen zu haben schien, wurde durch diesen ruhigen Empfang sichtlich überrascht.

Aber sie faßte sich und erwiderte:

„Hätte ich nur etwas weniger Grund zu besorgen, daß Du dem Namen und Wappen der Ugarte nicht Schande machen willst, mein Antlitz sollte strahlen vor Freude."

Ugarte schwoll die Stirnader.

„Josefine," sagte er strenge, „ich warne Dich, Deiner herben Zunge einen Zügel anzulegen. Ich möchte nicht gerne vergessen, daß Du meiner Tante Kind, daß Du überhaupt ein Weib bist."

„Ein Weib, besorgt um die Ehre des Namens seiner Ahnen," rief Gräfin Josefine pathetisch.

„Wahre Du diese Ehre, entgegnete der Graf mit blitzenden Augen, „was Dein Theil betrifft, für meinen lasse mich selber sorgen."

Eine leichte Röthe glitt über das Antlitz der Stiftsdame.

„Indem Du eine — Jüdin zur Gräfin Ugarte machen willst," sagte sie spottend.

„Weißt Du das?" rief der Graf. „Nun gut, ich will die theure Cousine nicht Lügen strafen. Bis nun dachten nicht ich, noch das holde Mädchen, dem mein Herz gehört, an eine Verbindung, unser Glück zu krönen. Ihr macht mich aufmerksam, was ich als Ehrenmann zu thun habe, will ich durch meine Bewerbungen nicht den Ruf eines ehrbaren Mädchens schädigen, und davor soll mich Gott bewahren. Betrachte mich, Clemens Grafen Ugarte-Meldemann, von diesem Augenblicke an als den Verlobten des Fräuleins

Amalie Kaan von Albést. Ich werde morgen um dessen Hand anhalten."

Der Schlag traf mit vernichtender Gewalt.

Gräfin Josefine schien wie betäubt von demselben.

„Clemens!" schrie sie. „Das wird nicht geschehen!"

„Sei überzeugt, theure Cousine, es wird geschehen. Ich bin Herr meines Thuns und Lassens, und was mir als Ehrenmann zukömmt, in dem will ich mich von Keinem behindern lassen. Lebe wohl, Josefine — Frau Gräfin Holditz, empfangen Sie die Versicherung meines Stillschweigens."

Er verneigte sich und verließ mit festen Schritten das Zimmer.

Gräfin Josefine schritt wüthend auf und nieder.

„Mir das — mir das!" rief sie aus. „O, er soll sich seines Triumphes nicht zu früh erfreuen!"

„Gräfin," sprach Emma, „unsere Absichten sind gescheitert."

„Pah — bei Ihnen konnte es nicht anders sein," erwiderte wegwerfend Josefine, „wie kann man so thöricht sein, einen Ring am Finger zu behalten, wenn —"

„Gräfin," unterbrach sie Emma mit wüthenden Blicken, „Sie vergessen —"

„Das graue Haus und die geheimnißvolle Schöne darin? Pah," machte die Stiftsdame verächtlich, wollen Sie etwa auch mir sagen, daß die Geschichte nicht wahr ist? Geben Sie sich damit keine Mühe, theure Freundin, und lassen wir die Geschichte. Es war ein faux-pas (Fehltritt) von Ihnen, das rächt sich oft schlimmer, als ein Verbrechen."

„Ich werde mich rächen!" murmelte Emma.

Gräfin Josefine zuckte die Achseln.

„Vor Allem doch wohl an dem unzeitigen Schwätzer?" bemerkte sie.

„O, an wen sonst! Clemens ist mir gleichgiltig geworden, seit er mich so von sich stieß."

Die Stiftsdame zwinkerte spöttisch mit den Augen.

„Gleichgiltig," sagte sie, „so ist's recht. Indeß hoffe ich, daß Sie auf meiner Seite bleiben, um Clemens von einer Heirat mit der — Jüdin abzuhalten. Trotz alledem, was Clemens weiß, behaupte ich doch, daß er zu Ihnen zurückgekehrt wäre, hätte ihn die Jüdin nicht umgarnt. Die Männer sind so schwach, daß sie endlich

Alles glauben, was Ihnen ein einmal geliebtes Weib weiß macht, und das alte französische Sprichwort hat gerade bei solchen Gelegenheit am meisten recht, wenn es sagt: On revient toujours à ses premiers amours! (Man kehrt stets zu seinen ersten Liebschaften zurück.)"

„Ja, Gräfin Josefine, wir bleiben Verbündete."

„Bon. Nun, meine Liebe, — berathen wir vor Allem, was jetzt zu geschehen hat. Unser Sturm ist abgeschlagen. Was sollen wir noch hier?"

„Kehren wir zurück nach Wien. Ich bin dabei — sofort."

„Hm — bringen wir auf alle Fälle die Nacht hier zu. Es heißt, die guten Gedanken kommen im Schlafe. Versuchen wir es. Morgen Früh setzen wir den Stock wieder heimwärts."

Was den Grafen Ugarte anbelangt, so fand derselbe, als er sich von den Damen entfernt hatte, seinen Freund Reischach fast an der Stelle, wo er ihn verlassen.

„Wie, Du bist noch hier?" fragte er verwundert.

„Ei, 's ließ mich nicht weg," antwortete Reischach lachend; „mir war, als müßtest Du mich zum Succurs rufen."

„Du siehst — ich bin allein fertig geworden — mit Beiden. Für heute wenigstens. Der wahre Kampf ist wohl erst auszufechten, aber ich will mich zusammennehmen. Siegen oder sterben, ist meine Losung, und damit mir keine andere Wahl bleibt, will ich heute noch die Schiffe hinter mir verbrennen."

„Wie soll ich die Parabel verstehen?"

Ugarte lachte.

„Geduld — nicht eher, als bis sie in verständliches Deutsch übersetzt ist. Jetzt komm' — ich will in den Park. Ich muß Amalie aufsuchen, damit ich in ihrer Gegenwart all' der Bitterkeit vergesse, mit der man mich jetzt gefüttert hat."

„Und die beiden Damen? Bleiben sie — gehen sie?"

„Je l'ignore (ich weiß es nicht), Freund. Ich habe ihnen Beides freigestellt; ich jedoch bleibe und will mich nur mit einem beschäftigen — mit meiner Zukunft, als — Ehemann!"

Reischach starrte ihn groß an.

Ugarte jedoch nahm ihn lachend am Arme und zog ihn dem Eingange des Gartens zu.

Dreizehntes Capitel.

Prophezeihung, Liebe und Drohung.

Wir eilen den beiden Officieren voraus in den Park.

Ein Theil der Badegäste hatte sich in die schattigen Waldpartien zerstreut und auf dem Rondeau, das die Capelle umgab, waren andere Persönlichkeiten erschienen.

Unter diesen bemerken wir einen jungen schönen Mann von unverkennbar magyarischem Typus. Er hatte ein kühnes Auge, ein sicheres Auftreten und schien viele Freunde zu besitzen, denn von allen Seiten flogen ihm Grüße zu.

Er schritt quer über das Plateau auf eine kleine Gruppe von Herren los, die in einer laubenartigen Nische Platz genommen hatten.

In derselben finden wir, freilich etwas verändert, einen Bekannten wieder — Herrn Alois Hutschek, der es noch immer nicht zum wirklichen „Von" gebracht hatte, in dem Badeorte jedoch allgemein „Baron" titulirt wurde.

Er war etwas gealtert, aber noch immer mit stutzerhafter Eleganz gekleidet.

„Ah, Zsadany — willkommen Zsadany!" rief es dem ankommenden Magyaren von allen Seiten entgegen.

Emerich von Zsadany, einer der reichsten ungarischen Edelleute, reichte jedem Einzelnen die Hand und ließ sich dann im Kreise der Freunde nieder.

„Eine höchst interessante Neuigkeit, meine Herren!" sagte er mit wichtiger Miene.

„Zsadany," rief einer der Umsitzenden lachend, „kommt nie mit leeren Taschen."

„Geht aber," erwiderte Zsadany scherzend, „gar oft mit solchen weg — vom grünen Tisch."

„Ah, zählst Du den Ruhm für nichts,“ meinte ein Zweiter, „der erste, berühmteste Spieler des Vaterlandes zu sein?“

„Ich habe diesen Ruhm mit drei herrlichen Gütern bezahlt, ein Beweis, daß er mir werth sein muß.“

„Damit,“ sagte Hutschek, „erfahren wir nichts von der Neuigkeit.“

„Er hat Recht,“ entgegnete Zsabany lachend. „Also hört! Gestern sind zwei Damen hier angekommen. Eine jung, eine alt — eine die Herrin, die andere die Gesellschafterin.“

„Eine saubere Neuigkeit. Das geschieht hier alle Tage.“

„Geduld — es kommt besser. Ich habe die Junge gesehen.“

„Ich verstehe,“ scherzte einer der Freunde, „nun kommt das übliche Entzücken.“

„Du irrst abermals. Die Gestalt, welche sich durch ein eng anliegendes schwarzes Seidenkleid ziemlich scharf zeichnete, ist die einer mediceïschen Venus, das Gesicht —“

„Zarte Färbung, rosige Wangen, Kirschenlippen, Gluthaugen und wie das Recept weiter lautet,“ warf der Spötter wieder ein.

„Ich habe es nicht gesehen,“ sagte Zsabany ruhig.

Ein „Ah!“ der Enttäuschung ertönte ringsum.

„Er will uns mystificiren,“ sagte Einer.

„Er will die Schönste für sich allein behalten,“ ein Zweiter.

Zsabany machte eine abwehrende Geberde und schüttelte, ein komisches Entsetzen affectirend, den Kopf.

„Prr,“ entgegnete er, „das will ich nicht; nach dem, was ich gehört habe, dürfte die junge Dame wohl niemals in den Hafen der heiligen Ehe einlaufen, obwohl sie Lust genug dazu zu haben scheint.“

„Ah, sie hat also ein Gebrechen. Sie ist stumm?“

„Thor, das wäre ein Vorzug. Eine stumme Frau — ich suche nur eine solche.“

„Taub?“

Zsabany schüttelte den Kopf.

„Was ist es also mit ihr?“ frug es ungeduldig ringsum.

„Sie hat —“

„Nun was denn?“

„Einen — Todtenkopf,“ sprach Zsabany leise.

Alle fuhren zurück. Dann aber wurden Zweifellaut, ob Zsabany

im Ernste gesprochen; schließlich wurde er lachend der Mystification beschuldigt.

Er betheuerte, getreu wiedergegeben zu haben, was er mit Geld und Mühe aus dem Diener der Dame herausgebracht hatte, aber Niemand wollte ihm mehr glauben.

Zsadany zuckte die Achseln.

Plötzlich sprang er auf und faßte den Nebensitzenden am Arme. Er zeigte auf zwei schwarzgekleidete Damen, welche die Allee herabkamen.

Die Eine war groß, wundervoll gebaut, ihr Gang jugendlich, leicht und elastisch, die entblößten Arme von herrlicher Form und Weiße. Nur der Kopf war so dicht mit einem schwarzen Schleier verhüllt, daß es ganz unmöglich war, das Mindeste von den Gesichtszügen zu erblicken.

Die Begleiterin war kleiner, bejahrt und von einfachem Aeußeren.

„Da habt Ihr die Geheimnißvolle," sagte Zsadany, „redet nun, ob ich Recht hatte, als ich ihre Gestalt pries."

„Sie ist herrlich — wundervoll — eine vollkommene Venus!" tönte es.

„Und dieses ängstliche Verbergen des Gesichtes deutet jedenfalls auf eine ungewöhnliche Verunstaltung desselben hin. Eine kleinere Entstellung hätte dies Weib nicht zu scheuen, eine solche ließe ihr wundervoller Körper leicht vergessen."

Alle blickten neugierig nach dem Paare, das quer über das Rondeau schreitend, in einer anderen Allee wieder verschwand.

„Es liegt etwas Geheimnißvolles in der Sache," sprach Hutscheck. „Es hat Zsadany Recht."

„Ihr ließet mich ja nicht einmal ausreden," fuhr der Genannte fort. „Ich weiß noch mehr."

„Frisch — heraus damit!"

„Die Schöne mit dem Todtenkopf ist unmenschlich reich und sucht erstens: Heilung, zweitens, — einen Mann."

„Einen Mann?"

„Ja, einen Mann, der starknervig genug ist, sie zu lieben, ohne an ihrem Gesichte Anstoß zu nehmen. Sie will ihm eine Million verschreiben —"

„Eine Million!" rief einer der Herren. „Teufel, jetzt glaube

ich an den Todtenkopf. Wer gäbe heutzutage eine Million für einen Mann!"

„Eine Million," murmelte Hutschek nachdenklich, „das ist ein Preis —"

„Will ihn Jemand von uns verdienen?" frug Zsabany lachend.

Alle protestirten gegen eine solche Zumuthung.

Bald nachher trennte sich die kleine Gesellschaft und ging nach verschiedenen Seiten auseinander.

Hutschek schritt, wohl nur vom Zufall geleitet, der Allee zu, in welche er die beiden Damen hatte treten sehen; er war nachdenklich gestimmt und murmelte die Worte vor sich hin:

„Eine Million — eine Million — da könnte ich mich restauriren. Ein Weib mit einem Todtenkopf — hm, das ist wohl etwas gruselig, aber man gewöhnt sich endlich an jedes Gesicht, und dann — im — Nothfalle lasse ich ihr beim Schwanefeld*) in Wien eine Wachsmaske machen; oder ich verkehre nur im Dunkeln mit ihr, oder — Teufel, es gäbe Auswege genug, den Todtenkopf zu paralysiren. Eine Million ist eine Million, und wer eine solche haben will, muß wohl zuweilen ein, ja auch beide Augen zudrücken."

Herr Hutschek bekräftigte den Schlußsatz mit energischem Kopfnicken und schritt munter vorwärts.

Wir besuchen nun einen anderen Theil des Parkes, in dem die Cultur sich weniger bemerkbar machte. Durch den Wald führten schmale verschlungene Fußwege und auf einem derselben wandeln Arm in Arm die beiden blonden Schönheiten, mit welchen wir die Leser bereits bekannt gemacht — Eugenie von Montijo und Lydia von Fougnies, die präsumtive Schwiegertochter der Gräfin von Bocarmé.

Sie plaudern und lachen fröhlich durcheinander, wenngleich die Spanierin sich immer mit einer gewissen stolzen Zurückhaltung benahm.

Plötzlich aber blieben sie erschreckt stehen, und den Lippen Eugeniens entschlüpft ein leichter Angstruf.

Lydie war muthiger und betrachtete die Ursache ihres Schreckens — ein altes Zigeunerweib — das unerwartet, wie aus dem Schooße

*) Damals Inhaber eines berühmten Wachsfigurencabinetes im Prater.



Prophezeihung, Liebe und Drohung.

der Erde emporgetaucht, vor ihnen stand, mit finsteren Blicken und zusammengekniffenen Lippen.

Die Zigeunerin grinste, beugte sich tief auf den Boden und faßte den Saum von Lydiens Kleid, um ihn zu küssen.

„O, nix fürchten sich, söne Madam," sprach die Alte, „nix fürchten sich — Mutter Schagun gut, sehr gut — sie lieben der söne Madam mit die gute Herz, was senken die arme Mutter Schagun eine kleine Almosen."

Eugenie griff in die Tasche und gab der Alten ein Silberstück, das selbe mit freudigem Grinsen ergriff und in die Tasche schob.

„O, die gute Herz!" sagte sie, „söne Madam, geben der guten Mutter Schagun das kleine Hand. Mutter Schagun sein alt, sehr alt, und wissen viel, was ihr haben gelernt der große Geist. — Geben ihr das kleine Hand, söne Madam," bat sie dringender. „Mutter Schagun da lesen viel von der künftigen Zeit — o sie wissen zu deuten die Zug von das Hand — wie ihr haben gelernt die große Geist."

„Sie will Ihnen aus der Hand wahrsagen," sprach Lydie lachend. „Versuchen Sie es doch. Man hört so viel von Zigeuner-Prophezeiungen, daß ich selbst eine erleben möchte."

„Wollen Sie nicht zuerst versuchen?"

„Ihnen gebührt der Vortritt, Gräfin; die Alte hat Sie zuerst aufgefordert."

„Gut, wagen wir es," sagte Eugenie, der Alten die schöne kleine Hand hinhaltend.

Murmelnd prüfte die Zigeunerin die zarten Linien der inneren Fläche. Ihr Gesichtsausdruck heiterte sich nach und nach auf und ihren dunklen Augen sprühte ein fast jugendliches Feuer.

„O, die söne Madam," sagte sie, „mir zeigen das kleine Hand ein groß' Glück. Der söne Madam wollen nicht das Mann was ihn quälen, zu sein seine Frau, der söne Madam haben darum verlaßt die Heimat und sein gekommen hierher. Haben der Mutter Schagun gesagt der Wahrheit, he?"

Eugenie von Montijo blickte überrascht auf die Alte. Ja, sie hatte, um lästigen Bewerbungen — denen des Herzogs von Ossuna, ja selbst des alten Infanten Don Francisco, der mit ihr eine morganatische Ehe eingehen wollte — zu entgehen, die südliche Heimat verlassen.

„Haben der Mutter Schagun recht?“ frug die Alte wieder.

„Ja,“ stammelte Eugenie, „es ist so.“

„Hihi, der große Geist sagen der Mutter Schagun viel, sehr viel von die söne Madam,“ fuhr die Zigeunerin fort, ihre Blicke wieder auf die Hand der schönen Spanierin heftend, fort; „er sagen ihr eine große Glück; er zeigen ihr eine junge Mann — weit, weit von hier — der werden groß, sehr groß; Mutter Schagun sehen ihn gehen durch eine blutige Meer und steigen hinauf auf eine goldene Thron. Und von dort er kommen und holen an seine Seit’ die söne Madam — und er drück’ auf die söne goldene Haar eine goldene Kron’ mit blitzendes Stein und machen der söne Madam zur — Kaiserin.“ *)

Lydie von Fougnies lachte, während Eugenie ihre Hand, in der ein so glänzendes Los geschrieben stehen sollte, fast bestürzt aus jener der Alten zog.

„Nun, lies hier!“ sagte Lydie, der Zigeunerin ihre Linke bietend; „hoffentlich hast Du auch für mich einen Thron übrig.“

Die Alte nahm die Hand des Mädchens, aber schon nach kurzem Betrachten schüttelte sie den Kopf.

„Nun,“ frug Lydie scherzend, „ist Deine Kunst schon zu Ende, zeigt Dir der große Geist für mich keinen Thron, nicht einmal ein kleines Herzogsthrönchen?“

„Die Madam nicht spotten,“ sagte die Alte warnend, „es nicht gut sein, spotten über die große Geist. Er sich dafür rächen.“

„Nun, was spricht er?“

„Die Madam bald heiraten.“

„Gewöhnlich, gute Alte, das prophezeien Zigeunerinnen immer.“

„Deine Mann,“ fuhr die Zigeunerin fort, „jetzt auf die große Wasser.“

„Ah, Du hast Deine Spione. Von der Zukunft will ich etwas wissen; um Vergangenes zu sagen, braucht man keine Prophetin zu sein.“

„Du auf eine alte Schloß wohnen mit Deine Mann — es nicht immer gut gehen — es kommen schwere Stund’, böse Stund’,“ murmelte die Alte düster.

„Prr,“ machte Lydie „das ist Unkengesang; mach’ Deine Sache besser, Alte; wenn Du mir nicht ein Herzogsthrönchen versprichst, schenke ich Dir nicht einen Groschen.“

---

*) Thatsächliche Prophezeiung.

Mutter Schagun nicht mehr nehmen Dein Geld," erwiderte die Zigeunerin mit einem gewissen Stolze, „Sie nehmen gern eine Geschenk von die gute Hand, sie aber nicht sich lassen bezahlen, was ihr sagen der große Geist."

„Jetzt scheint er stumm geworden," spottete Lydie.

„Er das nicht sein," versetzte mit einem zornigen Blicke die Zigeunerin, „er mir zeigen Schlimmes. Eine böse Gerüst, an dem Du gehen mit Noth vorüber, an dem aber bleiben Deine Mann. Eine breite Messer dort fallen auf sein Hals und ihn schneiden mitten durch —" *)

Lydie riß ihre Hand gewaltsam aus jener der Alten.

„Närrin," sagte sie mit erzwungenem Lachen, „ich sehe schon, ich habe Deinen großen Geist beleidigt, er läßt mir daher nur Unheil verkünden. Ich will ein anderes Mal wiederkommen und Dir ein Goldstück schenken, dann verspricht er mir wohl auch eine Krone."

Nach diesen Worten schlang sie ihren Arm in jenen Eugeniens und zog sie rasch mit sich fort.

Die Zigeunerin blickte ihr lange nach.

„Der große Geist," murmelte sie, „nicht sich richten nach Geld — er sprechen so, wie es wird kommen."

Die Stimmung der beiden Mädchen, obwohl sie anfangs eine Heiterkeit affectirten, die keine von ihnen in Wirklichkeit empfand, wurde nach und nach ernster, und zuletzt schritten sie schweigend neben einander fort.

„Kaiserin!" das Wort tönte immer und immer wieder in Eugeniens Ohr.

Und vor Lydiens Augen stieg immer wieder das furchtbare Gerüste empor, an dem sie knapp vorüber gehen sollte, während ihr künftiger Gatte dort bleiben würde, um sich von dem breiten Messer den „Hals durchschneiden zu lassen."

Zuletzt aber dachte sie doch, daß die Prophezeiung der Zigeunerin nicht ernst zu nehmen wäre, und daß die Alte mit dem Versprechen einer Kaiserkrone an die goldblonde Spanierin zu hoch gegriffen, mit der Verheißung des Schaffots für ihren künftigen Gatten wohl zu tief gegangen wäre.

---

*) Ebenfalls thatsächliche Prophezeiung.

„Ein Silberstück,“ sagte sie verächtlich, „war der ganze Unterschied.“

Wir wenden uns nun wieder zu dem Grafen Ugarte zurück. Derselbe hatte, nachdem er sich von dem „schönen Reischach“ getrennt, rasch den Park durchstreift, da er Frau von Kaan und deren Tochter bei der Musikcapelle nicht mehr angetroffen.

Er kannte alle Lieblingsplätzchen des jungen Mädchens und suchte darum eines derselben nach dem andern auf; endlich entdeckte er Amalie auf einem kleinen Hügel, der sich am äußersten Ende des Parkes befand und eine weite, prächtige Fernsicht gewährte.

Amalie war allein; ihre Mutter, welche jede, auch die geringste Ermüdung scheute, war am Fuße des Hügels zurückgeblieben und hatte dort auf einem Bänkchen Platz genommen.

Ugarte, dem daran gelegen war, mit Amalien allein zu sprechen, drang auf einem schmalen Pfade in das Gebüsche, ehe er noch von Frau von Kaan bemerkt worden war und stieg den Hügel hinan.

Amalie sah träumend über die liebliche Landschaft hin, der die scheidende Sonne eben ihre letzten goldenen Blicke zuwarf.

Als der Oberst aus dem Gebüsche trat, schrak sie leicht zusammen und wendete sich rasch um. Bei seinem Anblick schwand jedoch der Ausdruck der Besorgniß rasch wieder aus ihren Zügen, um einer lieblichen Röthe Platz zu machen.

„Ah, Sie sind's, Oberst,“ sagte sie, dem Angekommenen mit liebenswürdiger Vertraulichkeit die kleine Hand reichend, „Sie haben mich erschreckt.“

Ugarte führte die reizende Hand an seine Lippen und preßte einen heißen Kuß auf dieselbe.

„Verzeihen Sie mir das unerwartete Erscheinen,“ antwortete er in warmem, innigem Tone, „ich bin auf einem Schleichwege hierhergekommen.“

„Ist der gerade Weg nicht immer der beste?“ frug sie scherzend.

„Immer, — das heißt, es giebt Ausnahmen und eine solche nehme ich heute für mich in Anspruch. Am Eingange des Hauptweges, der hier herauf führt, sitzt auf dem kleinen Bänkchen Ihre Mutter; ich ehre und achte diese Frau, wie sie es verdient, aber heute wich ich ihr aus, denn es lag mir vor Allem daran, Sie zu finden, Sie allein zu sprechen.“

Amalie senkte das Köpfchen und machte einen schwachen Versuch, dem Grafen das Händchen, welches er noch immer fest hielt, zu entziehen.

Der Versuch mißlang gänzlich; im Gegentheile, der Oberst umschloß die schöne Gefangene noch fester.

„Amalie,“ begann er leise, mit liebeglühenden Blicken, „es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, was ich für Sie empfinde; meine Augen müssen es verrathen haben, meine Blicke, jeder Zug meines Angesichtes. Senken Sie Ihre Augen nicht zu Boden, blicken Sie mich an, so voll und offen, wie Sie es schon oft gethan. Mir war immer, als spräche auch aus Ihren Blicken etwas, das einen Himmel in meine Brust zaubere, weil es eine herrliche Hoffnung wach rief in meinem Herzen.“

Amalie erhob den Kopf. Ihre Blicke trafen voll und offen, wie er es verlangt, das Angesicht des Grafen. Und was aus ihnen sprach, das mußte ihn wohl beglücken, das mußte sein Herz aufjubeln machen in namenlosem Entzücken, denn es war die reinste, glühendste Liebe.

Ugarte verstand diese Sprache.

Er legte den linken Arm um Amaliens Taille und zog das Mädchen sanft an sich.

„Wenn ich deuten sollte,“ sagte er mit glücklichem Lächeln, „nach meiner Art, was diese lieben Augen jetzt zu mir sprechen, so wären's drei kleine Worte, die ich aus ihnen lese. Amalie, trügt mich mein Auge, dann wenden Sie sich ab von mir, dann lassen Sie mich fliehen; wenn nicht — dann — dann sprechen Sie mit ihren süßen Lippen die drei Worte aus, denen Ohr und Herz voll banger Sehnsucht entgegen horchen.“

Amaliens Kopf senkte sich an seine Schulter; ihre dunklen Augen sahen voll Innigkeit empor, ihre Lippen bewegten sich und sprachen leise, kaum hörbar die Worte:

„Ich liebe Dich!“

„Ich liebe Dich,“ wiederholte der Graf, das holde Mädchen fest an sein Herz pressend und einen brennenden Kuß auf dessen reine Stirne pressend, „ich liebe Dich!“

Lange hielten sie sich so umschlungen, ihre Lippen waren stumm, nur ihre Augen sprachen.

„Ich frage mich selbst,“ begann Ugarte endlich mit bewegter

Stimme, „ob es ein schöner Traum ist, der mich umfängt, oder ob ich Dich in Wirklichkeit in meinen Armen halte. Du liebst mich, Amalie, welch' eine Fülle von Glück liegt in diesen kleinen Worten. Wornach mein Herz sich sehnte, was es mit aller Kraft gewünscht und gehofft, nun ist's zur Wahrheit geworden und ich möchte anbetend vor Dir niedersinken in den Staub."

„Lasest Du nicht auch in meinem Blicke," entgegnete Amalie leise und zärtlich, „wie Dein edles, männliches Wesen mich immer mehr und mehr in Bande schlug, bis es mich endlich ganz unterjochte. War Dir das freudige Lächeln, das meine Lippen umspielte, wenn ich Dich ersah, nicht ein Spiegel dessen, was in meinem Herzen vorging?"

„Ich sah — ich hoffte — und doch wagte ich kaum daran zu glauben. Nun ist gefallen, was uns trennte, nun bist Du mein und mit Entzücken will ich's hinausjubeln in die Welt, daß ich Dich errungen."

Amalie wand sich sanft aus seinen Armen. Ein Schatten von Trauer und Bangen flog über ihr Antlitz.

„In die Welt," murmelte sie, die Hand an die Stirne pressend, „ach, daß sie wissen muß um unser Glück!"

„Warum sollen wir es verbergen?" entgegnete Ugarte stolz.

„Clemens," sagte Amalie mit ängstlicher Miene den Nacken Ugarte's mit ihren weichen Armen umschlingend, „ich habe Angst vor der Welt. Sie ist allem Glücke Feind, sie wird auch das unsere mit Gefahren bedrohen."

Ugarte lächelte.

„Wird uns die Liebe nicht Kraft verleihen, ihnen zu trotzen?" entgegnete er. „Ich fühle mich stark genug, alle Stürme zu bestehen, die sich gegen uns entfesseln mögen. Willst Du minder muthig sein?"

„Nein, nein," sprach Amalie voll Begeisterung, „Deine Liebe ist meine Kraft, mein Hort, mein Leben und mein Streben!"

Ungestüm warf sie sich bei diesen Worten an seine Brust, ihre Lippen fanden sich im ersten leidenschaftlichen Kusse.

Die Stimme von Amaliens Mutter riß die Liebenden aus dem wonnigen Taumel.

„Die Mutter!" rief Amalie, und wand sich erschreckt aus Ugarte's Armen.

Der Graf lächelte und faßte ihre Hand.

„Komm'," sagte er, „wir wollen zu ihr, wir wollen ihr sagen, daß unsere Herzen sich gefunden haben und daß sie den Bund segnen möge, den wir geschlossen. Hier, unter dem frischgrünen Laubdache des Waldes will ich um Dich werben, als um eine süße, liebe Braut."

Noch einmal umschlang und küßte er sie, dann schritten sie Hand in Hand den Hügel hinab.

Frau von Kaan war sichtlich überrascht, als sie ihre Tochter in Gesellschaft des Obersten bemerkte; es entging ihr nicht, daß Beider Antlitz glühte, daß eine namenlose Seligkeit aus den leuchtenden Augen sprühe.

„Herr Graf —" sagte sie.

„Sie staunen, mich zu sehen, gnädige Frau," fiel Ugarte ein. „Verzeihen Sie, wenn ich da, hinter Ihrem Rücken den Hügel hinanschlich, wie Einer, der Schlimmes im Sinne hat. Weiß Gott, ich hab' es auch; ich will einen Raub an Ihnen begehen, von dem das Glück meines Lebens abhängt; einen Schatz will ich Ihnen stehlen, ohne den ich fürder nicht zu den Bürgern dieser Welt zählen möchte."

Amalie hatte sich von Ugarte losgemacht und umschlang ihre Mutter.

„Mutter," flüsterte sie, „er liebt mich und ich liebe ihn wieder!"

Frau von Kaan schien in großer Verlegenheit, aber in keiner unangenehmen.

„Sie haben es gehört," fuhr Ugarte fort. „Amalie hat Ihnen unser ganzes Geheimniß verrathen. Ich liebe Amalie und hier bitte ich Sie um die Erlaubniß, mich als den Verlobten derselben betrachten zu dürfen."

„Herr Graf — mein Himmel — ich bin ganz verwirrt," sagte Frau von Kaan stockend, ihre Tochter fester an sich pressend, „ich weiß wahrlich nicht — wenn nur mein Gatte hier wäre —"

„Wir senden einen Courier an ihn heute noch," fiel Ugarte hastig ein. „Jetzt flehe ich nur zu Ihnen um eine günstige Entscheidung."

Frau von Kaan blickte auf ihre Tochter; die flehende Miene Amaliens sagte ihr deutlich, wie diese Entscheidung ausfallen müsse, sollte sie nicht das Glück zweier Menschen zerstören.

Ein stolzes Lächeln flog über ihre Züge, als sie dem Grafen die Hand reichte.

„Herr Graf,“ sagte sie, „Sie sind ein Ehrenmann; ich glaube mit Recht, Ihnen das Glück meines Kindes anvertrauen zu dürfen.“

Amalie jubelte auf und bedeckte das Antlitz ihrer Mutter mit dankbaren Küssen; Ugarte führte die Hand derselben an seine Lippen.

„Dem Vater,“ sprach Frau von Kaan, nachdem sie sich mit Mühe der Liebkosungen ihrer Tochter erwehrt hatte, „bleibt es, das letzte Wort zu sprechen; indeß zweifle ich nicht, daß er freudig seinen Segen geben wird, wie ich es thue!“

In gehobener, seliger Stimmung kehrte das Dreiblatt, da es bereits zu dunkeln anfing, zurück in den Ort.

Ugarte geleitete die Damen zu ihrer Wohnung und da Frau von Kaan ihn, als dem Verlobten ihrer Tochter, zum ersten Male einlud, den Thee bei ihr zu nehmen, sagte er freudig zu und bat nur um eine kurze Zeit Urlaub, da er um jeden Preis noch heute den Courier abfertigen wollte, welcher Herrn von Kaan seine Werbung überbringen sollte.

Er eilte vorerst, den Baron Reischach aufzusuchen, den er im Salon des Curhauses fand. Er ließ sich von einem Aufwärter Papier bringen und bat in einem kurzen Schreiben den Banquier um die Hand seiner Tochter.

Dann faltete er das Blatt in Briefform zusammen, versah es mit der Adresse und siegelte es mit seinem Wappen.

„Komm', komm',“ sprach er dann, seinen Freund am Arm fassend und ihn mit sich aus dem Salon ziehend, „Du mußt mir einen großen Dienst erweisen.“

„Ei, Du bist ja ganz Feuer und Flamme.“

„Zugegeben; es glüht und lodert in mir und ich wollte Dich küssen auf offener Straße, wenn ich wüßte, daß Dir an eines Mannes Kuß etwas gelegen wäre. — Karl, Du mußt heute, mir zu Liebe, den Schwätzer spielen.“

„Was soll das wieder?“

„Weißt Du, was dieser Brief enthält?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Lies die Adresse.“

Reischach las.

„Prr —“ machte er, die Augen aufreißend. „An Herrn

Samuel Heinrich Kaan, Edler von Albést, Großhändler in Wien."

„Erräthst Du nun?"

„Ich muß wohl, nach Allem, was Du mir heute schon gesagt hast."

„Der Brief enthält eine Werbung. Die Mutter willigt ein, nun soll's auch der Vater. Der Brief muß mittelst Courier nach Wien. Willst Du mir das besorgen?"

„Gerne, gieb her."

Ugarte gab ihm das Schreiben.

„Das ist nicht Alles," setzte er hinzu. „Du mußt im Posthofe zum Postmeister oder zu wem Du willst, von dem Inhalte des Briefes sprechen — klar und deutlich — Du mußt sagen, daß ich von heute an der Verlobte des Fräuleins Amalie Kaan von Albést bin —"

„Clemens, bist Du wahnsinnig? Dann würden in zehn Minuten ja auch sie und —"

„Sie sollen es hören, ich habe Ihnen diese Ueberraschung zugesagt und ich pflege Wort zu halten."

Reischach schüttelte mit bedenklicher Miene den Kopf.

„Clemens, gewöhnlich maskirt man seine Batterie so lange als möglich, dem Feinde gegenüber."

„Pah, ich will mit offenem Visiere kämpfen."

„Hoffe darum nicht, daß sie dasselbe thun!" warnte Reischach.

„Du magst Recht haben, aber ich fürchte sie nicht," entgegnete Ugarte stolz. „Willst Du mir den Courier besorgen?"

„Gerne gewiß."

„Und das andere auch?"

„Nachdem Du es verlangst."

„Ich bitte Dich darum."

„Gut — willst Du mich erwarten?"

„Ich gehe zu meiner Braut. Wenn ich von dort heimkehre, will ich in den Salon des Curhauses sehen, ich finde Dich wohl noch daselbst."

„O gewiß. Zsadany legt eine Bank, und Du weißt, ich sehe da gerne zu."

„Ich komme dahin. Jetzt leb' wohl! Dort ist das Posthaus — Du trägst mein Glück in den Händen!"

Er schüttelte Reischach's Hand und eilte zurück.

Reischach schritt langsam, das Schreiben in der Hand wägend, dem Posthause zu.

„Sein Glück," murmelte er mit nachdenklicher Miene. „Diable, ich fühlte mich an seiner Stelle nicht so sicher. Die da oben, Madame Josefine, und sein Bruder Alois werden nicht müßig bleiben angesichts der Gefahr, die ihrem Stolze droht. Kaan ist in ihren Augen doch nichts weiter als der „getaufte Jude" und wenn ihn der Kaiser morgen zum Grafen machte, für sie würde er ewig dasselbe bleiben. Armer Clemens! Ich fürchte — ich fürchte —"

Reischach war vor den Posthof gelangt.

Der Postmeister stand im Thorwege und plauderte mit dem Kammerdiener der Gräfin Holditz, der jedoch bei Reischach's Nahen rasch im Hausgange verschwand.

„Courier — Courier!" rief Reischach dem Postmeister zu, den Brief hoch emporhaltend.

„Zu Befehl, Herr Baron," antwortete der Postmeister. „Kommt selten vor bei uns — aber ein Reitgaul steht im Stalle — in einer halben Stunde soll der Brief auf dem Wege sein."

Er rief seinen Unterbeamten, gab ihm den Brief und die nöthigen Aufträge.

„Liebesleute," sagte Reischach im scherzenden Tone, „haben es immer eilig."

Der Postmeister spitzte den Mund.

„Ah, steht's um die Zeit," entgegnete er mit verschmitztem Lächeln. „Teufel, da werd' ich den Burschen noch extra antreiben müssen."

„Versprecht ihm auch ein Extra-Trinkgeld."

„O, dann ritte er mir den Gaul zu Schanden."

„Was frägt ein Verliebter nach einem lahmen Gaule. Lasset ihn immer zujagen und ist's um den Gaul geschehen, der Oberst Graf Ugarte schafft Euch einen besseren."

„Der Herr Oberst Ugarte — er also?"

Der Baron fuhr sich mit ausgestrecktem Finger quer über die Stirne.

„Bis daher, sag' ich Euch. Fällt's sonst einem Menschen ein, per Courier um die Hand eines schönen Mädchens anzuhalten? Thäte es der gewöhnliche Postweg nicht auch? — Aber, wem die Liebe so den Sinn verwirrt, dem dünkt die Zeit eine Ewigkeit, bis er seiner

Sache gewiß ist. Nun, Herr von Kaan wird auch die Augen weit aufmachen, wenn er erfährt, welch' einen Schwiegersohn ihm das Geschick bescheert hat. Ha ha — lebt wohl, Herr Postmeister; sorgt, daß der Reiter nicht zu lange säumt. Die Rechnung sendet morgen an den Grafen Ugarte. Gute Nacht!"

Der Postmeister verneigte sich tief und ehrerbietig vor dem Baron und wiederholte, daß der Brief in zehn Minuten unterwegs sein solle.

Kaum hatte der Baron sich entfernt, da stürzte der Kammerdiener, der sich bisher verborgen gehalten, wieder hervor und auf den Postmeister zu.

„War das nicht der Herr Baron Reischach?" frug er.

Der Postmeister nickte.

„Er schickt einen Courierbrief fort," sagte er.

„Ich hörte so etwas. Sagte er nicht Etwas vom Grafen Ugarte?"

„Freilich, eigentlich ist der Brief von dem. Ja, wenn man Geld hat, kann man wohl seine Werbung per Courier machen. Ein gewöhnliches Menschenkind hat's nicht so gut."

„Eine Werbung! — An wen geht der Brief?"

„Nun, 's ist kein Geheimniß — an den Bankier Kaan in Wien — den werdet Ihr wohl kennen?"

„Freilich wohl."

„Nun, dessen Frau ist mit einer Tochter hier. Hm, schön ist das Fräulein — rein zum Anbeten, ich verstehe mich darauf. Wunder nimmt's mich gerade nicht, daß der Herr Graf Ugarte da angebissen hat."

Der Kammerdiener wußte genug.

Er stürzte mit Windeseile die Treppe empor in das Zimmer, in welchem die beiden Damen, nach eben beendigtem Souper plaudernd saßen. Beide hatten finstere Mienen, ein Beweis, daß der Gegenstand, über den sie sich unterhalten hatten, für sie kein erfreulicher gewesen.

Als der Kammerdiener mit so respectwidrigem Ungestüm in das Zimmer drang, sandten ihm Beide strenge zürnende Blicke zu.

„Was giebt es, Jules?" frug die Gräfin Holditz. „Was soll dies Hereinpoltern?"

„Ihro Gnaden, Frau Gräfin —" stammelte der Kammerdiener, „was ich eben gehört; macht mich ganz verwirrt."

„Was er gehört hat?“ sagte Gräfin Josephine von Hellenthal, aufmerksam werdend, „sprecht doch Jules, was war das so Ungewöhnliches, daß Ihr darüber jedes Respectes vergessen konntet?“

„Der Herr Baron Reischach war eben im Posthofe.“

„Reischach — nun, und was weiter?“

„Er schickt einen Brief mittels Courier nach Wien.“

„Was geht das uns an?“

„Der Brief ist nicht eigentlich von ihm, sondern von dem Herrn Obersten Grafen Ugarte.“

Dame Josefine sprang auf.

„Von meinem Cousin?!“ rief sie aus.

Der Kammerdiener nickte.

„An wen?“ frug die Stiftsdame. „Habt Ihr das erfahren?“

„Alles, alles — Adresse, ja selbst den Inhalt.“

„An wen ist der Brief gerichtet?“

„An den Großhändler Kaan in Wien.“

„An Kaan!“ riefen beide Damen gleichzeitig, einen erschreckten Blick tauschend.

„Ja, und der Inhalt ist eine Werbung des Herrn Obersten um die Hand der Tochter des Bankiers, die hier im Bade weilt.“

Die beiden Damen erbleichten, bissen die Zähne übereinander und sahen sich mit starren Blicken an.

„Geht,“ sagte endlich die Gräfin Holditz mit dumpfer, grollender Stimme, „und bestellt für Morgen Früh Wagen und Pferde.“

Der Kammerdiener verneigte sich und ging.

„Er hat Wort gehalten,“ sprach die Gräfin Holditz, mit zornigen Schritten das Zimmer durchmessend.

Die Stiftsdame hatte wieder am Tische Platz genommen; ihre Augen funkelten, ihre Lippen zuckten und ein Ausdruck wilder Bosheit lagerte auf ihren Zügen.

„Die Jüdin!“ fuhr Gräfin Holditz mit zornigem Spotte fort, „sie soll Gräfin Ugarte werden! Ha ha, Ugarte-Kaan-Albést, fürwahr eine schöne Zusammenstellung — ganz wie Metternich-Zichy-Ferraris!“

Die Stiftsdame warf der Spötterin einen zornigen Blick zu.

„Sie vergessen,“ entgegnete sie, „daß das Unglück noch nicht geschehen ist.“

„Wollen Sie es jetzt noch hindern.“

„Gewiß. Von der Verlobung bis zum Traualtar ist noch ein weiter Weg. Unsere Familie wird niemals den Schimpf dulden, den Clemens ihr anzuthun gedenkt, indem er die „Jüdin“ zum Weibe nehmen will.“

„Gräfin, wenn Sie das verhindern — rechnen Sie unter allen Umständen auf mich!“

„Wenn ich Ihrer bedarf, will ich es thun. Vorerst will ich mit meinem Cousin, dem Grafen Alois, sprechen und auch dem zweiten, Grafen Josef, der als Gesandter in Württemberg weilt, darüber schreiben. Er muß nach Wien kommen.“

„Clemens muß wahrhaftig wahnsinnig sein,“ sagte die Gräfin Holditz, beide Hände an die Schläfe pressend.

„Es ist etwas Verrücktheit in seinem Thun,“ setzte die Stiftsdame kalt hinzu; „er ist ein Schwärmer — unser Hiersein, die Scene, die er mit uns bestanden, Alles das hat ihn aufgeregt; er will nun den Knoten mit dem Schwert zerhauen. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, die Sache rückgängig zu machen. Sie sehen, ich bin ganz ruhig und zuversichtlich — das ist der halbe Sieg.“

„Ich bin auf alle Fälle Ihre Verbündete. Clemens ist für mich verloren, aber der „Jüdin“ gönne ich den Triumph nicht, ihn mir entrissen zu haben!“

Die Stiftsdame warf der Gräfin ein spöttischen Blick zu.

„Warum geben Sie alle Hoffnung auf?“ frug sie im verwunderten Tone. „Es ist wohl möglich, daß Clemens, wenn er mit seinem unsinnigen Heiratsprojecte nicht durchdringt, wieder à ses prémiers pas zurückkehrt. Das kann man sich endlich gefallen lassen, aber eine Messalliance mit einer geadelten Jüdin — jamais!“

Nach diesen Worten erhob sich Josephine, nickte der Gräfin eine „gute Nacht!“ zu, und begab sich in ihr Schlafzimmer.

Gräfin Holditz blickte ihr zornig nach und hob das geballte Händchen drohend gegen die Thüre.

„Schlange!“ sagte sie leise. „Erst sollst Du mir helfen, die Jüdin aus seinem Herzen reißen — dann will ich Dir all' den Spott, den Du über mich ergießt, mit Zinsen heimzahlen. Wehe Dir!“

Am nächsten Morgen rollte die schwere Reisekutsche mit den beiden Damen wieder aus dem Posthause.

„Sie sind fort!" sagte Reischach zu seinem Freunde, den er zu früher Stunde besuchte. „Ich komme eben von der Post."

„Dann ist die Luft rein," erwiderte Ugarte fröhlich.

„Das heißt: das Gewitter hat sich verzogen. Es wird aber anderswo niedergehen."

„Immerhin; ich bin gewitterfest. Du sollst sehen, ihre drohenden Blitze thun mir nichts, und ihr Donnern — ha ha — das Grollen will ich ihnen lassen, bis in mein stilles Heim soll es nicht dringen!"

Vierzehntes Capitel.

Falscher Spieler — Falscher Freier.

Wir verweilen mit den freundlichen Lesern noch immer in Pisztyan.

In einem mit ziemlicher Eleganz möblirten Zimmer finden wir Herrn Alois Hutschek, im weiten Schlafrock von etwas verschossener Seide, ein goldgesticktes Käppchen auf dem Haupte und türkische Pantoffeln an den Füßen.

Auf dem Tische steht das Frühstück.

Hutschek wandert, den Tschibuk in der Rechten, in dem Zimmer auf und nieder. Zuweilen bleibt er vor dem Spiegel stehen, um einen selbstzufriedenen Blick in denselben zu werfen, dann wieder an dem Frühstücktische, um einen Schluck Kaffee zu sich zu nehmen. Das Gemach ist in eine leichte Wolke duftenden Latakias gehüllt, die nur langsam durch die über die Fenster niederhängenden Spitzenvorhänge entweicht.

Herr Alois Hutschek war, wie wir bereits erwähnten, ziemlich gealtert und noch immer nicht adelig, obwohl er sich durch die Jahre her so sehr daran gewöhnt hatte, „Baron" genannt zu werden, daß er zuletzt selber an seine Baronie glaubte.

Bald nach jenem Abende im Hause Ida von Schmalberg's, an dem die kleine Fanni mit der Hiobspost von Reindl's Unthat daselbst angekommen, war sein Vater gestorben und der junge Alois betrachtete es von da an als seine Hauptaufgabe, das Vermögen, welches sein Vater Kreuzer um Kreuzer erworben, toll und kopflos durchzubringen.

Er wollte mehr thun, als jeder Cavalier; er hielt die schönsten Pferde, die kostbarsten Wagen und schleppte stets ein Heer von Schma=

rotzern mit sich, das auf seine Kosten lebte und ihm außerdem auf jede mögliche Weise sein Geld abnahm.

Er hielt sich ferner die kostspieligsten Maitressen und machte einen Aufwand, der zuletzt auch einen Nabob von Mysore zu Grunde gerichtet haben würde. Die Millionen, welche Hutschek von dem Vater ererbt hatte, schmolzen zusammen und zu der Zeit, als wir den Verschwender in Pisztyan wiederfinden, nannte er nur mehr einen verhältnißmäßig kleinen Rest sein Eigen, — die Schmarotzer, denen er weder Diners noch Soupers mehr gab, waren von ihm abgefallen, und er dachte ernstlich daran, zu — heiraten.

Früher, wie er noch jünger und hübscher gewesen, standen ihm die besten Partien zu Gebote, jetzt, wo nur mehr er selbst sich für Beides hielt, wo er allein in dem Wahne lebte, die Welt sähe weder seine geschminkten Wangen, welche in Natur durch den wüsten Lebenswandel gebleicht und eingefallen waren, noch sein in Folge eben dessen ausgegangenes, durch falsches ersetztes Haar, jetzt jedoch bedauerte man überall, wo er anklopfte, daß leider dieser und jener Umstand es unmöglich mache, seine Wünsche, denen man sonst so gerne nachgekommen wäre, erfüllen zu können.

Herr Alois Hutschek bemerkte, freilich erst, nachdem er ein halbes Dutzend Körbe empfangen hatte, daß er nicht hoffen dürfe, in Wien eine Braut, wie er sie beanspruchte: jung, schön und reich, zu finden.

Eine Fleischhauerswitwe daselbst that freilich das Möglichste ihn zu gewinnen, aber vor dieser empfand er ein förmliches Grauen, obwohl die halbe Million, die sie besaß, viel Anlockendes hatte.

Aber die ehrsame Witwe war zweiundfünfzig Jahre alt, dick, wie ein Faß, häßlich, und hörte auf den schauderhaften Namen Leocadia Katzenberger; der alle Folterqualen und Rittergräuel früherer Jahrhunderte in sich zu begreifen schien. Dabei hielt sie sich für jung und hübsch, putzte sich mit einer an das Unglaubliche grenzenden Geschmacklosigkeit heraus und spielte die Kokette.

Alles das that zwar Herr Alois Hutschek selber, aber das alte Sprichwort vom „Balken in dem eigenen und dem Splitter in des Nächsten Auge“ ist eben ein wahres Wort.

Frau Leocadia liebte den „schönen Alois“, der immer vor ihr floh. Er übersiedelte vom Brillantengrund in die Josefstadt, von dort auf die Wieden, von dieser in die Stadt — umsonst; Frau

Leocadia Katzenberger sparte kein Geld, um eine Wohnung in seiner Nähe zu finden, und kaum, daß er sich freute, seiner Verfolgerin entgangen zu sein, sah er sie wieder von einem der nächsten Fenster holdselig herablächeln.

Nach Karlsbad war sie ihm nachgereist, ebenso nach Teplitz; heuer hatte er, um Pisztyan zu erreichen, die Reise dahin über Graz und Marburg gemacht und es mußte ihm wohl gelungen sein, die liebende Fleischhauerin von seiner Spur abzulenken, denn seit zwei Monaten genoß er der süßesten Freiheit — fern von der „Sanften, Freundlichen, Geschmückten" (dies Alles will der griechische Name Leocadia auf Deutsch ausdrücken).

„Just nicht!" war seine Parole, seit ein Freund ihm mitgetheilt hatte, Frau Leocadia Katzenberger habe sich geäußert:

„Es nutzt ihm nix, dem Loisl, auf d' Letzt wird er do' der Meiniche."

Welch' herrliches, Königin=Elisabethinisches Machtwort, gegenüber Dudley=Loisl!

Wir wenden uns, nach dieser durch Umstände gebotenen Abschweifung, wieder unserem Bekannten zu.

Ein Klopfen an der Thüre stört seine stillen Betrachtungen.

Auf sein „Herein!" tritt der Baron Dulac in das Zimmer.

„Ah, schon wieder hier — herzlich willkommen!" rief Hutschek dem Eintretenden entgegen, ihm die Hand zum Gruße reichend.

„Wie Sie sehen," antwortete Dulac, „heil und gesund."

„Heute angekommen?"

„Gestern Abend."

„Zsabany freut sich auf Ihre Ankunft; er meint, Sie allein wären der Mann, mit dem sich's spielen ließe."

Dulac lächelte.

„Ich habe diese Anerkennung ziemlich theuer bezahlt," sagte er. „Nun ich hoffe mich zu revanchiren."

„Neues in Wien?"

„Nichts. Und hier?"

„Hm — die Verlobung des Obersten Grafen Ugarte mit der Tochter des Banquiers Kaan — davon haben Sie ja wohl schon gehört?"

„Pah, Niemand glaubt daran."

„Thatsache, mein Freund, Thatsache," sprach Hutschek in bestimmtem Tone.

„Ich beneide den Grafen nicht um das Stück Weges, das er noch von der Verlobung bis zur Hochzeit zurückzulegen hat. Die stolzen Verwandten werden ihm dasselbe sauer genug machen."

„Da bin ich besser daran."

„Sie?"

„Ich habe keine Verwandte."

„Wollen Sie sich auch „unter" Ihrem Stande verloben?" frug Dulac mit verhaltenem Lächeln.

„Ich gehe allerdings auf Freiersfüßen," antwortete Hutschek, „nicht der Stand ist es, der mir Hindernisse bereiten könnte."

„Was sonst? Hat die Holde kein Vermögen?"

„O, sie besitzt Millionen."

„Millionen? Sapristi! Warum langen Sie nicht zu?"

„Hm, ein dunkles Geheimniß steht im Wege. Ich, freilich, ich halte nicht viel davon, das Ganze ist wohl mehr romantisches, abenteuerliches Geschwätze —"

„Und worin besteht das Geheimniß?"

„Meine Dame zeigt ihr Antlitz nicht. Sie trägt es immer so dicht verschleiert, daß man nichts weiter durchsieht, als ein paar funkelnder, schwarzer Augen."

„Die sind wohl das Schönste an dem Gesichte."

„Es heißt so; ja man erzählt sich — he he — es ist wohl übertrieben — man erzählt sich — sie habe — sie habe einen — Todtenkopf."

Dulac schüttelte sich.

„Prr," machte er, „das ist eine schauerliche Mähr', die Einen wohl abschrecken könnte, als Freier aufzutreten."

„Ich glaube nicht daran. Sie wird häßlich sein — weiter nichts. Ihre Figur ist junonisch, ihre Stimme weich, ihr Gang, jede ihrer Geberden leicht und graziös. Wie käme zu alledem ein — Todtenkopf?"

„Und diese Geheimnißvolle ist es also, die Sie fesselt?"

„In den engsten Banden. Ich bin ihr bereits vorgestellt und wurde mit einfacher Liebenswürdigkeit empfangen. Ich begleite die Dame und ihre Gesellschafterin auf allen Promenaden — kurz, ich bin ihr Ritter. Ich will auch ihr Mann werden."

„Diable, Sie sind ein Wagehals. Haben Sie schon geworben um die Holde?“

„Noch nicht, aber heute oder morgen will ich es thun. Hm, Freund, es ist ein Umstand dabei, den man nicht verachten darf. Die Dame verschreibt ihrem Gatten am Hochzeitstage eine Million.“

„Ah, diese Million hat ihre Wirkung auf Sie nicht verfehlt?“

„Nun, ein Aneiferungsmittel ist sie immerhin.“

„Ihre Schöne ist eine Oesterreicherin?“

Hutschek schüttelte verneinend den Kopf.

„Eine Polin,“ antwortete er, „von altem Adel. Ich wette, an der Schaudergeschichte ist so viel, wie nichts. Die Dame ist unmenschlich reich und will nicht ihres Geldes wegen geheiratet sein; darum verbirgt sie ihr Gesicht. Zuletzt, wenn der Schleier fällt, kömmt noch eine Schönheit zum Vorschein.“

„Ich wünsche Ihnen Glück zu der schönen Polin, möge das, was Sie erwarten, von dem, was kommen wird, nicht gar zu verschwindend sein. Kommen Sie Abends in das Casino?“

„Wahrscheinlich.“

„Ich spiele meine Revanchepartie mit Zsabany.“

„Das heißt, Sie wagen noch einmal so viel zu verlieren, als Sie bereits verloren haben —“

„Oder noch einmal so viel zu gewinnen.“

„Das ist sehr unsicher.“

„Doch mindestens nicht weniger, als daß der Schleier, den Ihre Polin trägt, eine Schönheit verbirgt, ha ha.“

Dulac schüttelte Hutschek die Hand und verließ das Zimmer.

„Lache nur zu,“ sagte Hutschek, dem sich Entfernenden vom Fenster nachblickend, „eine Million ist eine Million und man kann dazu wohl eine häßliche Frau in den Kauf nehmen. Ist's damit gar zu arg — ei, dann nimmt man eines Tages seine Million und sucht sich anderswo ein stilles Plätzchen.“

Dulac kehrte in die Wohnung zurück, die er für seinen Landaufenthalt gemiethet hatte. Dieselbe war elegant und bestand aus drei Zimmern sammt den nöthigen Nebenlocalitäten.

Ein Bedienter öffnete ihm.

Dulac schritt durch das erste Gemach in das zweite und klopfte leise in kurzen Absätzen fünfmal an die Thüre, welche in das dritte Gemach führte und fest verschlossen war.

Im nächsten Momente tönte von Innen als Antwort ein viermaliges Klopfen, welches Dulac mit einem sechsmaligen beantwortete.

Jetzt erst hörte man den Schlüssel im Schlosse drehen und die Thüre wurde etwas über eine Spanne weit geöffnet, so daß Dulac durchschlüpfen konnte.

Kaum war er in dem Zimmer als die Thüre wieder zugemacht und abgeschlossen wurde.

Die Fenstervorhänge waren niedergelassen, so daß in dem Gemache eine Art Halbdunkel herrschte. Nur auf einen kleinen Tisch, nahe an einem Fenster, fiel ein heller Sonnenstrahl, indem der Vorhang an dem einen unteren Ende etwas aufgerollt war.

Auf dem Tische lagen Spiele neuer Karten und auf weißer, aber farbenbekleckster Unterlage mehrere einzelne Kartenblätter, alle mit dem Rücken nach Oben. Daneben standen sogenannte Tuschgläschen mit blauer und rother Farbe gefüllt, ein halb mit schmutzigem Wasser gefülltes Glas, es lagen da Bleistift und feine in kaum sehbaren Spitzen auslaufende Pinsel.

In dem Manne, der Dulac geöffnet hatte, finden wir einen Bekannten wieder — Zocherl. Er sah noch verkommener aus, als damals, wo wir ihn bei dem Hauptmanne Reindl getroffen haben; seine Kleider waren schlecht und abgeschabt, sein ganzes Wesen verrieth den Vagabunden.

Als er Dulac empfing, hielt er einen langen Pinsel quer mit den Lippen, und da seine Hände beschäftigt waren, die Thüre wieder zu schließen und ein Tuch über das Schlüsselloch zu hängen, konnte er die Frage Dulac's: „Wie steht's mit Eurer Arbeit?“ nur mit einem Kopfnicken beantworten.

„Gut,“ sagte er dann, als er die Hände frei und den Pinsel aus dem Munde genommen hatte, „ich bin bald zu Ende. Ein Spiel ist vollkommen fertig, wollen Sie's probiren?“

Sie traten an den Tisch. Dulac nahm ein, seitwärts liegendes Spiel sogenannter Piquetkarten zur Hand und betrachtete aufmerksam die linken oberen und rechten unteren Enden der einzelnen Blätter.

Er wendete Blatt für Blatt um.

„Trefflich — ganz vorzüglich, Zocherl!“ sagte er dann. „Eure Methode ist unschätzbar.“

Ein befriedigtes Lächeln spielte um die Lippen des Belobten.

„Sagte ich es nicht vorher, daß Sie zufrieden sein würden?“

„Ich habe Euch für diesen Fall hundert Gulden zugesprochen; Ihr sollt zweihundert Gulden haben, so wie die letzte Karte markirt ist.“

Zocherl's Antlitz glänzte vor Freude.

„Ich werde Euch,“ fuhr Dulac fort, „noch mehr Beschäftigung geben. Ihr sollt wieder ein anständiges Leben führen können und ordentlich aussehen. Ich nehme Euch in meinen Dienst. Wollt Ihr das?“

Zocherl verneigte sich.

„Wenn es nicht als Bedienter ist —“ sagte er.

„Pah, als Chef meines geheimen Cabinets,“ fiel Dulac lachend ein. „In Wien wollen wir uns besser einrichten. Ich habe einen Plan, Ihr sollt mir helfen, ihn auszuführen, Euer Antheil an dem Gewinn soll nicht gering ausfallen.“

Zocherl rieb sich vergnügt die Hände.

„Halt,“ sprach Dulac, „noch eine Frage habe ich an Euch zu stellen. Kennt Niemand das Geheimniß dieser Markirung?“

„Niemand. Ich habe es erst vor wenigen Monaten erfunden und suchte nach einem honnetten Abnehmer. Das Glück brachte mich zu Ihnen.“

„Gut. Ich verbünde mich mit Euch. Das Geheimniß jedoch bleibt für immer bei uns Beiden.“

„Für immer.“

„Gebt mir Euren Handschlag.“

„Hier.“

Zocherl legte seine Hand in jene des Franzosen.

„Und jetzt,“ sagte dieser, „vollendet Euer Werk. Schließt die Packete wieder, damit Niemand kennt, daß sie geöffnet waren.“

„Seien Sie unbesorgt — ich verstehe mich auch darauf. Niemand soll den Tausch merken, wenn anders die Karten aus derselben Fabrik sind, aus welcher der Casinowirth sie bezieht.“

„Sie sind es — ich habe mich erst überzeugt davon.“

„Dann ist Alles gut, dann müssen Sie heute eine reiche Ernte halten.“

„Ich hoffe es. Und was geschieht mit Euch?“

„So wie ich die zweihundert Gulden im Sacke habe, fahre ich mit der Post nach Preßburg und verschaffe mir dort erst ordentliche Kleider; dann gehe ich nach Füred, um dort mein Glück zu probiren.“

„Seid vorsichtig, Zocherl.“

„O, ich will es wohl sein. Ich will mir übrigens einen anderen Namen zulegen. Hier in Ungarn frägt kein Teufel darnach.“

„In Wien sehen wir uns wieder.“

„Zuversichtlich. Bis wann werden Sie zurück sein?“

Dulac dachte einige Augenblicke nach.

„Ich kann es nicht genau bestimmen,“ antwortete er. „Indessen bleibe ich wohl nicht länger hier, als fünf bis sechs Tage, wo ich in Wien dringende Geschäfte habe. Von da an könnt Ihr mich also finden.

Zocherl verneigte sich und setzte sich dann wieder an sein Arbeitstischchen.

Dulac sah ihm einige Augenblicke zu, dann griff er nach seinem Hute.

Mit derselben Vorsicht, die beim Eintritt beobachtet worden, verließ er das Zimmer wieder.

Er sah vergnügt und fröhlich aus und rieb sich zufrieden die Hände.

„Mein Weizen blüht wieder einmal. Ich werde Zsadany abnehmen, was ich an ihn verloren habe und ein Erkleckliches dazu; die Geschichte mit der hübschen Fanni und dem Fürsten Plaunitz soll mir auch eine gute Melkkuh werden — kurz, die Zukunft lacht mich rosig an, — die Vergangenheit mit ihren finstern Schatten weicht immer mehr zurück. Der Name Dulac sei gepriesen.“

Die Sonne war im Sinken, vom Rondeau des Parkes tönten die Klänge der Curcapelle, das gewohnte Auditorium versammelnd.

Wir suchen jedoch die tiefer gelegenen Partien des Parkes auf, bis wohin die fröhlichen Weisen nicht klangen; stille, dunkle Alleen und Laubgänge, die das Herz in eine fast feierliche Stimmung versetzten.

Zwei Damen, beide schwarz gekleidet, schritten eine solche Allee langsam auf und nieder.

Die Eine, größere, deren Haupt von einem undurchdringlichen Schleier umhüllt ist, ist von junonischen Körperbaue. Gewöhnlich schreitet sie stolz und aufrecht dahin, zuweilen nur macht sich ein Ausdruck von Müdigkeit oder Entmuthigung in ihrem ganzen Wesen bemerkbar.

Ihre Begleiterin ist eine ältere Dame von ziemlich distinguirtem Aussehen; diese war unverschleiert.

„Wir wollen fort von hier, Tante,“ sagte die Verschleierte, „nach Wien, um dort, im Verborgenen, die Ankunft des Mannes zu erwarten, von dem ich Rettung hoffe.“

„Es ist doch so schön hier, Ella — die Luft ist gesund, — besser als in der dumpfen Stadt.“

„Ich bliebe gern, aber man widmet uns zu viel Aufmerksamkeit. Vor Allem ist es der alte Geck, den ich leider nicht gleich bei unserem ersten Zusammentreffen in Schranken wies, die jede weitere Annäherung verhinderten, der mir anfängt, lästig zu werden.“

„Er ist im Ganzen ein harmloser Schwätzer.“

„Ein Schwätzer, der seine Absichten hat. Er vermag selbe nicht immer zu verbergen, oder, was wohl auch möglich ist, seine Anspielungen waren Fühler, die er ausstreckte, meine Stimmung zu erforschen.“

„Deine Stimmung?“

„Nun ja,“ sagte die junge Dame in verächtlichem Tone, „er trägt sich mit dem Gedanken mich zu heiraten. Das Gerücht von meinen Millionen hat auch hier seine Wirkung gethan.“

Die ältere Dame schüttelte bedenklich den Kopf.

„Diese elende Jagd nach dem Gelde!“ murmelte sie.

„Du hast Recht,“ sprach die verschleierte Dame herbe, „sie ist elend diese Jagd. Wäre ich schön, ja wäre ich nur häßlich, ich würde sie nicht begreifen und zum Mindesten einen Theil des Werbens um mich auf Rechnung meiner persönlichen Eigenschaften setzen; so aber ist's der elende Mammon allein, der sie auch bewegen würde, ein Ungeheuer zum Weibe zu nehmen.“

„Ella,“ sprach die ältere Dame in besorgtem Tone, „errege Dich nicht.“

Die junge Dame wollte antworten; da erschien am andern Ende der Allee Herr Alois Hutschek mit tänzelnden Schritten.

„Da ist er wieder,“ sagte Ella rasch und halblaut zu ihrer Nachbarin, „nun, heute will ich seiner gewiß ledig werden; gieb mir Gelegenheit, mit ihm allein zu sprechen.“

Hutschek zog schon von Weitem den Hut und verneigte sich. Herangekommen führte er Ella's Hand an seine Lippen.

„Ach,“ begann er mit affectirter Miene, sich mit dem Taschentuche Kühlung zufächelnd, „nun bin ich fast den ganzen Park durchwandert, die Damen zu suchen. Endlich ist mein Streben belohnt.“

„Sie machen bescheidene Ansprüche an das Leben,“ entgegnete Ella, „wenn Sie schon darin einen Lohn finden.“

„O Gräfin,“ fiel Hutschek ein, „ich galt niemals für bescheiden. Vor Allem“ — setzte er leiser hinzu, nachdem er sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß die, einige Schritte zurückgebliebene Begleiterin der verschleierten Dame seine Worte nicht hören könne — „vor allem nicht, wo mein Herz sich in das Spiel mischt.“

„Ihr Herz?“ klang es in etwas verwundertem Tone durch den dichten Schleier.

„Gräfin, warum soll ich länger zögern,“ sprach Hutschek mit dem möglichsten Feuer, das ihm zu Gebote stand, „warum soll ich der Stimme in meinem Inneren länger Schweigen gebieten, wo doch meine Augen schon lange die Verräther gemacht haben. Gräfin Ella, hier, beim Gesange der Nachtigallen, die ihr der Liebe geweihtes Lied mit jubelnden Kehlen singen, hier, unter dem grünen Laubdache des Waldes will ich Ihnen das Geheimniß meines Herzens offenbaren.“

Ella wendete den Kopf zur Seite.

Hutschek wähnte dieser Bewegung entnehmen zu können, daß jene holde Scham, mit der ein Mädchen das Geständniß der Liebe von den Lippen eines Mannes vernimmt, von Ella Besitz ergriffen.

Die Begleiterin war weit zurückgeblieben und eine Wendung der Allee machte sie unsichtbar.

Ella und Hutschek standen in einer Art kleinen Laubgrotte, die sich an einer Seite in das Freie öffnete. Die Sonne verschwand eben hinter den Bergen, ein letzter Strahl traf noch die grünen Fluren.

Rings war es still und feierlich.

Herr Alois Hutschek hielt den Moment für gekommen, in dem er etwas wagen dürfe. Er faßte darum Ella's Hand, beugte ein Knie und sagte in leidenschaftlichem Tone:

„Ich liebe Sie, Gräfin Ella!“

Ella zog ihre Hand zurück.

„Stehen Sie auf, mein Herr,“ sagte sie in sanften Tone, „dann will ich Ihnen antworten.“

Hutschek gehorchte.

Ella stand einige Augenblicke mit gesenktem Haupte, in tiefes Sinnen verloren, vor ihm.

Dann erhob sie rasch den Kopf und sprach:

„Mein Herr, was Sie eben gethan haben, ist eine Thorheit.“

„Eine Thor—Thorheit?“ stammelte Hutschek bestürzt.

„Verzeihen Sie das harte Wort, ich kann es nicht zurücknehmen. Sie lieben mich — o, dann eilen Sie fort von hier, damit Ihr Herz auf andere Gedanken komme.“

„Niemals!“

„Ich müßte Sie beklagen, wenn das Ihr Ernst wäre.“

„Er ist es — ich schwöre —“

„Schwören Sie nicht,“ fiel Ella mit abwehrender Geberde ein. „Sie kommen in die Lage Ihren Schwur brechen zu müssen.“

„Sie lieben mich nicht!“ seufzte Hutschek in kläglichem Tone.

„Wenn auch — ich könnte niemals die Ihre, niemals überhaupt die Frau eines Mannes werden. Sie wissen doch, was dieser Schleier verdeckt?“

„O, Gerüchte —“

„Sie sagen diesmal das Wahre.“

„Wenn auch. Ich liebe nicht mit den Augen, sondern mit dem Herzen.“

„Sie täuschen sich selbst. Das Herz kann nicht lieben, wo das Auge zurückschaudert.“

„Zurückschaudern! O, Gräfin Ella, nun, wo ich die Vorzüge Ihres Herzens kennen gelernt habe, ist mein Auge im Stande auch das Furchtbarste zu sehen; meiner Liebe wird dadurch kein Abbruch geschehen.“

„Sie glauben das?“

„Ich bin dessen überzeugt.“

„Mein Herr, in zehn Minuten werden Sie von hier fliehen wie ein Rasender.“

„O —“ entgegnete Hutschek mit erzwungenem Lächeln, „ich habe Muth, Gräfin.“

„Er wird Sie verlassen. Hören Sie meinen Rath: Scheiden wir hier in Frieden, um uns nicht mehr zu begegnen.“

Hutschek dachte an die Million; sie bewog ihn, obwohl ihm etwas unheimlich zu Muthe war, noch auszuharren.

„Das hieße mich in den Tod jagen,“ entgegnete er. „Ich liebe Sie, Gräfin, ich bitte Sie um ihre Hand — ich kann nicht mehr glücklich werden, wenn Sie mich zurückweisen.“

Abermals trat eine Pause ein.

„Nun denn," begann Ella mit dumpfer Stimme, dicht vor Hutschek hintretend und die rechte Hand an den Schleier legend, „wenn Alles, was Sie gesagt haben, Ihr Ernst gewesen, wenn Sie auf Ihrer Werbung bestehen wollen, dann geben Sie Ihrer Braut den — Verlobungskuß!"

Mit energischer Handbewegung riß sie bei diesem Worte den Schleier empor.

Hutschek starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Antlitz, welches sie enthüllte.

Seine Wangen wurden erdfahl, ein halb erstickter Schrei entrang sich seinen Lippen, gegenüber dieses entsetzlichen, in seiner schwarzen Umrahmung doppelt schauerlichen Todtenkopfes, aus dem ihm ein Paar dunkler, glühender Augen entgegenstarrten. Das herrschende Halbdunkel erhöhte noch das Grauenhafte des Anblickes.

Um unseren Lesern einen Begriff davon zu geben, setzen wir die Schilderung des berühmten Operateurs Johann Friedrich Dieffenbach in Berlin hierher, welcher in seinem Werke über „Operative Chirurgie" unter dem Abschnitte „Nasenbildung" folgendes erzählt:

„Eines Abends, spät, wünschten mich drei Fremde zu sprechen, ein Pole, eine Polin und eine Italienerin. Die Polin, tief verschleiert, befand sich im Hintergrunde; die Italienerin führte das Wort und sagte: „Die Unglückliche dort wünscht Sie allein zu sehen." Darauf zogen sich die beiden anderen Personen zurück. Mir gegenüber stand stand nun lautlos die schwarze verschleierte Erscheinung. Sich ängstlich umblickend, schlug sie den Vorhang in die Höhe. Ich habe viel Schreckliches in meinem Leben gesehen, hier aber bebte ich wirklich zurück, denn ein Todtenkopf, wie ich noch keinen auf einem lebenden Rumpfe erblickt, stand vor mir, wider Willen grinsend mit skelettirtem Gesichte. Eine dünne rothe Haut bedeckte nur dürftig die Gesichtsknochen, in ihrer Mitte befand sich ein Loch, durch welches man drei Finger einführen konnte, und von hier aus fiel der Blick auf die Zunge und in den Schlund hinein, da Muscheln, Gaumenknochen und Gaumsegel gänzlich zerstört waren, und aus diesem scheußlichen Acheron (Todtenreich) reckte sie die Zunge heraus, wenn sie sprach. Die unteren Augenlider waren nach Außen umgekrempt und zeigten ihre rothe, innere Oberfläche, und vom Oberkieferrande war nur ein

kleiner zahnloser Saum vorhanden. In einem Umkreise von drei Zoll um das Loch lagerten sich überall kettenförmige oder dünne, flache, gefrorenen Fensterscheiben ähnliche sehende feuerrothe Narben. Von diesem großen Mittelloche aus stieg zwischen den Augenbrauen eine rothe Knochennarbe, sich über die Mitte der Stirne und zum Haarwuchs ausbreitend in die Höhe.

Das ist das Bild einer achtzehnjährigen Jungfrau, des Gliedes einer glücklichen, glänzenden Familie, deren einziges Unglück sie war, und welches, ungeachtet der vieljährigen Dauer desselben, noch heute so groß schien, als damals, wo seine Entstellung in frühester Kindheit durch Skropheln herbeigeführt wurde.

Dieser Dame ohne Sprache und ohne Nase stand ich Mitternachts zwölf Uhr ganz allein gegenüber; denn statt einer menschlichen Stimme entströmten dem Loche im Gesichte nur zischende unartikulirte Töne, doch begriff ich, ohne zu verstehen, was sie wollte; sie führte die feinen zarten Finger nach meiner Nase.

Bei diesem Anliegen befand ich mich in einiger Verlegenheit; weit mehr aber beschämte mich das Gefühl, der Unglückseligsten auch nicht die kleinste Verbesserung ihres Zustandes verschaffen zu können. Da ich der Unmöglichkeit, ihr zu helfen, Ausdruck gab, folgte eine erschütternde Scene, und als ich dann die Ihrigen zu Hilfe rief, umgab sie sich eiligst mit ihrer schwarzen Umhüllung, denn nur in dieser ließ sie sich vor ihrer eigenen Familie blicken. Ich theilte darauf dem Bruder und der treuen Gouvernante die Unmöglichkeit einer Operation mit, empfahl eine Larve und schied in der Mitternachtsstunde aus dieser seltsamen Scene, welche noch jetzt in meinem Gedächtnisse lebt.

Am anderen Morgen reiste ich nach Wien. Kaum dort angekommen, trat mir die Erscheinung wieder entgegen, sie folgte mir wie ein Gespenst. Ich erlangte hier wenigstens, daß der große Künstler, Zahnarzt Carabelli, ihr ein kunstvolles Gebiß und eine Gaumenplatte machte, wodurch das Essen erleichtert und die Sprache deutlich wurde. Dann kehrte sie aber in ihr Vaterland zurück, um mich später in Berlin abermals aufzusuchen und von Neuem um eine Nase anzuflehen."

Soweit Dieffenbach. Wir treffen nun die „Dame mit dem Todtenkopf" abermals im Begriffe, nach Wien zu gehen, wo sie auf den berühmten Operateur endlich Einfluß zu gewinnen hofft,

damit er die Wiederherstellung unternehme, und es bilden die interessanten Abenteuer, welche sich an diesen letzten Versuch knüpften, einen Theil der Schilderungen dieses Buches.

Wenn nun schon Dieffenbach entsetzt über den Anblick der Unglücklichen war, welchen Eindruck mußte erst ihr enthülltes Gesicht auf einen Laien machen!

Hutschek schlug auch die Hände vor sein Antlitz, wandte sich um, und rannte wie wahnsinnig davon.

Ella zog den Schleier rasch wieder über ihr Gesicht.

Dann tönte ein kurzes, höhnisches Lachen aus ihrem Munde.

Rasch schritt sie ihrer Begleiterin entgegen und faßte deren Arm.

„Du zitterst, Ella," sagte diese besorgt.

„Es wird vorübergehen. Nun können wir in Pisztyan bleiben."

„Wie?"

„Der Mann, der mir hauptsächlich den Aufenthalt verleidete, wird morgen nicht mehr hier sein."

„Wie ist das gekommen."

„Einfach genug. Er gestand mir — das heißt, meinen Millionen — seine Liebe; er begehrte meine Hand und ich — nun, ich bot ihm mein Antlitz zum Verlobungskuß."

„Ella!"

„Ich hab's gethan," sagte Ella trotzig, „mag er erzählen, was er gesehen hat — das wird mir Ruhe schaffen!"

Wir wenden uns nun zu einem Nebensaale des Curhauses; dort finden wir eine Anzahl jüngerer und älterer Herren von elegantem Aussehen.

„Heute soll die Revanche-Partie stattfinden," sagte der Eine zu einer kleinen Gruppe von Herren; „es wird ein heißer Kampf werden."

„Zsadany ist jetzt im Glücke," antwortete ein Zweiter, „ich glaube, der Baron wird abermals das Opfer sein."

„Hm, Dulac ist ein vorzüglicher Spieler," bemerkte ein Dritter.

„Das Glück entscheidet zuletzt doch das Ganze."

„Nicht beim Piquetspiel. Hier ist's die Kunst, welche die Preise vertheilt."

„Und da ist eben weder Zsadany noch Dulac mit O'Bearn,

dem „Spieler-König“, zu vergleichen,“ nahm ein alter Herr mit schneeweißen Haaren das Wort. „Ich hatte seiner Zeit, während des Wiener Congresses, Gelegenheit seine Bekanntschaft zu machen und zwar im Salon der reizenden Baronin Fanny Arnstein.“

„Ach, erzählen Sie doch von ihm!“ rief es allenthalten.

„Mit Vergnügen. O'Bearn hatte Zutritt in die angesehensten Häuser, trotzdem man wußte, daß das Spiel seine Lebensbeschäftigung, ja sein steter Broderwerb gewesen. Aber seine zahlreich erlebten Abenteuer im Spielwesen, welche er mit bescheidener Würde mitzutheilen wußte, seine stets bewiesene ehrenhafte, echt gentelmännische Gesinnung machten ihn zum Freunde und Günstling vieler hoher Persönlichkeiten. Ich weiß ein Paar Beispiele, die genügen, um seinen Charakter in das volle Licht zu setzen. — Seit langer Zeit wünschte Francis Lord Hastings mit O'Bearn zu spielen. Endlich erklärte sich der Letztere bereit hierzu. Man wählte Piquet. Die Partie fing Abends neun Uhr an, dauerte bis zum Morgen des anderen Tages und Lord Hastings hatte zum Schlusse mehr Geld verloren, als sein Vater in seinem Generalgouvernement von Indien erworben. Nach dem letzten Spiele, wo es um eine ungeheure Summe ging, welche der Lord ebenfalls verlor, stand der traurig Betroffene auf. Mit gebrochener Stimme sagte er: „Herr O'Bearn, ich zweifle, ob mein ganzes Vermögen ausreichen wird, um Alles, was ich verloren habe, zu bezahlen. Ich will Ihnen jedoch meinen Verwalter schicken, der sich mit Ihnen verrechnen, und Ihnen die nöthigen Papiere wegen Abtretung meiner Güter überbringen wird.“ — O'Bearn erwiderte: „Sehr wohl, Mylord, das nenne ich wie ein Ehrenmann gesprochen; aber, ich will nicht dahinter zurückbleiben. Es soll mir Niemand vorwerfen, daß ich den Repräsentanten einer unserer ersten Familien an den Bettelstab gebracht habe, ich will jedoch eben so wenig, daß meine Nacht umsonst verloren sei. Hören Sie meinen Vorschlag: Sie leisten in die Hände eines Geistlichen einen feierlichen Eid, nie wieder eine Karte anzurühren und setzen mir gerichtlich eine lebenslängliche Rente von eintausend Pfund Sterling jährlich aus, so sind wir quitt.“ — Gerührt umarmte der Lord den edlen „Spieler-König“, wie er gewöhnlich genannt wurde, und nahm die Bedingungen an, welche stets gewissenhaft erfüllt wurden.“

„Charmant! Welche ungeheure Großmuth!“ tönte es von allen Seiten.

„Nun," meinte der alte Herr, „er verstand es aber auch, die Anmaßung gehörig zu bestrafen. Kurz vor der französischen Revolution war O'Bearn nach Paris gekommen und stieg, wie gewöhnlich, im „Englischen Hotel" ab. Damals wurde dort hoch gespielt. Er ging sofort am Abend seiner Ankunft in den Spielsaal und setzte sich in die Nähe eines Tisches, wo zwei Herren Piquet spielten. — Da setzte sich ihm gegenüber der Herzog von Grammont, zu jener Zeit Tonangeber der Hauptstadt, das Prototyp der Eleganz und Verschwendung, sah O'Bearn an und begann mit ihm ein Gespräch. Er sagte: „Es ist immer so viel von den Engländern die Rede, die ungeheure Summen im Spielen oder beim Wetten einsetzen. Hier sieht man jedoch dergleichen nicht." — O'Bearn erwiderte kein Wort. Einige Augenblicke darauf gab es einige Zweifel über einen Stich. Auf einen Spieler zeigend, rief der Herzog: „Ich wollte auf das Glück dieses Herrn da wetten!" — Schnell erwiderte O'Bearn: „Und ich, ich wette achttausend Pfund Sterling, daß der andere Herr gewinnt. — „Achttausend Pfund Sterling?!" rief überrascht der Herzog, konnte aber, seiner früher gethanenen Aeußerung wegen nicht zurücktreten. Er nahm also die Wette an und verlor sie. Auf O'Bearn zutretend, begann er nun: „Mylord." — „Ich bin kein Lord," sagte dieser, „nur O'Bearn schlechtweg. Was wünschen Sie, Herr Herzog? — „Ich werde," sagte Grammont, „vielleicht nicht im Stande sein, Ihnen eine so bedeutende Summe auf der Stelle baar auszubezahlen." — „Das ist mir gleich," erwiderte kalt O'Bearn; „ich gestatte Ihnen jede beliebige Frist. Doch setze ich bei Wette und Spiel nie eine größere Summe ein, als die ich wirklich bei mir führe." — Kurz darauf bezahlte der Herzog, hielt aber den Engländern gegenüber seine Zunge etwas mehr im Zaum, da ihn die Lection des „Spieler-Königs" nicht erfreut hatte."

„Ei, weil also gerade vom Wetten die Rede ist," sprach einer der Herren, „möchte ich auf Zsabany wetten."

„Und ich auf den Baron."

„Nehmen Sie fünfzig Dukaten an?"

„Es gilt."

Die Spieltische blieben heute alle unbesetzt, denn die ganze Aufmerksamkeit war auf ein kleines Tischchen gerichtet, das fast mitten in dem Salon unter dem Luster stand.

Dieses Tischchen war das Feld, auf welchem Dulac seine Revanche nehmen wollte.

Endlich traten Dulac und Zsadany Arm in Arm in den Salon und nahmen, nachdem sie ihre Bekannten begrüßt hatten, Platz an dem Tischchen.

Der Garçon brachte ein Spiel Karten, das Dulac übernahm und in Nu mit einem andern, das er im Rockärmel versteckt gehalten, changirte.

Die Höhe des Points wurde auf fünf Gulden festgesetzt, außerdem noch Extrawetten bestimmt. Dann gab Dulac Karten.

Der erste Queue ging für ihn verloren; den zweiten gewann er um ein Geringes; im Dritten war das Glück abermals auf Zsadany's Seite. Vom vierten Queue an jedoch heftete sich Madame Fortuna fest an Dulac's Fersen. Fast in jedem Spiele machte er eine Figur, und bald ließ ein nur oberflächliches Betrachten der beiden Gewinntafeln errathen, daß Dulac mehr als fünftausend Gulden gewonnen habe.

Zsadany blieb vollkommen heiter und ruhig. Es war bekannt, daß ihm Gewinn und Verlust gleichgiltig sei, daß es das Spiel an und für sich wäre, das ihm Genuß bereite.

Mit einem Male jedoch flog es wie eine Wolke über seine Stirne. Aber im nächsten Moment schon lächelte sein Antlitz wieder.

Dulac gewann und gewann.

Der Ungar lächelte.

Endlich, nachdem das Spiel fast zwei Stunden gewährt hatte, sagte er ruhig:

„Die drei letzten Partien."

Er verlor auch diese.

Lächelnd zog er seine Brieftasche und zählte Dulac eine Summe von über zehntausend Gulden, die er verloren, auf den Tisch.

Dann faßte er ihn familiär unter dem Arme, grüßte die Gesellschaft und zog ihn in vertraulicher Art mit sich aus dem Salon.

„Ich geleite Sie nach Hause," sagte er, draußen angekommen, zu dem Baron.

„Sie bereiten mir ein großes Vergnügen damit," antwortete Dulac.

„Vielleicht, vielleicht nicht. Aber ich habe Ihnen einige wichtige Worte mitzutheilen.“

„Sie sehen mich neugierig.“

„Sie sind ein — ganz erbärmlicher Schuft, Herr Baron,“ sagte Zsadany mit dem verbindlichsten Lächeln, indem er Dulac zugleich von sich stieß.

„Mein Herr!“ brauste der Baron auf.

„Ruhig — Falschspieler — ereifern Sie sich nicht. Ihre Karten waren markirt, auf welche Art weiß ich freilich nicht, aber sie waren es; ich entdeckte es leider erst in der Mitte des Spieles. Ich ließ mich fortbetrügen, damit meine Freunde nicht merkten, daß Zsadany, der Spieler par excellence, von einem Gauner betrogen wurde. Sie verloren im ehrlichen Spiele fünftausend Gulden an mich, im Falschen gewannen sie zehntausend — ich schenke Ihnen den Ueberschuß; aber ich warne Sie, mir jemals in den Weg zu treten, ich würde Sie, wo ich Sie finde, züchtigen, wie meinen Jagdhund, wenn er ungehorsam gewesen!“

Nach diesen Worten wendete er sich um und ging stolz von dannen.

Dulac war niedergeschmettert. Er bedurfte einiger Augenblicke, sich wieder zu erholen. Seine Miene wurde trotzig, er machte eine drohende Geberde gegen Zsadany.

„Mein nobler Freund,“ murmelte er, „wenn wir uns wieder begegnen, wenn ich fürchten soll, daß Du Deine Drohung wahr machst, dann bin ich nicht der Mann, der's ertrüge, in solcher Angst zu leben. Ich glaube, Du hättest dann weit mehr Grund, die Stunde zu verwünschen, die uns wieder zusammengeführt hat!“

Wir müssen nun noch nachtragen, was mit Herrn Hutschek geschehen war, nachdem er vor Ella entflohen.

Betäubt, schwindelnd vor Entsetzten wankte er seiner Wohnung zu.

Als er an dem Posthause vorüberschritt, verlor er vollends die Besinnung und fiel zu Boden, im selben Augenblicke als eine Postkutsche vorfuhr.

Eine dicke Frau fiel mehr, als sie stieg, aus dem Wagen und warf sich auf den Ohnmächtigen.

„Jessas — da Loisl!“ rief sie aus.

Die Stimme genügte, Hutschek zu erwecken.

„Leocadia!“ schrie er, in der bisher Verschmähten einen Engel der Rettung erblickend.

„Loisl!“ jubelte die dicke Fleischhauerin, den Gewonnenen fest an den üppigen Busen pressend. „Hab' i's nit immer g'sagt: Auf d'Letzt wird der Loisl do' der Meiniche! — „Schau, Loisl,“ fuhr Leocadia rasch fort, „ich hab' ein schön eing'richt's G'schäft, ein hübsches Alzl (Einiges) von Geld, und wir zwei möchten g'wiß glücklich werd'n. Auf die Händ' will i'h Di' trag'n, die besten Sachen will i'h Dir kochen, Du sollst a Leb'n führ'n, wie der Herr Gott in Frankreich, und i' verlang nix dafür, als daß D' mi' a Bissel lieb hast. — Also was is's Loisl — denk' nit lang d'rüber nach — überleg' nit lang — sag' Ja oder Nan — was is's? schlagst ein?“

Hutschek zögerte. Mit scheuen Blicken betrachtete er das Weib, welches so ganz von dem Ideale abwich, das er sich als einstige Gefährtin für das Leben gedacht hatte.

Frau Leocadia war nicht schön; in diesem Augenblicke jedoch hatte ihr Gesicht ein so freundliches, gutmüthiges Aussehen, ihre Augen blickten so treu und so voll Innigkeit auf ihn, daß er sich unwillkürlich davon ergriffen fühlte.

„Frau Leocadia“ begann er zögernd, „ich —“

„Nit a so Loisl!“ fiel ihm die Fleischhauerin in das Wort, „nix Madam'. Leocaderl sag', wenn Du eingehst auf meine Bitt'.“

„Leo —“

„Na?“

„— Kaderl!“

„Loisl!“

Die Vereinigten sanken einander in die Arme.

Der Bund war geschlossen.

Hutschek seufzte.

„Sie hat zwar nur eine halbe Million,“ dachte er, „aber zum Wenigsten auch keinen — Todtenkopf!“

Fünfzehntes Capitel.

Von Liebe und Freundschaft überwacht.

Abermals ist es das kleine Haus in der Vorstadt Thury, aus welchem Madame Ida von Wolkenberg mit Hilfe Dulac's in das „graue Haus" übersiedelt war, in das wir den Leser führen.

In der kleinen, durch Fanni's Sorge und Mühe so zierlich geschmückten Wohnung, saß nun breit und behäbig, von einem Gefühle nie empfundenen Wohlbehagens durchströmt, die alte „Frau Kathi" als treue Hüterin.

Die arme Alte hatte es nie im Leben so gut gehabt. In einer armseligen Spelunke geboren und erzogen, in Noth und Elend groß und alt geworden, schien ihr der Aufenthalt, in den sie so unverhofft versetzt worden war, ein wahres Paradies.

Die Alte war, trotz der schlimmen Zeiten, die sie verlebt, brav und ehrlich geblieben und hatte sich das Wenige, dessen sie zum Leben bedurfte, stets im Schweiße ihres Angesichtes verdient.

Einmal leuchtete auch ihr im Leben das Glück. Damals war sie noch jung und hübsch und die Versuchung nahte ihr auf mancherlei Pfaden. Aber sie hatte ihr Herz einem jungen, tüchtigen Burschen geschenkt, und, wenn nur erst der leidige Franzosenkrieg zu Ende, da wollten sie sich heiraten. Aber es sollte nicht so sein. Als die Noth des Landes die Söhne desselben unter die Waffen rief, da litt es auch den „Schackerl" (Jakob) nicht zu Haus hinter dem Ofen und er zog mit, gegen den Erbfeind zu kämpfen.

„Kathi," tröstete er die Weinende, „möchtest Du's erleben, daß die Leut' mit'n Finger auf mich zeig'n und sag'n: Der hat sich nicht mitg'traut?"

„Nein, Schackerl," war die Antwort, „die Schand' möcht' ich nicht erleb'n."

„Dann wisch' Dir die Thränen aus den Aeugerln und sei frohen Muthes; acht Tag' nach meiner Heimkehr giebt's eine lustige Hochzeit."

Aber er kehrte nicht wieder heim; eine Franzosenkugel fand den Weg zu seinem Herzen und mit Tausenden — Freunden und Feinden — liegt er draußen auf dem so oft mit warmem Blute gedüngten Boden des Marchfeldes.

Und als die, damals noch junge Kathi unter all' den fröhlich Heimkehrenden ihren „Schackerl" nicht entdeckte, als sie zuletzt von seinem Nachbar im Glied erfuhr, wie er zu Tode getroffen, dem Freunde die letzten Worte zugerufen: „Grüß' mir die Katherl!" da zog sich das arme Mädchen zurück in sein Kämmerlein und weinte und betete drei Tage und drei Nächte.

Und als sie wieder zu sich gekommen, da sagten die Nachbarn heimlich zu einander: „Seht nur die Kathi an, die hat graue Haar' bekommen und ein faltig's G'sicht."

Von der Zeit an war sie eine alte Frau, welchen Titel ihr die Nachbarn freiwillig gaben, und lebte und webte still und ruhig fort, ohne ein Wort der Klage oder des Jammers. Ihren „Schackerl" vergaß sie nicht und sprach gerne und oft von ihm; und wenn sie erzählte, wie er so frischen Muthes voll fortgezogen war, um draußen zu sterben, statt, wie er hoffte, wieder zur fröhlichen Hochzeit heimzukehren, da seufzte sie zum Schlusse, faltete die Hände und sagte in ergebenem Tone:

„Es hat halt nit sein soll'n — Amen!"

Die wackere Alte war nicht wenig stolz auf das Vertrauen, welches ihr die „Herzogin vom Thury" bewiesen hatte, indem sie ihr die Hut der Wohnung übergab.

Sie putzte und scheuerte mit unermüdlichem Eifer und duldete nicht das kleinste Stäubchen.

Wir finden sie eines Vormittags abermals bei dieser Beschäftigung, als ein Klopfen an der Thür sie innehalten machte.

Sie öffnete die Thür.

Ein junger hübscher Mann, elegant gekleidet, steht mit abgezogenem Hute auf der Schwelle.

„Darf ich einige Fragen an Euch richten, gutes Mütterchen?“ sagte er in freundlichem Tone.

Frau Kathi betrachtete den jungen Mann mit etwas mißtrauischen Blicken, aber sein ehrliches Auge, das einnehmende Lächeln um seinen hübschen Mund entwaffneten sie.

„Kommen S' nur in's Zimmer, junger Herr,“ antwortete sie, „eine Frag' ist Jedem erlaubt.“

Der junge Mann folgte der Einladung.

Frau Kathi schob ihm einen Stuhl hin und sagte:

„Jetzt fragen S' in Gottes Namen.“

„Hier wohnte,“ begann in etwas befangenem Tone der junge Mann, „vor wenigen Tagen noch ein junges Mädchen.“

Frau Kathi wurde wieder etwas mißtrauisch.

„Hm — ja; das ist für Niemanden ein Geheimniß g'wesen,“ entgegnete sie trocken.

„Dasselbe war in einer Blumenfabrik beschäftigt?“

„Die Fanni war keine Faulenzerin. Was Sie da sehen, junger Herr, das haben ihre Handerln bei mühevoller Arbeit verdient.“

„Ihre Freundinnen nannten sie scherzweise: die Herzogin vom Thury.“

Frau Kathi nickte.

„Na ja,“ versetzte sie, „d'Madeln sein schon so, jung, lustig, immer zum Spasserln aufg'legt, 's hat ein Jed's sein Spitznam' — da is nix Schlimm's d'ran.“

„Ich meine es auch nicht in dem Sinne, gute Frau. Weiß Gott, ich wäre der Letzte, der Schlimmes von Fräulein Fanni denken sollte.“

Der junge Mann sagte dies in so warmem, treuherzigem Tone, daß die alte Kathi ganz bezaubert wurde.

Sie rückte sich einen Stuhl ihm gegenüber, nahm auf demselben Platz und begann mit vertraulichem Lächeln:

„Ihnen seh' ich's an, junger Herr, daß Sie nichts Böses sinnen können; Sie hab'n so liebe, falschlose Augen. Na, aber jetzt rucken S' heraus, warum Sie eigentlich kommen sein, denn das, warum Sie mich jetzt g'fragt hab'n, haben Sie sich ja All's selber beantwort'.“

„So hört denn, meine gute Frau. Seit einigen Tagen sah ich Fräulein Fanni nicht mehr wie sonst, wenn sie Morgens in ihre Fabrik ging.“

ich will auch wiederkommen, denn Ihr seid es ja allein, mit der ich von Fanni plaudern kann."

Er drückte der erfreuten Alten eine Banknote von fünf Gulden in die Hand und verließ raschen Schrittes die Wohnung.

Auf der Straße angekommen, schlug er die Richtung nach der Stadt ein.

Sein Gang anfangs hastig und überstürzt, wurde nach und nach langsamer.

Seine Gedanken weilten bei dem jungen Mädchen, das er liebte und im Geiste von Gefahren bedroht sah, aus denen er es retten wollte.

Er hatte das vor dem Schottenthore befindliche Glacis erreicht und wollte eben die Fahrstraße, welche dasselbe durchschnitt, überschreiten, als ihm ein eleganter Fiaker den Weg versperrte.

Eine äußerst geputzte Dame saß in demselben; ihre Wangen waren geschminkt, ihr Hals und ihre Arme strotzten von goldenem Schmucke. Das Gesicht war häßlich, abgelebt, die Augen falsch und stechend.

Unwillkürlich blickte der junge Mann dem Wagen nach.

Da sah er, wie der Kutscher sich umwandte und grüßend den Hut zog.

Er erkannte den Fiaker, dessen Dienste er öfters in Anspruch genommen, und erwiderte den halb vertraulichen, halb ehrerbietigen Gruß mit freundlichem Kopfnicken.

Langsam, wider Willen mit dem Bilde des Weibes, das er eben gesehen, beschäftigt, setzte der junge Mann seinen Weg in die Stadt fort.

Er schien mit den Ortsverhältnissen Wiens nicht völlig vertraut, denn er frug einen Vorübergehenden nach dem Wege zur Mölkerbastei.

Man wies ihm denselben.

Als er die, aus der Teinfaltstraße dahin emporführende schmale Gasse, den sogenannten Klepperstieg, hinaufschritt, kam ihm langsam der Fiaker entgegen, den er schon auf dem Glacis gesehen hatte.

„Küß' d'Hand, Euer Gnaden, Herr Baron!" sagte der Fiaker, ein wohlgenährter, behäbig aussehender Mann von einigen und vierzig Jahren, indem er den Hut zog.

„Jetzt hab' ich schon lang nit die Ehr' g'habt."

Er hielt zugleich seine Pferde an und lud den jungen Mann mit einer Geberde ein, den Wagen zu besteigen.

Der Baron, wie wir den Fiaker sagen hörten, verneinte.

„Sage mir,“ frug er dann, dem damals allgemeinen und auch heute noch manchmal vorkommenden Gebrauche, die Fiaker zu dutzen, folgend, „Du kennst die Dame wohl, welche Du geführt hast.“

„O je, ob ich sie kenn'!“ erwiderte der Fiaker. „Schon an die zwanzig Jahr' — damals war sie jung und schön, und die Herren Gawliers hab'n sich völlig z'rissen weg'n ihr. Heut' is sie alt und schiech, nit mehr z'kennen. Nur ich hab' noch ein so gut's Gedächtniß für G'sichter, daß ich gleich aus der Baronin Wolkenberg die Fräul'n Ida von Schmalberg herausg'funden hab'. I' bitt' nur, Euer Gnaden, verrathen S' mich nicht.“

„Sei ohne Sorge. Eine Baronin ist sie also?“

„Na, ob's echt is, die Baronin, das weiß i' g'rad nit; die Baronin is g'färbt wie ein Wagenrad. Sie war lang verschwunden vom Schauplatz und ist erst vor wenigen Tagen wieder aufgetaucht.“

„Vor wenigen Tagen?“ frug der junge Baron unwillkürlich beklommen.

Der Fiaker nickte.

„Wo sie herkommen is,“ fuhr er fort, „weiß der liebe Himmel.“

„Wo wohnt sie denn?“

„Im grauen Haus, in der selbigen Wohnung, in der sie auch während ihrer Glanzzeit g'wirthschaftet hat. Hui, da ist's zug'angen, Euer Gnaden! Gebad't hat sie sich im Champagner — 's Geld is nur so g'flog'n.“

Der junge Baron war blaß geworden.

„Hat sie nicht eine — eine Tochter?“ frug er in bangem Tone.

„Sie nennt's freili' so,“ antwortete der Fiaker, „aber i' glaub' nit d'ran. Die Zwei pass'n ja wie d'Faust auf's Aug'. Ich kenn' die Fräul'n Fanni als ganz klein's Mädel — damals war's ein lieb's herzig's Kind, das i' gern meiner Alten z'Haus 'bracht hätt'; jetzt is sie eine bildsaub're Mamsell, nach der die nobeln Herren freili' d'Finger schleck'n werd'n — o, Verzeihung, Herr Baron!“

Der Baron empfand einen stechenden Schmerz im Herzen.

„Du glaubst also, daß die Baronin Wolkenberg —“

„Eine gutherzige Frau ist, die reiche Leut' gern von ihrem Liebesschmerz curirt,“ vollendete mit satirischem Lächeln der Rosselenker.

„Ja, ja," antwortete Frau Kathi kopfnickend, mit einem Seufzer des Bedauerns, „in die Fabrik geht sie freilich nicht mehr."

„Ich fürchtete, sie sei krank —"

„Gott sei Dank, das is sie nicht."

„Und frug deshalb, so gut sich das ohne Aufsehen thun ließ. Da vernehme ich, daß Fanni's Mutter eine unverhoffte Erbschaft gemacht, und mit ihrem Töchterlein diese Wohnung verlassen habe."

„Das ist Alles wahr," stimmte Kathi bei. „Fort sind's, in die Stadt hinein, in ein nobles Quartier. Aber ich verwett' mein' Kopf, die Fanni wär' lieber da geblieben. Sie hat gar nicht lustig ausg'schaut, wie sie fort ist und die hellen Thränen sind ihr über die Wangen g'laufen, wie sie mir's letzte Mal ihr Handerl geben hat. Das Quartier g'hört immer noch ihr; ich bin zu nix weiter da, als daß ich Alles hübsch in Ordnung halt, denn — es hat mir fast darnach ausg'seh'n — als glaubet das gute Mädel nicht an die lange Dauer von dem Glück, über welches die alte Frau, ihre Mutter, ganz außer Rand und Band g'wesen ist."

„Gerade so erzählten auch mir die Leute, welche ich gefragt. Nur fügten sie Einiges hinzu, was ich wohl auf Rechnung bösen Neides setzen muß."

Frau Kathi runzelte die Stirne.

„Die schlimmen Zungen können's Geifern nit lassen," erwiderte sie; „wer aber über die Fanni was Schlecht's sagt, und wär's nur so groß wie ein Hanfkörndel, dem will ich's in's G'sicht sagen, daß er ein Lügner und Verleumder ist."

Die gute Alte erhob sich in voller Aufregung.

„Beruhigt Euch, Mütterchen," sagte der junge Mann, „Niemand hat es gewagt, Fräulein Fanni Uebles nachzureden. Ihre Mutter jedoch kam nicht so gnädig weg."

Die Alte seufzte und schüttelte traurig den Kopf.

„Hm, das Mädel hätt' wohl ein' and're Mutter verdient. Schund und plagt' sich um kein' Dank; die Alte war immer mürrisch und schlecht g'launt; sie wollt' Braten essen und Wein trinken, wo d'Fanni mit Müh' 's Brod verdient hat. — Na, Herr, ich hab' mir's oft gedacht, wie die Mutter zu dem Kind kommen sein mag."

Des jungen Mannes Antlitz umdüsterte sich.

„Ihr macht mir bang," sprach er, „aus Euch spricht nicht der

Neid, welcher der alten Frau um der Erbschaft willen grollt, sondern die Liebe, die für Fräulein Fanni Uebles befürchtet."

„Weiß Gott, 's ist so, gnädiger Herr! Na, Fanni scheint mir nit das Mädel, das sich mit schlimmen Lockungen vom rechten Weg abbringen ließ'; sie hat Herz und Courage."

„Ihr glaubt also, daß ihr Gefahr drohe?"

„Hm, ich trau mich nicht es zu behaupten, aber die ganze Erbschaftsg'schicht' will mir nit recht g'heuer vorkommen. Und 's ist mir doch, als haltet die Fanni, das gute Kind, auch nit allz'viel von der G'schicht. Sie laßt sich die Wohnung da von mir bewahren, damit sie einen Zufluchtsort hat, wenn das Glück, das so unverhofft gekommen ist, vielleicht ebenso unverhofft wieder davon geht."

Der junge Mann dachte einen Augenblick nach.

„Eure Worte betrüben mich," sagte er dann, „seht, Mütterchen, Euch will ich's vertrauen, daß ich Fanni liebe."

„Der Tausend!" rief die Alte, die Hände zusammenschlagend. „Na, der Gusto is nit schlecht — schmuck is das Mädl um und um."

„Ich liebe sie; obwohl ich noch kein Wort mit ihr gesprochen habe, obwohl ich nur hoffe, daß sie darum weiß und mir deshalb nicht zürnt, so kann das die Flamme in meinem Innern doch nicht erlöschen machen. Der Gedanke, sie von irgend einer geheimen Gefahr bedroht zu wissen, macht mich unglücklich. Ich will wachen über sie und wehe Jenen, die es wagen, Ihr Leid zu bereiten."

„Ei, das kommt von Herzen, gnädiger Herr, — so lob' ich's, so ist's recht."

„Ich bitte Euch, Ihr wißt sicher, welche Wohnung Fanni mit Ihrer Mutter bezogen hat."

„Das sogenannte „graue Haus" auf der Mölkerbastei. Kennen Sie das?"

Der junge Mann verneinte.

„Ich werde es aber zu finden wissen," sagte er dann. „Und nun, Mütterchen, wollen wir scheiden, und wenn Fräulein Fanni bei Euch einspricht, dann sagt Ihr, daß ich hier gewesen bin."

„O — sie kennt Sie also?"

„Nur vom Sehen, denn ich stellte mich alltäglich ein, wenn sie in ihre Fabrik ging oder aus derselben kam. Unsere Blicke begegneten sich da — und durch die Augen zog die Liebe in mein Herz. Und nun, Mütterchen, nehmt da, Ihr sollt Euch nichts abgehen lassen;

„Die Baronin macht ein Haus?"

„Und was für eins! Da kommen Leut' her! Der Fürst Plaunitz, der Herr Baron Dulac, der Graf Rornthal, der Graf Zierstein — o, ich kann die Namen nicht einmal alle nennen."

Der Baron hatte an jenen genug, die er bereits gehört hatte; es waren meist die stadtbekannten Wüstlinge.

„Hm," erwiderte er, mit erzwungenem Lächeln, „vornehm ist die Gesellschaft wohl, aber — tugendhaft —"

Die Hausmeisterin brach in helles Lachen aus.

„Euer Gnaden kennen also das Renommé von diesen Herren?"

„Die ganze Stadt kennt es."

„Ja wohl — ja wohl. Na, mit den großen Herren nimmt man's nicht so genau, denen is schon was erlaubt. Mich geht's nix an, wenn's dem Hausherrn und der Polizei recht is."

Der Baron stand auf.

Die Hausmeisterin folgte, etwas mühsam, seinem Beispiele.

„Ich werde," sagte er, „in den nächsten Tagen einziehen."

„Wie's gefällig ist," antwortete die Hausbesorgerin knixend. „Das Zimmer ist bereit."

„Ich hoffe, gute Freundschaft mit Ihnen zu halten."

„O," erwiderte mit verschämtem Lächeln die dicke Dulcinea, „'s ist mir eine Ehr.'"

Der Baron nickte ihr zu und verließ das Zimmer.

Seine Stimmung war eine verzweifelte.

„Fanni," sagte er zu sich selbst, „ist in einer Höhle des Lasters, rings von Gefahren umgeben, von welchen sie keine Ahnung hat. Das elende Weib ist nicht ihre Mutter — aus Leirer's Worten konnte ich das errathen. Ich preise es als ein Glück; es wird mir die Aufgabe, das holde Mädchen aus den Klauen des Verderbens zu reißen, erleichtern. Ich muß sie retten, und sollte ich mein Leben daran wagen."

Er trat aus dem Hause.

Noch einen Blick warf er empor zu den Fenstern.

Da war ihm, als bewegt sich an einem der letzten in der Reihe der Vorhang, und als blicke ein leuchtendes Auge durch den kleinen Spalt.

Unwillkürlich legte er die Hand auf das Herz.

Eine kleine weiße Hand lichtete den Vorhang etwas weiter, und

nun konnte er einen Blick auf Fanni's liebes, purpurübergossenes Antlitz thun.

„Sie liebt mich!“ jauchzte es in seinem Innern.

Schon war der Vorhang wieder gefallen und blieb fortan regungslos.

Der Baron schritt weiter.

„Ich werde sie retten!“ rief es in ihm.

Sein Weg führte ihn über den hohen Markt. Er ging träumend, gesenkten Hauptes dahin, und so geschah es, daß er an einen fremden, ärmlich gekleideten Mann so hart anstieß, daß derselbe taumelte und eine Stütze an der Mauer eines Hauses suchen mußte.

Der Baron entschuldigte sich in der liebenswürdigsten Weise; der Fremde, ein, wie es schien, schon bejahrter Mann mit grauem Haar und fahlweißem Gesichte starrte ihn mit großen, dunklen Augen — weitgeöffnet, als sollten sie sich erst wieder an das Licht gewöhnen — an, ohne zu sprechen.

Der Schnitt seiner Züge war edel, aber die reinen Linien schienen durch langes Leiden, auf das auch die eigenthümliche Bläße hinwies, halb verwischt. Ein grauer Schnurr= und Vollbart bedeckte Lippen, Kinn und Wangen und fiel lang auf die Brust herab.

„Vergeben Sie meine Ungeschicklichkeit,“ begann der Baron wieder. „Habe ich Sie verletzt? Ich will Alles thun, mein Versehen wieder gutzumachen.“

„Nein, nein,“ stammelte der Fremde, ohne seine Augen von dem jungen Manne abzuwenden, „es ist mir nichts — nichts geschehen.“

Der Baron fühlte sich eigenthümlich berührt von dem Anstarren des Unbekannten. Ein tiefes Gefühl des Mitleids mit dem armen Manne, in dessen Antlitz jahrelanges Leid tiefe Furchen gegraben hatte, durchzitterte sein Herz.

„Sie sind leidend,“ sagte er freundlich; „geben Sie mir Ihren Arm, und sagen Sie, wohin ich Sie führen soll.“

Der Fremde zögerte.

„Sie wollen mich führen?“ frug er dann mit zweifelnden Blicken. „Sie — der vornehme junge Mann, den alten — Bettler?“

„Bettler? Ei, Sie sehen nicht darnach aus, als ob Sie den Nächsten, den Besten um Almosen ansprächen. Und wenn auch — ich habe Sie erschreckt — Ihre Füße versagen Ihnen den Dienst — ich will Ihr Führer sein.“

„Das glaub' ich, der Leirer Schanerl, der Hundertzweiundzwanziger, — ein verruckter Kerl manchmal, aber ein' ehrliche Haut durch und durch!"

„Leirer, Du weißt, wo ich wohne?"

„G'wiß, Euer Gnaden."

„Komme heute um drei Uhr zu mir."

„Mit'n Wag'n, ohne Wag'n?"

„Wie Du willst. Selbstverständlich zahle ich die Fuhre."

„O, Euer Gnad'n, so eilig ist's nit."

„Ich habe mit Dir zu reden."

„Tag und Nacht steh' ich zu Diensten."

„Ueber die Baronin und ihre sogenannte — Tochter. Du kennst das Mädchen?"

„Ja wohl, und sie hat mich, wie ich s' vorgestern 's erste Mal g'führt hab', glei' wieder erkannt. Gnädiger Herr, soll ich aufrichtig red'n, so thut mir's Herz weh um das schöne brave Kind. In den Haus geht's z'Grund; 's is nur ein Wunder, daß sie sich so lang und so brav erhalten hat."

„Leirer, Du bist ein guter, wackerer Mensch. Doch hier läßt sich nicht weiter reden. Um drei Uhr in meiner Wohnung."

„Pünktlich — um drei Uhr."

Der Fiaker grüßte und fuhr weiter.

Der Baron setzte gleichfalls seinen Weg auf die Bastei fort. Das „graue Haus" fand er ohne Mühe; die Vorhänge an den Fenstern des ersten Stockes waren niedergelassen, um der Sonne den Eingang zu wehren.

Der Baron trat in das Haus, da er am Thore desselben einen Zettel bemerkte, der verkündete, daß ein Zimmer in selbem zu vermiethen wäre.

„Ich will das Zimmer besehen," sagte er zu dem Hausmeister, der auf sein Klopfen aus der finsteren Spelunke, die ihm als Wohnung diente, herauskam.

Der Hausmeister wandte sich, ohne zu antworten, wieder seiner Stube zu.

„Wabi (Barbara)!" rief er hinein, „'s Zimmer anschau'n lassen — 's is Einer da!"

Ein dickes gemein aussehendes Weib rollte sich in den Hausflur. Erst prüfte sie die Erscheinung des jungen Barons mit scharfen

Blicken; die Prüfung schien jedoch nicht ungünstig auszufallen, denn ein breites Lächeln spielte um ihre dicken Lippen.

Sie winkte dem jungen Manne ihr zu folgen und schritt ihm voran, die Treppe empor, die bis zum ersten Stocke mit Teppichen belegt war.

Schnaubend und keuchend machte sie einen Moment Halt.

„Ei, 's is ein nobles Haus bei uns," sagte sie, „G'sindel wird kein's geduldet. Da wohnt die Frau Baronin Wolkenberg — da kommen nur vornehme Leut' her — sie fahrt immer im Fiaker und giebt die schönsten G'sellschaften. So eine Partei, die muß man suchen. Geh'n m'r weiter."

Im zweiten Stock befand sich das zu vermiethende Zimmer.

Da die Partei, welche den zweiten Stock inne hatte, sich auf Reisen befand, so war die Hausmeisterin mit der Hut der Wohnung betraut.

Das Zimmer war licht und ziemlich freundlich.

Die Hausmeisterin sank keuchend auf den Divan und begann mit abgebrochenen Redensarten die Vorzüge des Gemaches zu preisen.

Der Baron setzte sich an ihre Seite.

„Ich nehme das Zimmer," sagte er; „nennen Sie den Preis."

Die Hausmeisterin benützte die Gelegenheit, die Miethe um fünf Gulden zu vertheuern.

Der Baron zog die Brieftasche, gab der fettleibigen Hüterin die verlangte Summe und legte noch überdies fünf Gulden in ihre Hand, für die Mühe, welche sie sich genommen.

Das Gesicht des Weibes glänzte vor Vergnügen. Sie sah ihren jungen Nachbar mit fast verliebten Blicken an.

„Ich küß' d'Hand, Euer Gnaden," sagte sie; „o, Sie soll'n mit Allem z'frieden sein — ich will schon auf Ihnen schau'n!"

„Ich mache öfters Reisen —"

„O, da liegt nix d'ran; Sie können mir die Wohnung ganz gut anvertrau'n; 's soll nit ein Stäuberl wegkommen."

„Wer wohnt ober mir?"

„Die Wohnung steht im Augenblick leer."

„Und unter mir? Ah, richtig — die Baronin Wol — Wol —"

„Wolkenberg."

„Allein?"

„Mit ihrer Tochter."

Der Alte legte seine Hand in den Arm des jungen Mannes. Ein seliges Lächeln schien in diesem Augenblicke sein Antlitz zu verschönen und ein Hauch von Roth färbte seine blassen Wangen.

„Wohin soll ich Sie führen?“ fragte der Baron.

„Wohin — wohin?!“ entgegnete der Alte in schmerzlichem Tone. „Ich bin fremd hier — von einer weiten, weiten Reise angelangt, und entschlossen, morgen den Stab weiter, weiter zu setzen. Ich will nach Mähren.

„In meine liebe Heimat?“

Die Hand des Alten zitterte.

„Sie sind aus Mähren?“ frug er in dumpfem Tone.

„Ja wohl. Kennen Sie das Land?“

„Zum — Theile.“

„Ist Ihnen Schloß Tasau bekannt?“

Der Alte holte tief Athem. Es kostete ihm sichtlich Mühe, das Wort „Nein!“ herauszustoßen.

„Wie schade, es ist so schön bei uns. Ich weilte fast lieber dort, bei meiner guten Mutter, als hier in Wien, in der glänzenden, prächtigen Stadt. Meine Studien fesseln mich noch. Sobald sie zu Ende sind, kehre ich heim, und werde ein Landwirth.“

„Ihre Mutter mag wohl Freude an Ihnen haben?“

„Die gute Mutter! Meine Schwester Bertha und ich sind ihr Alles. Mit den anderen Verwandten unserer Familie verkehren wir wenig.“

„Und Ihr — Vater?“ frug der Alte mit angehaltenem Athem.

Des jungen Mannes Antlitz wurde traurig.

„Mein Vater ist — gestorben.“

„Todt?“

„Todt. Ich entsinne mich seiner kaum; ich war noch recht klein damals. Die Mutter war es, die uns Kinder täglich Früh und Abends zu sich nahm, um für den guten Vater zu beten.“

Der Alte zog hastig den Hut so tief in die Stirne, daß seine Augen völlig unter der breiten Krämpe verschwanden.

„Sie malte uns das Bild des Verlorenen mit lebhaften Zügen in die Seele,“ fuhr der Baron fort, „so daß es sich unauslöschlich daselbst eingrub.“

„Ihre Mutter hat das gethan?“ frug der Bettler wie höchlich erstaunt.

„Ei, finden Sie das ungewöhnlich? Sie beklagt seinen Verlust heute noch und spricht den Namen des Vaters nicht aus, ohne daß eine Thräne ihr Auge benetzt. Sie hat, seit sie ihn verlor, das schwarze Kleid nicht abgelegt. Doch — was ist Ihnen?"

„Nichts — nichts!" stammelte der Alte. „Ein Schwindel. Ich war lange krank, meine Füße sind so schwach."

„Ich will einen Wagen nehmen."

„Nein — nein — es ist vorüber, mir ist besser. O, viel besser! Und Ihre Schwester — Sie haben eine Schwester?"

„Bertha ist ein liebes, herziges Mädchen, gut, so gut wie unsere Mutter."

Der Alte schüttelte den Kopf wie im Traume.

„Unbegreiflich! — unbegreiflich!" murmelte er. Nach einer Pause sagte er laut und in bewegtem Tone: „Verzeihen Sie die Unbescheidenheit meiner Fragen."

„Ei," antwortete der junge Baron, „ich mache aus Alledem, was ich Ihnen gesagt, kein Geheimniß; im Gegentheil, ich spreche gerne von einem Glücke, das einzig durch den Verlust eines geliebten Vaters getrübt ist."

Der Alte blieb stehen.

„Es ist genug," sagte er. „Ich fühle mich nun wieder ganz kräftig. Nehmen Sie meinen Dank für Ihre Güte, aber lassen Sie mich nun allein meines Weges ziehen."

„Ich möchte nicht gerne zudringlich erscheinen," sagte der Baron mit einem Entschlusse kämpfend; „da sie jedoch meine persönliche Hilfe verschmähen, so erlauben Sie mir vielleicht, daß ich das unbezwingbare Verlangen meines Herzens, Ihnen dienlich zu sein, in anderer Weise befriedigen darf. Sie haben viel gelitten —"

„Viel — viel!"

„Sie sind — unglücklich?"

„Nein — nein — nicht mehr!"

„Ich bin reich — ich habe weit mehr, als ich bedarf. Lassen Sie mich dafür sorgen, Ihnen die Reise nach Mähren so bequem als möglich zu machen."

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Nein, nein," erwiderte er. „Ich danke Ihnen für das Anerbieten, wie für eine vollbrachte That; aber meine Reise soll eine Wallfahrt sein, zur Sühne unternommen und ich will nichts voraus

haben vor dem frommen Waller, der barfuß zum heiligen Grabe pilgert. Leben Sie wohl — die Begegnung mit Ihnen hat mich wunderbar gestärkt, ich werde auf meiner Wanderung nicht erliegen. Als einziges Geschenk geben Sie mir Ihren Namen mit auf den Weg."

„Ich nenne mich Adolf Freiherr von Tasau."

Der Alte reichte dem jungen Manne die Hand.

„Gottes Segen über Sie," sprach er mit Wärme, „über Sie — Ihre Schwester — Ihre Mutter!"

Dann wendete er sich rasch um und schritt eiliger, als man seiner Kraft zugetraut haben würde, von dannen.

Adolf blickte ihm lange nach.

Ihm war, als solle er ihm nacheilen und ihn zurückhalten, ein eigenthümliches Gefühl des Mitleids, wie er glaubte, zog ihn zu dem Manne, dessen Ausdrucksweise so wenig mit seinem ärmlichen Aeußeren übereinstimmte.

Erst als der Alte seinen Blicken entschwunden war, setzte er seinen Weg wieder fort.

Punkt drei Uhr klopfte der wackere Fiaker, der Leirer Schanerl genannt, an die Thüre des Barons Adolf.

Mit vielen Bücklingen trat er in das Zimmer.

Der Baron bot ihm einen Stuhl; es kostete ihm jedoch Mühe, den Fiaker zum Niedersetzen zu bewegen.

„Leirer," begann Adolf, „Du mußt mir beistehen."

„So viel Sie befehlen, Euer Gnaden."

„Du hast gesagt, daß Du die Tochter der Baronin Wolkenberg kennst?"

„So klein war s' damals," antwortete der Fiaker, mit der flachen Hand, eine geringe Höhe vom Boden messend. „Jetzt is sie freilich groß und schön."

„Du hast sie schon geführt?"

„Einmal — Vormittag, in die Kirchen. Denken S', Euer Gnaden, aus dem „grauen Haus" in die Kirchen! Gleich hat's mich erkannt. Wie sie aus'm Haus tritt, schaut sie mich groß an und ruft dann: Sie haben mich damals von Neudorf hereingeführt! — Ich sag' natürlich ja. Da giebt sie mir mit gutherzigem, ein Bisserl traurigem Lachen die Hand und sagt: Damals hab' ich Ihnen nicht

recht danken können — ich war zu erschrocken — ich will's heute einbringen."

„Was war damals geschehen?"

„So viel ich weiß, will ich Euer Gnaden sagen."

Der Fiaker erzählte nunmehr dem jungen Manne seine Begegnung mit der kleinen Fanni am Tage des Angriffes, den Hauptmann Reindl auf den Kronprinzen Ferdinand, seitdem Kaiser von Oesterreich geworden, gemacht habe.

Baron Adolf dachte einige Augenblicke nach.

„Leirer," sagte er, „das Mädchen muß aus dem „grauen Hause."

„Ui, 's wär's größte Glück für das liebe Kind!"

„Fanni kennt die Schändlichkeit des Weibes nicht, das sie Mutter nennt."

„Das glaub' ich selbst. Für die Mamsell leg' ich meine Hand in's Feuer."

„Du sollst mir helfen, das Mädchen zu befreien."

„Bin schon dabei. Angst kennt ein rechter Wiener Fiaker nicht."

„Du fährst die Baronin öfter?"

„Wie's g'rad kommt, Euer Gnad'n! Ihr Geld ist, wie jed's andere."

„Biete Dich ihr zum Monatfiaker an."

„Sie sagt, das wär' ihr z'theuer."

„Ich bezahl's. Sag' ihr, ein Herr hätte Dich gemiethet, Dir jedoch verboten, ihn zu verrathen."

„Schon gut, Herr Baron."

„Du merkst auf, wo sie hinfahrt, wer mit ihr fahrt, und sagst mir Alles wieder. Die Rolle gefällt Dir nicht recht, Leirer, aber Du mußt sie übernehmen."

„Ich thu's schon, Herr Baron, 's gilt ja ein gutes Werk."

„Du wirst Gelegenheit haben, Fräulein Fanni zu sehen und vielleicht zu sprechen. Jedenfalls wird es Dir möglich sein, ihr ein ganz kleines Billet zuzustecken."

„Probir'n will ich's."

Adolf trat an den Schreibtisch und warf einige Worte auf ein Blättchen Papier. Dieselben lauteten:

„Seien Sie auf der Hut — von allen Seiten umgiebt Sie Gefahr. Einer, der sein Leben für Sie hingeben möchte."

Dann faltete er das Papier klein zusammen und siegelte es.

„Hier ist das Billet,“ sagte er, es dem Fiaker überreichend. „Es enthält eine Warnung. Frägt Fräulein Fanni, wer es Dir übergeben, so nenne meinen Namen oder beschreibe ihr mein Aussehen.“

Leirer schob das Billet in die Westentasche.

„Ich werd's schon recht g'scheidt anstell'n, Euer Gnad'n Herr Baron,“ sagte er. „Der Schanerl is nit auf'n Kopf g'fall'n; der merkt schon, was die Uhr g'schlagen hat.“

„Hier ist ein Angeld,“ fuhr Adolf fort, indem er, das pfiffige Lächeln des Fiakers übersehend, demselben eine Hundertguldennote gab. „An dem Tage, Leirer, an welchem Fanni aller Gefahr entrissen ist, kaufe ich Dir das schönste Paar Pferde und den modernsten Wagen, der in Wien aufzutreiben ist.“

„Herrjesses,“ erwiderte der Fiaker fröhlich, „da möcht der Herr von Pfanner erst schauen. Erst gestern hat der Herr Polizeicommissär mir g'sagt: „Schanerl, Du giebst es ja gar nobel — Dein Zeug schaut ja aus, wie das von einer Herrschaft. Und bei mir kriegt man Dich ja gar nit zu G'sicht!“ — He he, das ging mir ab, — dem Herrn Polizeicommissär Pfanner bleib' ich gern hübsch weit vom Leib.“

„Hoffentlich bringt das, was ich von Dir verlange, Dich in keine Berührung mit ihm. Und sollte es der Fall sein, dann rede Dich auf mich aus. Ich will schon Alles in Ordnung bringen.“

„Topp, Euer Gnad'n; Sie machen mir's ja gar leicht, Ihnen zu dienen. Morgen Früh fahr' ich's erste Mal vor bei der Baronin und meld' mich als Monatfiaker. Die wird Augen machen!“

„Sie scheint klug und schlau. Geh' ihr in keine Falle.“

„Pah,“ meinte Leirer verächtlich, „ein Wiener Fiaker sitzt nit so leicht auf. Bis den wer anschmiert, muß er oft zeitlich aufsteh'n.“

Adolf entließ den Rosselenker, nachdem er ihm nochmals in kurzen Worten eingeschärft hatte, worin seine Aufgabe bestehe.

Als er allein war, versank er in Nachdenken.

Und da erschien der sonderbare Alte, dem er heute begegnet, wieder vor dem Auge seines Geistes und er bereute, daß er ihn so schnell hatte scheiden lassen.

„Der Mann interessirt mich,“ sprach er leise vor sich hin. „Er

sah aus, wie Einer, der furchtbar gebüßt und gelitten hat. Wenn ich ihn zu finden wüßte, so suchte ich ihn heute noch auf. Sonderbar! Mir ist, als stünde mein Schicksal in Verbindung mit dem seinen; als sollte ich erst vollkommen glücklich werden, bis er es wieder geworden. — Wie thöricht ich bin! Vor Allem will ich mich mit der Erlösung Fanni's beschäftigen — das ist meine erste, wichtigste Aufgabe; — sie ist entscheidend für mein Lebensglück, denn ich liebe das Mädchen, und ich fühle, daß diese Liebe ewig und unvergänglich ist, daß ich durch sie hoch beglückt oder für immer elend werde! — Also hoffen wir; Leirer fühlt Freundschaft für Fanni, auch er wird sie im Auge behalten und so, überwacht von Liebe und Freundschaft mögen etwaige böse Pläne im Vorhinein zu nichte gemacht werden können."

Sechzehntes Capitel.

Hauptmann Reindl's Bote.

Tief im Nordosten von Ungarn liegt die uralte Festung Muncacs. Nach einer glorreichen Vergangenheit, in der die zweijährige heldenhafte Vertheidigung unter Helene Rakoczy gegen die Reichstruppen nicht den kleinsten Platz einnimmt, sank die Feste endlich zu einem Gefängnisse für schwere, besonders für Staats-Verbrecher herunter.

Alexander Ypsilanti büßte dort die Kühnheit, für seine leidenden griechischen Brüder den Kampf gegen die Türken aufgenommen zu haben, im Vertrauen auf die Unterstützung der christlichen Mächte, vor Allem Rußlands. Aber freiheitliche Bestrebung jeder Art, selbst die von Christen gegen ihre muhamedanischen Unterdrücker, waren nicht nach dem Geschmacke der damals leitenden Persönlichkeiten; und da überdies noch Alexander Ypsilanti's erstes Auftreten, in Folge des schändlichsten Verrathes, von einer Niederlage begleitet war, so wurde der junge Held zuerst von dem so vielfach ritterlich gepriesenen Kaiser Alexander I. von Rußland verleugnet, so wie er den österreichischen Boden betrat, gefangen, um seinen Vorsatz, die leidenden Brüder zu befreien, mit siebenjähriger engen Haft zu büßen — mit einer Haft, welche die Kraft dieses jungen Lebens brach und den Helden schon mit sechsunddreißig Jahren in die kühle Erde bettete.

In diese Festung war, nach erfolgter Aburtheilung, auch Hauptmann Reindl gebracht worden, um daselbst die Strafe für sein Verbrechen abzubüßen.

Lange Jahre waren vergangen, seit er sich daselbst befand;

Gefangene waren gekommen und gegangen, für ihn gab es nur einen Weg, aus der Haft zu gelangen — den Tod.

Reindl wurde ziemlich milde behandelt; die Güte desjenigen, dem er nach dem Leben gestrebt, verleugnete sich auch hier nicht und that Vieles, dem Schuldigen die Folgen seiner Unthat zu erleichtern.

Reindl bewohnte eine Zelle, die ziemlich licht und freundlich war und ihm die Aussicht, über die Wälle hinweg, in's freie Land gestattete. Er trug keine Fesseln, man gestattete ihm den Gebrauch von Büchern und Schreibmaterialien, er durfte, nur von einem Wächter begleitet, zu jeder Stunde des Tages spazieren gehen; aber trotz alledem war der Mann während seiner etwa zehnjährigen Haftzeit zum Greise geworden. Sein Haar war ergraut, seine Hände zitterten, und zum Gehen mußte er sich eines Stockes bedienen.

Wir finden ihn in seinem Gefängnisse, am Fenster sitzend, den Arm auf den Sims gestützt und mit trüben Blicken hinausstarrend in die vom Abendsonnenschein beleuchtete Gegend.

Auf dem Tische stand eine Flasche Wein mit Glas und eine große Blechschale, welche das Abendessen des Gefangenen enthielt. Brod, eine Gabel und ein Löffel von Holz lagen daneben.

Der Profoß hatte ihn vor Kurzem verlassen, nachdem er sich mehr gewohnheitsmäßig, als aus Besorgniß, durch einen Rundblick in dem Gemache überzeugt hatte, daß Alles in Ordnung wäre. Nun kam er nicht mehr vor sieben Uhr des nächsten Morgens.

Reindl aß und trank nicht. Er hatte heute bei seinem Spaziergange — den er stets im Sträflingskleide machen mußte, während ihm gestattet war, auf seiner Zelle Civilgarderobe zu tragen — einen neuen Gefangenen bemerkt, in welchem er einen Bekannten aus Wien zu sehen glaubte. Da es ihm versagt war, mit den anderen Gefangenen zu sprechen, so konnte er sich nicht gleich die Ueberzeugung verschaffen, ob er recht gesehen. Er mußte daher warten.

Eine Viertelstunde, nachdem der Profoß sich entfernt hatte, erhob sich Reindl und lauschte.

Aus einer Ecke des Gemaches, vom Fußboden her, ertönte ein leises eigenthümliches Scharren und Kratzen.

„Gräbt der Maulwurf schon wieder!“ murmelte Reindl, nachdem er einen Moment zugehört. „Der Thor, warum bleibt er nicht in seiner Höhle! Wohin will er? Hinaus — hinaus? In Elend und

Schande — hinaus auf das große Feld, auf dem sie ihn hetzen und jagen werden, wie das Thier des Waldes!"

Mit einer verächtlichen Geberde trat er an den Tisch und nahm den hölzernen Löffel zur Hand.

Mit diesem nahte er sich der einen Wand und begann jene eigenthümliche Correspondenz, mit der die Gefangenen sich unter einander verständigen, ein System, das noch heute gang und gäbe ist und welches wir daher unsern Lesern erklären müssen.

Die Communication mit den Mithäftlingen ist sowohl in den Strafhäusern selbst, als, und zwar ganz besonders, auch in den Untersuchungs-Arresten stets in vollster Thätigkeit. Für den gerichts-bekannten Gauner ist sie die allerwichtigste und er sucht sie durch die verschiedensten Mittel zu erreichen. Allen voran steht das sogenannte Wandklopfen.

Das „Wandklopfen" hat ein gewisses System und zwar in folgender Weise. Mit dem hölzernen Löffel, den jeder Gefangene auf seiner Zelle bewahrt, werden unter kleinen Absätzen genau so viele Schläge an die Mauer der Haftzelle gemacht, als die Zahl des Buchstabens hat, den man (behufs Zusammenfügung der Worte) mittheilen will.

Das „Klopf-Alphabet" besteht nur aus achtzehn Buchstaben, da die Orthographie nicht berücksichtigt wird und von so unorthographischen Leuten überhaupt auch gar nicht beobachtet werden könnte.

Diese Buchstaben, sammt ihrer Bezifferung sind folgende:

1 Schlag 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9,
a, b und p, c und z, d und t, e, f und v, g, h, i und j,
10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18; 7 oder 10, und 18
k, l, m, n, o, r, s, u, w, q (gw, kw.)

Das Klopfen selbst geschieht folgender Art, mit kurzathmigen Pausen:

„Ta tata, ta tata, ta tata, — ta. — Tata." (Dies bedeutet: Merkt Ihr auf?")

„Tata." (Rückantwort für: Ich merke auf.)

Der erste Correspondirende klopft nun fort, z. B.: „Ta, ta, ta, ta, — ta, ta, ta, ta, ta, ta, ta, — u. s. w., nach jeder Buchstabenzahl mit einer kleinen Pause; z. B.

9 — 16 — 18 — 5 — 13 — 3 — 11 — 4 — 1 —
J s W e n z l d a?

Antwort:

9 — 1.

i a

Neue Frage:

13 — 17 — 12 — 5 — 15.

N u m e r? (Das heißt: Wie ist die Nummer seiner Zelle?)

Als Antwort folgen nun ununterbrochen Schläge mit dem Löffel, z B. 50, was anzeigt, daß der Gesuchte auf Zelle Nummer 50 sitzt.

Nun werden die Communicationen versucht; es wird so lange herumgeklopft, bis man endlich die Wand trifft, welche mit der Zelle des Complicen (Mitschuldigen) eine Schallverbindung hat, was sehr leicht ist, denn die Wände der Strafanstalten sind hohl und schlecht aufgebaut, so daß man im ersten Stock leicht hört, was Einer vom dritten Stocke herabklopft, und umgekehrt. Man klopft daher auch auf die Nebenzellen, die dann das Geklopfte weiter klopfen. Die Gauner verstehen das perfect zu beurtheilen.

Hat man Alles, was man dem Unglücksgenossen sagen wollte, mitgetheilt, wie auch dessen Antworten empfangen (Zurückklopfen nach demselben Systeme), so geschehen wieder die Schläge:

„Ta tata, ta tata, ta tatta, ta, —“ (das heißt: Ich bin zu Ende), worauf wieder Alles stille wird.

Des Abends wird oft nach der Einladung und Rückantwort (die nie ausbleiben darf, um keine Verwirrung hervorzurufen) schlangenartig über die ganze Zellenwand bis zum Fenster geklopft, z. B. tatatatatatatatatata u. s. w. was bedeutet, es solle Derjenige, der gemeint ist, auf sein Fenster steigen. Entweder findet er dort ein „Gsiverl“ (schriftliche Mittheilung, den Namen in der Gaunersprache von dem hebräischen Worte Chsiwe, Schreiben, abgeleitet), das von oben an einem Faden herabhängt, oder es entspinnt sich ein schreiender Dialog zwischen den Beiden am Fenster haukelnden, der anscheinend harmlos ist, dennoch aber tiefe Bedeutung hat, z. B.

Erster Ruf: „Du, Michl.“

Antwort: „Was?“

„Du kannst mich gern haben!“ (d. h. ich habe geleugnet).

„Du mich auch!“ (Ich leugnete ebenfalls).

„Du bist ein dummer Kerl!“ (Beharre darauf).

„Du auch.“ (Beharre auch Du).

Und so geht es eine Weile mit gegenseitigen, oft höchst unflätigen Beschimpfungen fort, welche ohne alle Aufregung aber mit der ganzen Stentorkraft der Lungen hervorgebrüllt werden und nichts Anderes, als vorher für alle Fälle verabredete Mittheilungen sind.

Hört Einer der Klopfenden die Annäherungen des Gefangenaufsehers oder eines Wachmannes (es ist diese Correspondenz in den Strafhäusern natürlich strenge untersagt), so klopft dieser rasch einige Schläge, was „Aufhören, es kommt Jemand!“ bedeutet und das sofortige Einstellen des Wandklopfens zur Folge hat, welches aber, sobald die Gefahr der Entdeckung vorbei, sofort von Neuem betrieben wird.

Reindl hatte bei seinem langen Aufenthalte auch diese Gewohnheit der Strafhaus-Insassen kennen gelernt und aufgegriffen.

Als seinem Anrufe das Zeichen geworden, man sei bereit, mit ihm in Correspondenz zu treten, begann er seine Fragen.

„Wo ist der „Zuwachs“ (d. h. neue Ankömmling).

„Will fragen,“ lautete die Antwort

Bald darauf tönte von d'rüben der Anruf.

Reindl gab das Zeichen, daß er bereit sei, zu hören.

„Nebenan, auf Nummer sieben,“ besagte das Klopfen.

„Kennt Ihr ihn?“

„Hab gesprochen.“

„Woher?“

„Aus Wien.“

„Warum?“

„Kleiner Straßenraub.“

„Name?“

„Weiß noch nicht.“

„Bitte fragen.“

„Straßenraub!“ murmelte Reindl vor sich hin. „Er ist tief gesunken, wenn es anders der Mann ist, den ich meine. Damals fuhr er noch im eigenen Wagen, warf das Geld mit vollen Händen aus und spielte wie ein Wahnsinniger. Den Bettelstab hat ihm freilich Mancher prophezeit — daß es bis zur Festung kommen würde, ahnte wohl Niemand.“

Der Anruf lockte Reindl wieder an die Mauer.

„Er kennt Euch,“ lautete die Botschaft, „von Wien aus. Name: Maximilian Rieder.“

„Er ist es!“ dachte Reindl. „Ich habe mich nicht geirrt.“

Dann klopfte er:

„Wie lang' hier?“

„Fünf Tage.“

„Fragt Neues aus Wien. Wo ist Ida Schmalberg?“

Von nun an traten zwischen den Fragen und Antworten immer kleine Pausen ein, weil der Vermittler der Correspondenz erst die Frage, dann die Antwort übertragen mußte.

„Wieder da,“ tönte es endlich herüber, „aber alt und schiech (häßlich). Nennt sich Baronin Wolkenberg — protegirt vom Fürsten Plaunitz.“

„Ich dachte wohl,“ murmelte Reindl vor sich hin, „daß dies ihr Loos sein würde. Jung, eine Hetäre, alt eine — Gelegenheitsmacherin!“

Dann klopfte er:

„Ist Pflegetochter bei ihr?“

„Ja; sehr schönes Mädchen; heißt Fanni.“

Reindl erbebte.

„Das arme Kind! In welche Hände habe ich es gegeben! Es ist verdorben und verloren!“

„Wollt Ihr nichts mehr wissen?“ frug es von drüben.

„Fragt nach dem Mädchen.“

„Weiß nichts Genaues,“ kam als Antwort. „Meint, Mädel widersteht den Anschlägen der Alten.“

Ein Freudenstrahl brach aus Reindl's Augen.

Er wollte antworten — da knisterte und krachte es in der einen Ecke seiner Zelle, welche ganz das Ansehen eines gewöhnlichen Zellengefängnisses hatte, während der übrige daranstoßende Theil die eingangs erwähnten Gemächlichkeiten enthielt, und Reindl sah sich demzufolge genöthigt, rasch das Zeichen zu geben, welches eine Unterbrechung der Correspondenz bedeutete. Darauf wendete er seine Aufmerksamkeit nach der Stelle, von der aus das ungewöhnliche Geräusch zu ihm drang.

Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, als er dort eine Oeffnung in der Seitenwand des Bodens bemerkte, und dabei einen Mann, der sich durch dieselbe emporzuarbeiten suchte.

Wenige Augenblicke später stand der sonderbare Eindringling, ein Mann von schlanker, muskulöser Gestalt in der Zelle.

Er schien durch Reindl's Anwesenheit nicht im Mindesten überrascht.

Trotzig trat er auf denselben zu.

„Wollt Ihr mich verrathen?" frug er in halb drohendem, halb scheuem Tone.

Reindl schüttelte den Kopf.

„Ich wußte es," fuhr der Andere fort, „darum stieg ich lieber zu Euch herauf, als mich durch den Boden zu wühlen."

„Und was habt Ihr gewonnen?"

„Ich hoffe die Freiheit, an der ich seit drei Jahren arbeite."

„Die Freiheit — von hier aus?" frug Reindl, verwundert auf die starken Mauern und das vergitterte Fenster deutend.

Der Sträfling machte eine verächtliche Geberde und wies auf den in einer Ecke der Zelle befindlichen Ofen.

„Das hat Unsereiner nicht in seiner Zelle," sagte er. „Wo ein Ofen steht, da lasse ich mich einsperren und mit Ketten, armsdick, an die Wand schließen, und ich will in drei Monaten frei sein. Das härteste Stück war's, hier heraufzukommen — das ist gelungen. Alles andere ist Spaß, wenn Ihr mithelfen wollt."

„Ich?" frug Reindl mit einer Geberde der Abwehr.

„Lockt es Euch nicht hinaus in die Freiheit? Lasten diese Mauern nicht auf Euch, als sollten sie Euch die Brust eindrücken?"

Reindl seufzte.

„Nein — nein!" sagte er dann leise, mit traurigem Kopfschütteln. „Ich will — ich muß hier bleiben. Was sollte ich noch in der Welt. Ich bin ein müder Greis geworden, der den Keim des Todes in der Brust trägt. Und wenn man angelweit die Thore dieses Kerkers vor mir öffnete — wer weiß, ob ich davonginge, — ich will hier sterben!"

„Na, wie Ihr wollt," entgegnete der Sträfling. „Ich will und kann Euch nicht zwingen. Mich aber gelüstet's nach der Freiheit, wie den Sinkenden nach einem Maul voll Luft — Sorgenfriedl läßt sich nirgends halten, er geht überall auf die Wanderschaft."

„Wie aber hofft Ihr zu entkommen? Selbst wenn Ihr auf das Dach gelangt, seid Ihr noch lange nicht geborgen."

„Dann bin ich's. Seht hinaus — da ziehen schwere Wolken auf — man wird heute Nacht keinen Stern funkeln sehen. Das Dach

dieses Gebäudes stößt an jenes des Stabsgebäudes. Ich habe im Garten dort gearbeitet und gesehen, daß eine Blechrinne vom Dache hinab in den Garten führt. Dort steht kein Posten. Durch den Garten komme ich in den Officiershof und von da aus hält mich kein Posten mehr auf, natürlich, wenn ich in anderen Kleidern an ihm vorübergehe, als in diesen."

„Und habt Ihr andere?"

„Nein; ich rechne auf Euch, auf Euer gutes Herz."

„Wie meint Ihr das?"

„Nun, es ist ja bekannt, daß Ihr auf Eurer Zelle den Sträflings-Anzug ablegen dürft, wenn Ihr wollt. Ihr habt Civilkleider hier."

„Wohl; — aber man wird mich für mitschuldig erklären und bestrafen."

Der Wanderlustige dachte einen Augenblick nach. Seine Blicke fielen auf die Weinflasche, welche auf einem Nebentische stand.

„Teufel," sagte er, „Ihr habt's gut! Man giebt Euch Wein?"

„Eine Flasche voll, von der ich kaum zehn Tropfen genieße."

„Ei, und könnte Euch nicht einmal die Lust anwandeln, die ganze Flasche leer zu trinken — könnt Ihr dann nicht darüber in tiefen Schlaf verfallen? — Das ist doch möglich. Nun, und während Ihr so fest geschlafen habt, brach ich hier durch und nahm von Euch unbemerkt, Eure Kleider mit. Ihr habt ja wohl ein paar Anzüge — um eines armen Teufels Willen, der es hier um keinen Preis mehr aushält, könntet Ihr Etwas davon wohl entbehren."

„Gut, Ihr sollt einen Anzug haben," sagte Reindl nach kurzem Bedenken, „ja sogar etwas Geld dazu —"

„Geld — ha, das ist willkommen!" sprach der Sträfling mit leuchtenden Augen.

„Dafür aber müßt Ihr mir einen Dienst erweisen."

„Begehrt ihn."

„Ihr sucht in Wien — dahin geht Ihr doch wohl?"

„Natürlich. Ist man dort nicht am Sichersten?"

„Das ist Geschmackssache; freilich wohl läßt sich's in einer Großstadt leichter verbergen. Doch genug. Ihr geht also dort auf die Landstraße und sucht den Tischlermeister Strohschneider auf."

Der Sträfling lachte.

„He he — den Hoftischler —"

„Kennt Ihr ihn?"

„Ei wohl; ich hab's auch einmal mit der Tischlerei versucht. Aber an der Hobelbank gefiel's mir nicht — da ging ich meines Weges."

„Weiß er um Eure Gefangenschaft?"

„Ich glaube nicht, und wenn auch, zum Verräther taugt der Mann nicht."

„Gut. Den Mann also sucht Ihr auf und sagt ihm Folgendes: Er möge nach Deutsch-Wagram fahren und dort vom Pfarrer den Brief begehren, den ich vor langen Jahren daselbst hinterlegt habe für den Mann, der ihn mit dem Losungsworte „Gewitter" verlangen wird. In diesem Schreiben wird er die Aufklärung finden, wohin ein Wesen gerathen ist, das er seit Langem schmerzlich vermißt."

„Gewitter — gut, das ist leicht zu merken," sagte der Sträfling. „Seid übrigens ohne Sorge, was ich mit Ernst meinem Gehirnkasten einpräge, das hält er fest."

„Dann sagt ihm weiter — er möge eine Person wohl in's Auge fassen — doch halt — geduldet noch —"

Reindl ergriff den hölzernen Löffel wieder und klopfte an die Wand.

Das Antwortzeichen erfolgte.

„Fragt Nachbar, ob er Wohnung weiß von Ida."

„Graues Haus," kam nach wenigen Secunden als Antwort zurück.

Reindl senkte erblassend den Kopf.

„Im grauen Haus!" murmelte er, die Hand an die glühende Stirne pressend. „Also wieder in dem unheilvollen Hause, auf dem ein Fluch lastet, der auch an mir in Erfüllung gegangen ist!"

Dann wendete er sich wieder an den Sträfling.

„Die Person, welche ich der Beachtung Strohschneider's empfehle, ist Ida von Schmalberg, die sich jetzt Baronin Wolkenberg nennen läßt, und ein lichtscheues, schändliches Gewerbe betreibt. Sie wohnt — doch wenn ich Euch sage im „grauen Haus", so findet Ihr das nicht —"

„Pah, ich bin ein Wiener, so gut wie Einer. Ich kenn' zwei graue Häuser; das eine draußen vor'm Schottenthor, in dessen Näh' ich nicht gern kommen möcht', na, und dann ein zweit's, in der Stadt —"

„Auf der Mölkerbastei —“

„Richtig, dasselbe, nicht weit von der Schmidten (Schmiede). Ha ha, ich kenn's gut, das Haus; seid unbesorgt!“

„Nun wißt Ihr Alles, was Ihr dem Hoftischler zu sagen habt.“

„Soll ich ihm auch sagen, wer ihm die Botschaft schickt?“

„Wozu; sagt — ein Freund, den Ihr verließet, als er im Sterben lag.“

Reindl setzte sich auf sein Bett, verbarg den Kopf in die Hände und versank in Nachdenken.

Der Sträfling warf lüsterne Blicke auf das, auf dem Tische stehende Abendmahl.

„Herr,“ sagte er dann zögernd, „wir — da unten — werden nicht so gut gefüttert, wie Ihr. Wasser, schlecht's Brod und schlechte Zuspeis' (Gemüse), Sonntags ein Stückel Fleisch, kaum ein Finger lang und breit, das ist unsere Kost jahraus, jahrein. He he, man wird nicht fett davon. Sieht man dann einmal so eine Flasche Wein, ein appetitlich's Stück Gebratenes, wie Ihr's hier stehen habt und nicht einmal mit einem Blick beehrt, dann werden Einem die Zähn' lang —“

„Eßt und trinkt,“ fiel ihm Reindl ohne aufzublicken in die Rede.

Der Sträfling machte sich mit Gier über das Angebotene her. Im Nu war das Fleisch vertilgt und die Weinflasche leer.

„Ach, das thut wohl,“ sagte er; „das stärkt, nun wollte ich mit einem Riesen anbinden. So — seht — die Flasche ist leer — wer weiß denn, daß ich sie ausgetrunken habe, daß Euer tiefer Schlaf nur eine Gefälligkeit für mich ist? Nun aber, an die Arbeit; es wird finster draußen — bis ich mich nach Oben durchgearbeitet habe, ist es völlig Nacht.“

Aus der Tasche seiner Jacke zog er nun ein drei bis vier Zoll langes Stück Eisen, das an einem Ende geschärft war.

„Das ist mein Werkzeug,“ sagte er, „damit habe ich mich durchgearbeitet da herauf zu Euch — damit will ich noch weiter kommen. Habt Ihr Licht?“

„Ein Lämpchen.“

„Zündet es an — es dunkelt stark.“

Reindl that, wie sein sonderbarer Gast begehrte.

Dieser fing nun an, an dem Ofen den Mörtel abzukratzen und

hatte binnen Kurzem eine der großen Kacheln abgelöst, so daß er in das Innere des Ofens steigen konnte.

Er verschwand ganz in demselben.

Reindl trat lauschend an die Oeffnung

Er hörte nichts, als ein schwaches Kratzen und das Fallen von Sand und Mörtelsplittern.

Nach einer Stunde kam der Sträfling wieder zum Vorscheine. Seine Stirne war schweißbedeckt, sein Antlitz stark geschwärzt.

Er schien ermüdet.

„Es ist ein eisernes Doppelkreuz da Oben," sagte er, „das ich erst zur Hälfte locker gemacht hab'. Ich muß ein Bissel ausruhen. Richtet mir indeß die Kleider her, die Euer guter Wille mir bestimmt hat. Vergeßt Hut oder Kappe und ein paar Schuhe nicht — und das Bissel Geld, was Ihr mir versprochen habt."

Reindl begann die Kleider zusammenzulegen und schob in die Tasche des Rockes eine kleine Börse.

Der Sträfling kroch wieder in den Schlot.

Nach einer halben Stunde wurde das Fallen von Kies und Mörtel lauter, so daß Reindl schon eine Entdeckung besorgte.

Aber Alles blieb stille, und endlich erschien der Kopf des Ausbrechers wieder an der Oeffnung.

„Gelungen!" sagte er mit leisem Frohlocken. „Das Kreuz ist herunten."

Er kroch vollends heraus.

In dem Wasserkübel wusch er sich Kopf und Hände. Dann band er die von Reindl erhaltenen Kleider in ein Bündel.

„Nun ist Alles fertig," sagte er. „Schön' Dank — ich will Eure Botschaft in Wien getreulich ausrichten."

„Ihr kleidet Euch nicht hier um?"

„Pah, daß ich mir die Kleider schwarz, und mich dadurch verdächtig machen thäte? Ich mach' erst oben auf'm Dach Toilette. He he — na, lebt wohl! Wie schad', daß Ihr nicht mitkommen wollt. Wo ich hinauskomm', könnt Ihr's auch; ich laß Euch nirgends stecken!"

Reindl schüttelte verneinend den Kopf.

„Geht, geht," sagte er mit abgewendetem Antlitze, „ich wünsche Euch Alles Gute."

Der Sträfling hielt das Packet mit den Zähnen fest und kroch in den Ofen.

Reindl hörte, wie das Geräusch, welches sein Emporkriechen in dem engen Schlot verursachte, immer schwächer wurde. Jedes Höheremporschieben war von einem Regen von Staub und Ruß begleitet — aber auch das hörte auf.

„Er ist Oben!" sagte Reindl, von dem Ofen zurücktretend. „O, wenn es ihm nur gelingt, nach Wien zu kommen und Strohschneider meine Botschaft zu bringen. Vielleicht ist Fanni noch zu retten!"

Am andern Morgen wurde die Flucht des Gefangenen bemerkt. Der Profoß hatte Reindl noch in festem Schlafe gefunden und Mühe gehabt, denselben zu erwecken.

Er spielte den Ueberraschten, klagte um die fehlenden Kleidungsstücke, die man ihm gestohlen habe, und als der Commandant erschien, um Erkundigungen einzuziehen, da gab er an, am vergangenen Abende die ganze Flasche Wein geleert zu haben, was ihn, der sich in letzter Zeit des Weingenusses fast ganz enthalten, betäubt haben müsse. Gehört und gesehen habe er nichts.

Man glaubte ihm zuletzt, da man annahm, daß es nicht denkbar sei, daß er die Flucht eines Mitgefangenen, von der er doch nicht den geringsten Vortheil, ja im Falle des bewiesenen Einverständnisses nur empfindliche Unannehmlichkeiten zu erwarten hätte, ermöglicht haben sollte.

Man verhörte ihn noch einige Male — zuletzt ließ man die Sache fallen.

Von dem Entflohenen war keine Spur mehr aufzufinden.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Fast einen Monat nach den vorerzählten Ereignissen sehen wir eines Abends einen Mann in Arbeiterkleidung das Haus des ehrsamen Hof- und Kunsttischlers Jakob Eusebius Strohschneider umschleichen.

Endlich nahm der Mann einen Anlauf und schritt auf die Hausthüre zu. Knapp an derselben stieß er mit einem feingekleideten Herrn, der eben herauswollte, zusammen.

Der Arbeiter erblaßte, wendete sich rasch um, und wollte sich flüchtigen Fußes entfernen; aber schon war der feine Herr bei ihm, legte ihm die Hand auf die Schultern und raunte ihm die Worte zu:

„Hollah, Sorgenfriedl, haben s' Dich schon wieder los-g'lassen, oder bist wieder einmal ausgebrochen?"

Der Flüchtling von Muncacs erbebte. Seine Hände zitterten, als er die Mütze lüftete und seine Stimme war heiser und unsicher, als er entgegnete:

„Herr Maisinger, machen S' mich nit unglücklich — ich will ein ehrlicher Kerl werden."

Der Herr kicherte.

„So," entgegnete er, „pflasterst Du wieder einmal Dein' Weg mit guten Vorsätzen! He he — ein ehrlicher Kerl — mit der Vergangenheit —"

„Ich will z' Haus, in meine Berg', und als ehrlicher Holzknecht dort leben und sterben."

„So? Na und was machst denn dann in Wien?"

Der „Sorgenfriedl", wie der Spitzname des Flüchtlings lautete, blickte verlegen zu Boden.

„Was wolltest Du in diesem Haus da?" frug Herr Maisinger, die Nichtbeantwortung seiner Frage übergehend, fort. „Was wolltest Du beim Meister?"

Friedl zögerte noch immer mit der Antwort.

Herr Maisinger runzelte die Stirne.

„Oho Friedl," sagte er kopfschüttelnd, „hast kein Vertrauen zu mir? Weißt Du, daß mich das kränkt — daß mich das recht sehr kränkt. Da mach' ich mir gleich so meine eig'nen Gedanken. Der Sorgenfriedl geht auf's Spioniren — der Tischler gilt für einen vermöglichen Mann — da könnt' sich etwa ein klein's Einbrücherl rentiren —"

„Na — na, Herr Maisinger," fiel Friedl lebhaft ein, „ich denk nicht d'ran, Herrn Strohschneider zu schaden."

„O," machte der Herr, aufmerksamer werdend, „das klingt noch sonderbarer, wenn's ernst gemeint ist. Was hast Du also bei ihm zu thun?"

„Ich — ich —"

„Komm'! geh'n wir weiter, da, zwischen den Gärten hin; da sind wir vor jedem Lauscher sicher."

„Nun also," begann dann Herr Maisinger wieder, als sie an der von ihm bezeichneten Stelle angelangt waren, „nun kannst Du offen reden, wie man's unter alten Bekannten thut."

„Herr — ich darf nit reden.“

Maisinger machte große Augen und legte den Stockknopf an die Lippen.

„Du darfst nicht? So?“ erwiderte er mit bedenklichem Kopfschütteln.“ Teufel, Teufel, das klingt verdächtig. Friedl, wenn ich nun pfeifen würde, und es kämen ein Paar gewandte Männer, und nähmen Dich in die Mitte und führten Dich an einen stillen Ort — Du bist schon ein paar Mal da gewesen, weißt? im Sterngassel — würdest Du Dein Schweigen auch dann so hartnäckig bewahren?“

Friedl biß sich die Lippen blutig und sah finster vor sich hin zu Boden.

„Du antwortest nicht? Hm, Friedl, ich meine, Du hast Dich in einen bösen Handel eingelassen. Wenn wir nicht gute Freunde sein wollen, dann bleibt mir nichts übrig, als das zu thun, was Du mich, wenn auch mit schwerem Herzen, schon einmal zu thun zwangst.“

Ein Schauer lief durch Friedl's Körper. Der starke Mann schien dem kleinen Dämon gegenüber, als der Herr Maisinger erschien, vollkommen muthlos.

„Herr — Gnade!“ murmelte er, „ich will ehrlich werden —“

„Gut, gut,“ sagte Maisinger, „ich möchte Dir dazu vom Herzen behilflich sein, aber . . . Du weißt, in welchen Beziehungen ich zur Polizei stehe . . . ich werde Dich nicht retten können, sobald Du mich von Deinem ernsten Willen nicht zu überzeugen vermagst.“

„Was soll ich thun?“ murmelte Friedl.

„Ich verlange nichts, als ein Bischen Offenheit auf meine Fragen.“

„Fraget.“

„Du warst in Muncacs.“

Friedl nickte.

„Du solltest ja zehn Jahre dort zubringen; es sind erst drei vergangen und ich sehe Dich in Freiheit. Du bist ausgebrochen?“

„Ja,“ sagte Friedel mit Ueberwindung.

„Potz Tausend!“ sprach Herr Maisinger mit bewundernden Blicken, „Du bist ein ganzer Bursche. Aus Muncacs brechen? Teufel, das ist ein schönes Stück Arbeit! Und die weite Reise bis hierher — ich bewundere Dich Bursche!“

Friedl schien sich aus der Bewunderung seines Begleiters nicht viel zu machen; seine Miene heiterte sich ob derselben nicht auf.

„Nun, Du sollst mir Alles das ein anderes Mal genauer erzählen," begann Herr Maisinger nach einer Pause wieder, „jetzt wünsche ich nichts weiter zu wissen, als was Du bei dem Meister wolltest."

„Ich habe eine Botschaft für ihn."

„Oho eine Botschaft aus Munkacs! Teufel, es gereicht einem Wiener Bürger und Meister nicht zur Empfehlung, wenn er Botschaften empfängt aus Festungen, in welche man die Leute nicht sperrt, weil sie Tugendhelden gewesen sind. Von wem ist die Botschaft?"

„Ich sollte nur sagen: Von einem Freunde, den ich im Sterben verließ."

„Das solltest Du sagen; mir aber wirst Du hoffentlich den Freund auch nennen."

„Es ist — der Hauptmann Reindl."

Herr Maisinger fuhr zusammen.

„Der — Königs-Attentäter?!" rief er erschreckt. „O weh, das ist eine schlimme Geschichte! Danke dem Himmel Friedl, daß Du mir in den Weg gelaufen bist. Wer weiß, was sonst herausgekommen wäre und ob das Lied für Dich nicht draußen, bei der gewissen „Spinnerin" (Richtstätte) geendigt hätte!"

Friedl schauderte zusammen.

„Es ist nichts Böses, Herr," entgegnete er; „es handelt sich um ein Mädchen —"

„Du Narr! Weißt Du denn, was die Verschworenen unter dem Mädchen verstehen? Meinst, sie würden es Dir, dem Boten, auf die Nase binden? Sprich, sprich, was hast Du dem Meister Strohschneider zu sagen?"

Friedl hatte selbst Angst bekommen, daß die Botschaft Reindl's unter ihrer harmlosen Außenseite ein schlimmes Geheimniß berge, und entschloß sich zu beichten.

Er theilte Herrn Maisinger also den Auftrag, wie er ihn von Reindl empfangen, seinem vollen Umfange nach mit.

Sein Begleiter merkte wohl, daß nichts Staatsgefährliches dahinter stecke, aber er hütete sich, dies merken zu lassen.

„Gut, Friedl," sagte er dann, „es freut mich, daß Du zur Einsicht gekommen bist, ich will Dir das zu Gute schreiben, in meinem Gedächtniß. Jetzt sage mir, wo Du wohnst."

Friedl zögerte.

„Narr, warum scheust Du Dich, das zu sagen? Meinst Du, ich fände Dich nicht, wenn ich Dich wirklich haben wollte? Ich will Dich ohne Mühe zu jeder Stunde haben können, in der ich Dich brauche; das ist's. Zu fürchten hast Du nichts, so lange ich Dein Freund bin und Dich schütze."

Friedl nannte nun eine berüchtigte Wirthshausspelunke.

Herr Maisinger schüttelte den Kopf.

„Hast Dich schlecht einquartiert dort," sagte er.

„Herr — ich konnte nirgends anders hingehen."

„Hm — kein Geld — nicht wahr?"

Friedl nickte.

Sein Begleiter nahm eine Fünfguldennote und mehrere Gulden in Silberzwanzigern aus der Tasche und gab das Geld an den überraschten Friedl.

„Da, nimm', und geh' heut' Nachmittags auf die Wieden, zur Kugel; suche dort den Hausmeister auf und sage ihm: Ich schickte Dich, er soll Dir Unterstand geben."

„Herr," bemerkte Friedl schüchtern, „am Liebsten möchte ich fort — in's Gebirg."

„Sollst dahin kommen. Für jetzt hab' Geduld. Es kann nur ein Paar Tage dauern. Brauche ich Dich nicht, dann bring ich Dir selber den Passirschein, mit dem Du Deine Berge ungehindert erreichen kannst. So — jetzt geh', Bursche und gehorche!"

Friedl entfernte sich.

Herrn Maisinger's Gesicht strahlte vor Freude.

„Hollah," murmelte er mit vergnügtem Händereiben vor sich hin, „da hätte ich ja den Meister Strohschneider in einer Falle, aus der er mir nicht heraus soll, ohne daß er mir Schön-Linchens Hand als Lösegeld bezahlt. Erst will ich das Geheimniß des Briefes, der beim Wagramer Pfarrer liegt, kennen; was Madame Wolkenberg betrifft, bin ich Gott sei Dank im Klaren. Jetzt ist ihr nicht anzukommen. Hab' ich Alles heraußen, dann schicken wir Friedl wieder nach Munkacs. Er ist dort jedenfalls besser aufgehoben, als in seinen Bergen. Ehrlich werden! Hehe — lächerlich! — das kann er auf der Festung auch sein."

Noch am selben Nachmittage rollte Herr Maisinger in einer bequemen Kutsche dem im Marchfelde gelegenen Flecken Wagram zu.

Er suchte den Pfarrer auf und fand einen alten Mann von würdigem Aussehen.

Sobald er ihm das Losungswort genannt, empfing er einen alten, vergilbten Brief, dessen Siegel noch vollkommen unverletzt war.

„Hochwürden erlauben mir einige Fragen?“ sagte er nach Erhalt des Schreibens.

„Ohne weiters, mein Herr.“

„Ich bitte um einige Auskünfte über den Mann, aus dessen Händen Sie dies Schreiben empfingen.“

„Damit ist 's schlecht bestellt, Herr!“ entgegnete der Pfarrer. „Vor vielen Jahren kam Abends ein Fremder und bat mich, diesen Brief aufzubewahren, und nur dem Manne zu geben, der das auf der Adresse stehende Losungswort nenne. Er bat um Gotteswillen, und sah nicht aus, wie ein Schelm. Das ist Alles, Herr, was ich weiß.“

„Des Mannes Züge —“

„Sind mir entfallen.“

„Seine Kleider —“

„Ich habe sie nicht beachtet. Ich nahm den Brief und legte ihn in meinen Kasten. Ich hoffte, er würde in einigen Tagen, dann in einigen Monaten, dann in einem Jahre geholt werden. Nichts von dem Allen — der Brief blieb liegen. Ich vergaß ihn endlich ganz und gar, bis Ihr heutiges Verlangen und Erscheinen mir denselben in das Gedächtniß zurückrief.“

Da sonst absolut nichts von dem würdigen Pfarrherrn herauszubringen war, empfahl sich Herr Maisinger, stieg wieder in seinen Wagen und befahl dem Kutscher, nach der Stadt zurückzukehren.

Während der Fahrt las er den Brief.

„Gut, sehr gut!“ sagte er, nachdem er gelesen und das Schreiben in der Tiefe seiner Brieftasche versorgt hatte, „nun habe ich den Meister in den Händen, wenn es sich auch um keine politische Verschwörung mit dem Reindl handelt. Biegen will ich den Starrsinn des Meisters Strohschneider, und wenn er sich auf den Kopf stellt, soll er mich jetzt nicht mehr hindern, sein Schwiegersohn zu werden. Hm, mit der Frau Baronin Wolkenberg läßt sich auf Grund dieses Briefes auch ein Wörtlein reden. Trotz der Protection des Fürsten Plaunitz will ich Madame auch in Contribution setzen und ihre Thaler kennen lernen.“

Nach einer Pause sagte er nachdenklich:

„Aber Friedl, was soll ich mit dem? „ich brauche ihn nicht mehr. — Pah, er soll zurück nach Munkacs. Der Bote des Hauptmannes Reindl soll ihm gleich die Rückantwort bringen."

In der folgenden Nacht wurde Friedl an dem Unterstandsorte, an welchen ihn Herr Maisinger gewiesen, ergriffen.

Wohl wehrte er sich wie ein Löwe, er wurde jedoch überwältigt, gebunden, und auf einen Wagen geworfen, der ihn in das Polizeihaus bringen sollte.

Als der Wagen über das Glacis fuhr, erhielten der Kutscher und der neben demselben sitzende Polizeimann plötzlich jeder einen Stoß, der sie rechts und links vom Wagen warf. Ehe die Escorte recht wußte, was geschehen war, jagten die Pferde davon.

Als die Wachen nachliefen, war es bereits zu spät — sie konnten den Wagen nicht einholen und ihr Schreien half nicht viel.

Der Wagen entschwand im Dunkel der Nacht.

Am nächsten Morgen fand man ihn halbzerbrochen am Wienufer; die Pferde standen müde und abgehetzt dabei und fraßen das spärliche Gras, das zu ihren Füßen wuchs.

Der Bote des Hauptmanns Reindl war verschwunden.

Mit dem Grauen des Tages sehen wir auf dem sogenannten Wienerberge, nahe bei der verhängnißvollen Denksäule „zur Spinnerin am Kreuz", einen Mann mit raschen Schritten dem Süden zuwandern.

Einmal nur blieb er stehen, wandte sich nach der Stadt zurück und erhob drohend die Faust.

„Und wenn mein Lied da enden müßte, wo ich jetzt stehe," sagte er mit wilden Blicken, „Dir zahle ich den Verrath sicher heim — das schwör' ich! Ich will erst ein Bischen Gras wachsen lassen über die Geschichte — binnen Kurzem seh'n wir uns wieder — dann will ich abrechnen mit Dir!"

Es war Sorgenfriedl, der seinen Bergen zueilte.

Herr Maisinger schüttelte zwar den Kopf, als er die Flucht des Ausbrechers vernahm; als jedoch die eifrigsten Nachforschungen keine Spur des Entflohenen gaben, tröstete er sich mit den Worten:

„Pah; ihm war nur darum zu thun, fortzukommen; der hütet sich wohl vor einer Wiederkehr. Er ist in seine Berge gekehrt, um dort ehrlich zu werden — he he — ich wünsch' ihm Glück dazu!"

Siebzehntes Capitel.

Ein projectirter falscher Erbe.

Die freundlichen Leser werden sich wohl erinnern, daß der Baron, welcher den Zimmermaler Feid, um dessen Neffen willen, vom allgemeinen Krankenhause aus, nachfolgte und die Beiden dann in einem der Gasthäuser der Vorstadt Alsergrund splendid bewirthete, demselben beim Abschiede eine Banknote als Darangabe des projectirten Menschenhandels auf dem Tische in der Wirthsstube zurückließ und sagte, er hoffe, nach Verlauf einiger Tage werde er wieder mit ihm am gleichen Orte zusammentreffen.

Was nun Feid anbelangt, war er, wenn auch gerade nicht bodenlos schlecht, so doch in einem Grade leichtsinnig, daß es dem Versucher unschwer werden mochte, aus ihm einen Verbrecher zu bilden.

Die erhaltene Banknote, die in Aussicht gestellte Summe Geldes, der Hang zum Nichtsthun und die verlockende Perspective, ein flottes, prasserisches Leben führen zu können, hielten seine ganzen Sinne gefangen.

Freilich sträubte sich noch in ihm jene Stimme, jene geheimnißvolle verborgene Macht des Gewissens, die sich erst regt, wenn die Versuchung uns naht, und zitternd dachte er auch an die möglichen Folgen, welche ihm ein Schritt einbringen konnte, der so aussah wie der, den er thun wollte.

Aber — o Dämon Geld! — wie groß ist Deine Macht für den Augenblick! Du verstehst es vortrefflich, das sich sträubende Gewissen alsbald einzulullen, alle Bedenken zu überwinden und den oft nur Leichtsinnigen zum Verbrecher zu machen!

„Vierhundert Gulden!" hatte der Zimmermaler wiederholt am Heimwege vor sich hingemurmelt. „Ei, wie kannst Du da leben mit

diesem Gelde! Welche Annehmlichkeiten, welche Genüsse kannst Du Dir um diese bedeutende Summe verschaffen! — Und was ist's denn eigentlich, was ich thue? — Weiß ich, was der reiche Herr mit dem kleinen Karl vorhat? — Das Kind wird vielleicht dadurch glücklich, daß es einige Zeit in dem Hause des noblen Mannes ist. — Wer kann ahnen, welche Absichten derselbe mit meinem Neffen hat?"

Nach einer Weile stiegen ihm freilich mancherlei Bedenken auf; eine Reihe von Vermuthungen, denen, welche er eben ausgesprochen, ganz entgegengesetzt, wollten sich ihm aufdrängen, aber er stieß sie gewaltsam von sich.

„Pah!" fuhr er auf, „fort ihr Gedanken! Ich bin ein blöder Thor, wenn ich Besorgnisse hege. Weiß ich denn auch nur das Mindeste, was mit dem Kinde geschehen soll, und brauche ich es überhaupt wissen zu wollen? Schlechter als bei seinen Eltern, die nicht vermöglich, geht's ihm bestimmt nicht, und wer weiß, ob dieser Bub' nicht das Glück der Familie begründet."

So und in ähnlicher ausführlicherer Weise überredete sich der Maler zu dem abscheulichen Menschenhandel und suchte dadurch die Gewissensscrupel zurück zu drängen. Der Genuß, den er sich durch die bereits erhaltene, sogenannte Angabe verschafft, that das seinige, und als die angesetzte Frist und zugleich das erhaltene Handgeld zu Ende ging, da stand sein Entschluß, dem splendiden Herrn zu Willen zu handeln, unwiderruflich fest.

Ohne sich erst wieder zu bedenken oder zu zögern, eilte er, den Knaben an der Hand führend, der bestimmten Vorstadt zu.

Er hatte noch einen kleinen Rest des erhaltenen Geldes in der Tasche, als er in die Gaststube eintrat und, dort sich niederlassend, für sich und seinen Neffen Wein hergeben ließ.

Schon nach dem ersten Zusammentreffen hatte der Maler die Vorsicht gebraucht, den Knaben, welcher für sein Alter schon hübsche Anlagen zu hervorragender geistiger Entwickelung zeigte, dahin zu bringen, daß derselbe bei seinen Eltern zu Hause gar nichts von dem Fremden und dessen Freigebigkeit zu erwähnen versprach; ein Versprechen, das der Kleine auch, trotz seines jugendlichen Alters, genau einhielt.

Feid, der auch, ohne noch eine bestimmte Absicht zu hegen, dem Kinde während der Tage her oftmals Backwerk und Kuchen kaufte, gewann die Anhänglichkeit und das Zutrauen desselben nun

ganz und es bedurfte nur eines Wortes, um dasselbe zu bewegen, das Gasthaus wieder zu besuchen, wo der Fremde wahrscheinlich wieder zu treffen sein werde.

Da setzte aber eine Frage des Knaben, die derselbe in seiner kindlichen Einfalt an ihn richtete, Feid in nicht geringe Bestürzung und Verlegenheit.

„Du Johann-Onkel," sprach es mit lieblicher Neugierde, „warum hat uns denn der fremde Herr so viel gute Sachen gekauft? Kennt er uns denn?"

„Hm," antwortete Feid nach einer kleinen Pause, „er sagte, er wolle sich annehmen um Dich — einen Doctor aus Dir werden lassen — Du sagst ja ohnehin immer, Du möchtest gern ein Doctor sein."

„O ja, Johann-Onkel!" rief erfreut das Kind. „Aber Mutter und Vater sind arm und die Bücher zum Lernen kosten viel Geld."

„Na siehst, Karl, das will der noble Herr eben thun. Aber Du mußt hübsch artig sein mit ihm; ist er doch ein so guter, lieber Herr. Würdest Du, wenn er es verlangte, mit ihm in seine Wohnung gehen?"

„Allein? Ohne Dich?" gegenfragte der Knabe mit einer Art Aengstlichkeit, wie sie den Kindern eigen ist, wenn etwas Ungewöhnliches an sie herantritt.

„O, ich würde schon mit Dir gehen."

„Dann ja. Ich fürchte mich zwar nicht," setzte Karl wie zu seiner Entschuldigung hinzu, „aber — allein hätte ich mich doch nicht getraut, weil — weil ich den Herrn ja noch gar nicht kenne, und die Eltern mich gewarnt und es mir verboten, mit Personen zu gehen, die mir nicht bekannt sind."

Derart im Gespräche vertieft, hörten sie plötzlich das Rollen eines Wagens, der auch gleich darauf vor dem Gasthause hielt.

Der Knabe ahnte schon, wen derselbe bringen werde, und jubelte laut, während das Herz des Seelenverkäufers denn doch etwas bange schlug, als er wirklich den Baron erblickte, der nun mit eiligen Schritten zu dem Tische trat, an welchem die Beiden saßen, und sie lächelnd begrüßte.

Ein flüchtiges Roth trat in seine gelblichen Wangen und ein leises Zucken seiner Lippen verrieth eine lebhafte Freude, als er sah, daß der Maler bereits auf ihn warte.

Bald saßen die Drei wieder im kleinen Nebenstübchen, bei köstlicher Tafel plaudernd und scherzend neben einander.

In jedem Gesichte der drei so verschiedenen Menschen las man die vollste Zufriedenheit, obgleich die Gründe eben so verschiedener Art waren, als ihre Charaktere.

Das Antlitz des armen Kleinen, der daheim keine glänzenden Tage kannte, strahlte vor Freude und Vergnügen, nun einmal wieder einen „guten Tag" zu verleben. Der Gedanke an die Geldsumme, an die Vergnügungen, denen er sich dann hinzugeben in der Lage sein wird, warf einen Freudenschimmer auf die Züge des Onkels und aus den Augen des Barons leuchtete der Triumph, endlich das zu erreichen, was er sich vorgesetzt hatte.

Rasch leerten sich die Gläser mit den trefflichen Weinen, die Schüsseln mit den ausgesuchtesten Speisen; bald waren alle drei Personen von dem Gefühle des Wohlbehagens überschlichen, wie dies gewöhnlich nach einer guten Mahlzeit zu geschehen pflegt.

Die Gespräche wurden lebhafter — da, plötzlich, trat eine Pause ein.

Der kleine Karl war in Folge des Genusses schwerer süßer Weine, ebenso wie es das erste Mal geschehen war, eingeschlummert.

Nachdem sich die zwei Männer davon überzeugt hatten, nickten sie sich verständnißinnig zu und der Baron leitete das Gespräch sogleich auf den Zweck ihres Beisammenseins.

„Nun, wie ist's?" fragte er hastig. „Habt Ihr Euch endgiltig entschlossen? Seid Ihr gesonnen, meinen Vorschlag anzunehmen, oder seid Ihr hier nur erschienen, um mir die Darangabe zurückzuerstatten?"

Der Baron richtete diese Frage nur so der Form wegen an Feid, denn er war innerlich überzeugt, dies sogar schon zur Zeit ihres ersten Zusammentreffens, daß der Onkel des Knaben keineswegs der Mann sei, welcher einer solchen Versuchung zu widerstehen vermöge.

Dennoch aber gab er sich den Anschein, als hege er darüber berechtigte Zweifel.

Nach einigem Zögern gab Feid die Antwort.

„Ja," sagte er, „ich habe mich besonnen — ich gehe den Handel ein, aber — nur unter einer einzigen Bedingung."

„Gut," erwiderte der Baron, „sagt mir dieselbe, und ist sie erfüllbar, so sei sie hiermit zugesagt."

„Sagt mir, was Ihr mit dem Knaben vorhabt. Ich glaube wohl ein Recht zu haben, darnach zu fragen, da ich nicht gerne die Schuld einer That auf mich wälzen ließe, von deren Ausübung ich gar keine Ahnung hatte."

Der Baron zögerte.

„Seid Ihr zufrieden," sprach er endlich, „wenn ich Euch die bündigste Zusicherung gebe, daß ich dem Kinde nicht an's Leben will?"

„Wenn Sie das thun, Herr Baron, bin ich zufrieden. Ich will dann nicht weiter in Euch dringen, da es mich doch eigentlich im Grunde nichts kümmert, was andere Leute thun und ich nur um meine eigene Person besorgt sein muß. Die Eltern des Kindes würden am Ende dadurch, daß das Kind für sie verloren geht, nur von einer großen Last befreit."

„Pah, Verlust des Kindes ist nicht zu befürchten," fiel der Baron rasch ein. „Ihr führt den Knaben an einem der nächsten Tage in meine Wohnung, die ich Euch dann schon näher bezeichnen werde und kümmert Euch weiter um nichts, sondern entfernt Euch ruhig und holt denselben vor Einbruch der Mitternacht oder sehr zeitlich Morgens wieder ab. Natürlich beobachtet Ihr dabei die größte Vorsicht, denn es wäre mir und Euch sehr unangenehm, wenn man bemerkte, was Ihr thut."

„Aha, wie es scheint, handelt es sich um eine Vorstellung, als wäre das Kind Euer eigener Sohn?"

„Ja, ja," sagte der Fremde ruhig, „da Ihr es nun schon einmal errathen habt, es betrifft eine Vorstellung und ich liefere den Knaben binnen wenigen Stunden zurück in Eure Hände."

„Nun, wenn's sonst nichts ist," entgegnete leichtfertig der Maler, „dann bleibt's dabei. Ich komme mit dem Kinde zu Euch."

Nun erfolgte die Einigung in Betreff der Summe, welche für die Ueberlieferung des Knaben bezahlt werden sollte und zwar in der Weise, daß ein Drittel derselben sogleich, das zweite Drittel in der Wohnung des Seelenkäufers, der letzte Theil aber erst dann erlegt werden sollte, wenn das Kind von ihm wieder abgeholt wurde.

Man sieht, der Baron von Lühr, wie er sich bei Angabe seines Wohnortes nannte, war in Geschäften solcher Art ein sorglicher Mann, da er genau die Nachtheile erwog, welche er bei sofortiger Auszahlung der ganzen Summe haben könnte, wenn der Handel den Maler etwa gereute.

Feid selbst mußte dieser Vorsicht Anerkennung zollen; indeß ließ er sich nichts merken, sondern willig, stillschweigend nickend in die ihm vorgeschriebenen Bedingungen. Zuletzt versprach er, mit diesem nächsten Tage das Geschäft zum Abschlusse zu bringen, eine Versicherung, die der Baron mit sichtbarer Freude hinnahm.

Ein Handschlag besiegelte den Pact der beiden Männer; die erste Rate wurde bezahlt und das arme schlafende Kind war — verkauft. Welcher Engel rettet dasselbe vor einem unbekannten, gewiß ihm feindseligen Geschicke?

Der Baron entfernte sich. Mit schlechtverhüllter Aufregung weckte nun der Onkel seinen kleinen Neffen, der verwundert darüber sich zeigte, abermals keine Spur von dem fremden gütigen Herrn zu sehen und Feid mit keiner Frage belästigen wollte, da er zu seinem nicht geringen Erstaunen, gerade so wie das erste Mal, die getrübte Miene desselben bemerkte.

Von jenem gewissen Instincte geleitet, der die Kinder nie verläßt, oder auch wohl von einer dunklen Ahnung durchdrungen, richtete plötzlich Karl die Worte an Feid:

„Du Johann-Onkel, ich geh' nimmermehr zu dem noblen Herrn.“

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es den Seelenverkäufer, als er diese Worte vernahm.

Sollte etwa der Knabe gar nicht geschlafen haben? Wie kam derselbe auf einmal zu solcher Sprache?

Feid bemeisterte jedoch seine gewaltige Aufregung und fragte mit scheinbar ruhiger Neugierde:

„Und warum willst Du nicht gehen? Er hat Dir ja nicht das Mindeste gethan; im Gegentheil, er zeigte sich doch so freigebig!“

„Das wohl,“ antwortete das Kind, gesenkten Hauptes, „aber — aber —“

„Nun?“ fragte mit wachsender Angst Feid den Knaben. „Was für ein Aber hast Du einzuwenden?“

„Ach, der noble Herr ist ein recht böser Mensch!“ platzte endlich der Kleine heraus.

„Wie meinst Du das?“ keuchte der Onkel. „Warum fällt Dir solcher Unsinn ein — was hast Du gehört von ihm? Rede!“

Karl blickte erstaunt auf seinen Onkel, der seiner Aufregung nimmer Herr zu werden vermochte, und antwortete endlich:

„Ei, wegen gar nichts Besonderem. Ist denn das nicht genug, daß er Dich, lieber Onkel, immer böse macht, während ich schlafe, so daß Du dann während des Nachhausegehens kein Wort weiter mit mir sprichst?“

„Ach, nur das ist's,“ lachte Feid, erleichtert aufathmend. „Nun, da kann ich Dich bald beruhigen. Mein Verhalten ist durch den Umstand hervorgerufen, daß ich die starken Weine unseres Gönners so schlecht vertrage. Ich spüre immer Kopfschmerz darauf.“

Bald nachher trennten sie sich, nachdem Feid seinem kleinen Neffen zugerufen, ja nur pünktlich zu ihm zu kommen.

Und jetzt erwachte doch noch einmal in der Brust des leichtsinnigen Menschen die warnende Stimme des Gewissens; noch einmal regte sich in seinem Herzen das Gefühl, er dürfe zu einer Kindesunterschiebung — auf diese war es ohne Zweifel abgesehen — nicht die Hand bieten; aber — eben berührte seine Hand zufällig die mit Banknoten gespickte Brieftasche, die er in der Brusttasche trug und welche erst einen Theil des Schandgeldes enthielt, das er ganz erhalten mußte, wenn er dem reichen Baron einen so harmlosen Dienst erweisen wollte.

Und war es denn nicht wirklich etwas ungemein Unschuldiges, wenn er, mit dem Knaben an der Hand, die Wohnung des Barons betrat und das Kind dann wieder abholte? Kümmerte ihn das, was in der Zwischenzeit geschah?

Feid wollte sich durchaus frei fühlen von jeder Schuld, und — siehe da; o der Macht des Geldes! — bald pochte das Gewissen langsamer an das Herz, bald schwieg es ganz.

Beruhigt legte sich Feid an diesem Abend zu Bette und vollständig heiter erhob er sich am nächsten Morgen von demselben.

Beinahe zu langsam verfloß ihm die Zeit.

Endlich — endlich rückte der Nachmittag heran.

Er fühlte durchaus nicht die Nothwendigkeit in sich, sein Gewissen zu betäuben, o nein! Vollkommen ruhig und gelassen, mit eiserner Nüchternheit erwartete er die Stunde, wo der kleine Karl sein Erscheinen zugesagt hatte.

Beim Anblicke des unschuldigen, hereinstürmenden Knaben, der zum Mittel eines Betruges werden sollte, da drohte ihn wohl noch einmal ein Gefühl der Reue zu überkommen, allein — der Gedanke an die zukünftigen Freuden, die er sich verschaffen konnte und die er

dann entbehren mußte, wenn er das Geschäft rückgängig machen wollte, erstickte alsbald jede bessere Regung.

Es war fünf Uhr Nachmittags, die Zeit, die er dem Fremden angegeben hatte, wann er mit dem Knaben zu erscheinen gedenke.

Rasch ergriff er dessen Hand und nun eilten Beide dem Ziele zu.

Die Wohnung des Barons Franz von Lühr befand sich in einer winkeligen Nebengasse der inneren Stadt; sie bestand aus einigen Gemächern, welche durchwegs mit gesuchtester Eleganz und verwöhnter Ueppigkeit eines Weichlings möblirt waren. Es wies Alles darauf hin, daß der Bewohner derselben über nicht geringe Geldmittel zu verfügen hatte.

Das Schlafzimmer, in welchem wir den Baron, auf eine Ottomane hingestreckt, finden, glich an Luxus und Weichlichkeit dem parfumduftenden Boudoir einer Theaterprinzessin, die täglich eine Schaar von Verehrern daselbst versammelt. Gemälde, künstlerische Gruppen von Grazien, Nymphen und jungen Bachanten darstellend, schmückten die mit kostbaren Tapeten gezierten Wände; Marmorstatuen, Prachtexemplare von Bildhauerarbeit, vorstellend Amoretten und Götter in allen erdenklichen graziösen Stellungen, standen auf glänzenden Steinsockeln in den Ecken. Ein blauseidenes Himmelbett, dessen Vorhänge etwas zurückgeschoben waren, nahm die eine Wand vollständig ein. Ein prachtvoller Toilettetisch mit fleckenloser weißer Marmorplatte, ein Blumentischchen mit den fremdartigsten Gewächsen, ein Tischchen mit den reizendsten Nippsachen befand sich ebenfalls hier, kurz — es fehlte nichts, das uns unsern Glauben, wir seien in dem Boudoir einer leichtlebigen Dame, benommen hätte, als die Anwesenheit des Mannes, der mit immer wachsender, sichtbarer Ungeduld von Minute zu Minute auf die kostbare Pendule blickte.

Schon seit einer halben Stunde lag er, der Länge nach hingestreckt, auf der Ottomane, als an sein Ohr plötzlich der grelle Ton der Klingel seiner Wohnungsthüre drang.

Mit einem Sprunge war er auf den Füßen und horchte nochmals.

Er hatte recht vernommen; er hörte seinen Jäger, der zugleich sein Vertrauen als Kammerdiener besaß, bereits im Vorzimmer sprechen.

Ein triumphirendes Lächeln flog über seine Züge, als der Jäger eintrat und sprach:

„Herr Baron; ein Mann mit einem hübschen Knaben steht im

Vorzimmer — er will aber seinen Namen nicht nennen und sagt blos, er sei vom Herrn Baron bestellt."

„Schon gut, schon gut," war die Antwort, „führe die Beiden schnell herein und sorge dafür, daß mich Niemand — hörst Du, Niemand störe."

Der Jäger entfernte sich und nach wenigen Augenblicken traten Feid und sein kleiner Neffe Karl in das elegante Schlafzimmer des Barons.

War das Erstaunen über die Pracht und den Reichthum dieser Wohnung groß bei dem Onkel, so steigerte es sich bei dem kleinen Neffen bis zu einer gewissen ängstlichen Scheu, derart, daß es der Knabe gar nicht wagte, um sich zu blicken, aus Furcht, es könnte dies nicht erlaubt sein.

Bald aber schwand diese anfängliche Bangigkeit, als der Baron ihn auf die Ottomane setzte und einige kostbare Nippgegenstände von dem Tische nahm, welche er ihm mit der Bemerkung überreichte, er könne dieselben als sein Eigenthum betrachten und mitnehmen, wenn er wieder nach Hause gehen würde.

Auch die Zunge Feid's löste sich, als der vortreffliche Wein aus dem eigenen Keller des Barons, in den feingeschliffenen Gläsern perlte.

Der Herr des Hauses bot Alles auf, um seinen Gästen und besonders dem Knaben den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm als möglich zu machen, und es gelang ihm dies in vollem Maße, so zwar, daß Feid das Uebereinkommen ganz vergaß, sich, wie es verabredet war, zurückzuziehen.

Bereits mehrere Male hatte ihm der Baron den diesbezüglichen Wink gegeben, doch vergeblich, und so sah der Letztere sich endlich genöthigt, auf unauffällige Weise daran zu erinnern.

„Seid so gefällig," wandte er sich daher an den Onkel, der sich eben wieder ein Glas des edelsten Rebensaftes eingeschenkt hatte, „ich sehe eben, daß der Wein zu Ende geht, und so gebt meinem Jäger den Auftrag, welchen zu bringen."

Feid schickte sich bereitwilligst dazu an, aber — da begegneten, als er bereits an der Thüre stand, seine Augen plötzlich den Blicken des Barons, der ihm nachrief:

„Aber von der zwölften Sorte!"

Nun wußte der brave Onkel freilich, was sein Gönner mit dem

Auftrage sagen wollte, und mit einem verständnißinnigen Nicken ergriff er, von dem spielenden Knaben unbemerkt, nach seinem Hute und entfernte sich mit Hast.

Wie besessen stürmte er die Treppe hinunter, zum Thor hinaus und durch die bereits dunkelnden Straßen der inneren Stadt.

Nun regte sich denn doch ein wenig das Gewissen. Vielleicht ließ sich doch der Betrug gut machen, wenn es nicht bereits zu spät war.

Um sich zu betäuben, trat er in ein Gasthaus, wo er das Nahen der Mitternachtsstunde abwarten wollte. Ein eisiger Schauer überrieselte ihn bei dem Gedanken, was er gethan — aber es war geschehen — die Reue kam zu spät.

Achtzehntes Capitel.

Vereitelte Pläne.

Als Baron Lühr versichert war, daß sich der Onkel des kleinen Karl entfernt hatte, setzte er sich zu dem Knaben und bereitete ihn auf die Comödie vor, zu der er ihn ausersehen hatte. Er erzählte ihm, daß sie nunmehr zusammen in eine Gesellschaft von Herren und Damen fahren wollten, wo Karl als junger reicher Erbe vorgestellt werde. Er würde früher noch schöne Kleider bekommen und müßte nicht mehr auf den Namen Karl, sondern auf den Namen Georg hören. Auch werde ihm eine Dame gezeigt werden, die er immer „Mama“ zu nennen habe. In einer Stunde würde die ganze Geschichte beendet sein, er dürfe wieder zurückfahren und es werde ihn sein Onkel von hier abholen.

„Siehst Du, mein Kind,“ schloß er freundlich, „es handelt sich darum, daß meiner Schwester ein Knabe gestorben, den sie sehr lieb hatte, und das dürfen andere böse Leute, die ihr schaden könnten, die sie um ihr Vermögen bringen könnten, nicht wissen. Du sollst also diesen Knaben vorstellen, auf daß man glaube, er lebe noch und seine Mama nicht immer weine.“

„Ach ja,“ versetzte das Kind lächelnd, „ich möchte schon haben, daß Ihre Schwester nicht mehr weint — denn das Weinen aus Schmerz thut weh, ich weiß das aus Erfahrung; aber — ist 's denn recht, wenn ich statt eines Todten her umgehe. Hätte das der liebe Gott gewollt, hätte er den anderen Knaben nicht sterben lassen, sondern mich oder einen andern.“

Der Baron war verlegen vor dieser rechtlichen Klugheit des Knaben, aber die Zeit drängte, der Wagen wartete unten — nochmals bot der Baron alle Ueberredung auf, und Karl gab ihm endlich,

wenngleich das Köpfchen schüttelnd, die Hand, um mit ihm sich an den Ort zu begeben, wo die Vorstellung des falschen Sohnes stattfinden sollte.

In demselben Augenblicke jedoch hörte man ein lautes Pochen an der Zimmerthür und eine Stimme, bei deren Klang der Baron heftig zusammenzuckte, rief barsch:

„Aufgemacht! Aufgemacht! Oder ich lasse durch die Polizeiwache die Thüre einschlagen."

Der Baron ließ des Knaben Hand los und, vor Wuth knirschend, öffnete er die Thüre seines Zimmers.

Zwei Männer traten ein — der Eine, dem Baron nicht unbekannt, war Mister Thorn, der Amerikaner, der Zweite war ein Neger, wie es schien dessen Diener, denn er hielt sich in ehrerbietiger Haltung etwas entfernt.

Dies waren die zwei Personen, welche zu so ungelegener Stunde dem Freiherrn von Lühr einen Besuch machten.

Mit einem Gemisch von Zorn und Grauen betrachtete der edle Fremde bald den, gesenkten Blickes vor ihm stehenden Baron, bald den verwundert auf ihn blickenden Knaben.

Endlich unterbrach er das Schweigen und richtete an den Neger das Wort.

„Jack," sprach er, während seine sonst so freundlichen und wohlwollenden Züge tiefe Entrüstung ausdrückten, „sag', hast Du, während wir zusammen die wildesten und uncultivirtesten Gegenden Indiens bereisten, auf die rohesten Menschenstämme stießen, schon ein ähnliches monster (Ungeheuer) gefunden?"

Bei diesen Worten wies er mit Abscheu auf den noch immer lautlos stehenden, über diese sonderbare Rede jedoch sichtlich überraschten Baron.

„No," sagte der Neger, „wenn ich es hätte gefunden, würd' es von mir gewesen sein ruinate (zerstört), gefahrlos zu machen die Andern.

„Du hast Recht, mein guter Jack, dort ginge das wohl ein wenig leichter; hier indessen darf man dergleichen sich nicht erlauben, dazu bestehen Gerichte. Ich will mich aber für den Augenblick nicht mit ihnen beschäftigen und vor der Hand glauben, daß das Kind irrthümlicher Weise seinen Weg hierhergenommen — vielleicht in der Meinung, einen guten Bekannten zu finden. Sollte dies aber" — und hier erhöhte sich die Stimme des Amerikaners — „ein zweites

Mal der Fall sein, dann würde ich mich rücksichtslos damit beschäftigen, was der Herr Baron von Lühr für ein Interesse daran nimmt, von einem gewissenlosen Seelenmäkler ein Kind zu kaufen."

„Mein Herr," — fiel der, nun wieder hochmüthig werdende Baron ein — „was berechtigt Sie —"

„Kein Wort weiter!" fuhr der Amerikaner strenge fort, nahm den kleinen Karl in seine Arme, gab Jack einen Wink mit dem Kopfe und verließ rasch und ohne mehr einen Blick auf den Baron zu werfen, die Wohnung und das Haus.

Wie war es aber gekommen, daß der Amerikaner in dem verhängnißvollen Augenblicke, und gar zu so später Stunde, in Haus und Wohnung des Barons zu dringen vermochte?

Die Sache war eine einfache und rein zufällige.

Mister Thorn war, wie schon öfter, mit seinem Diener, dem er ungemein gewogen war, auf einem Spaziergange begriffen. Da hatte er plötzlich vor sich den kleinen Karl bemerkt, welcher an der Hand Feid's einherhüpfte, und es machte ihn die hübsche Gestalt des Kleinen, sowie die laut gegebenen Antworten desselben, aufmerksam.

Der Amerikaner bemerkte nun zu Jack, es sei eine augenblickliche Laune von ihm, zu wissen, wer dieses Kind sei und wo es wohne, denn daran, daß der Mann, welcher es führte, so spät noch einen Besuch abstatte, dachte er nicht; seine Aufmerksamkeit wie sein Interesse wuchsen, als er durch einige Worte des Gespräches, das die zwei Voranschreitenden führten, erfuhr, es solle das Kind zu einem demselben fremden Manne gebracht werden.

Jetzt kam es wie eine Ahnung über ihn, daß irgend ein unlauterer Zweck mit dem Besuche verbunden sein könne, und er beschloß die Beiden nicht aus dem Auge zu lassen.

Mister Thorn und Jack hielten sich nun in unauffälliger Nähe des Paares und gelangten mit demselben bis zum Hause des Barons Lühr.

Hier erfuhr Thorn aus dem Munde eines nachbarlichen Portiers, wem das Haus gehöre und das Erstaunen, welches sich auf dem Antlitze des Fragenden ausdrückte, bezeugte, es sei ihm der Baron nicht unbekannt; ja seine plötzlich ernster werdende Miene, die Besorgniß, welche sich in derselben ausdrückte, verrieth, daß die Erinnerungen,

die sich an die Bekanntschaft mit demselben knüpften, nicht gerade zu den angenehmsten gehörten.

Auch schien jetzt plötzlich ein unbestimmter Verdacht in ihm aufzukeimen, denn er wendete sich zu Jack und sagte:

„Eile rasch in das Haus, in welches der Mann mit dem Knaben eingetreten, und suche so unauffällig als möglich zu erforschen, ob die Beiden zu Baron Lühr oder zu irgend einer andern Person auf Besuch kämen."

Jack eilte, dem Auftrage nachzukommen, und kehrte bald zurück, die Nachricht bringend, es sei wirklich der Baron selbst, nach dem der Begleiter des Knaben gefragt.

„'Tis enough! (Es ist gut)," sagte der Amerikaner; „nun wollen wir abwarten. Komm', Jack, treten wir etwas abseits, in den Schatten der Häuser. Wenn mich meine Vermuthung nicht täuscht — und es ist dies selten der Fall — so haben wir heute Gelegenheit gefunden, ein Verbrechen zu verhüten."

Jack sah seinen Herrn erstaunt an, da er nicht begreifen konnte, wie derselbe hinter einem so harmlosen Besuche ein Verbrechen vermuthen konnte, äußerte jedoch keine Silbe, sondern folgte in Allem den Weisungen seines Herrn; hatte er doch, seit er in dessen Diensten stand, gelernt, demselben blindlings zu vertrauen.

Nach Verlauf von etwa drei Viertelstunden bemerkte plötzlich Jack den Schatten einer Gestalt, welche sich längs der Häuserreihe nach der entgegengesetzten Richtung fortbewegte.

Er theilte dies sogleich seinem Herrn mit, der ihm befahl, schleunigst der Gestalt nachzugehen und zu sehen, ob dies der Mann sei, welcher den Knaben an der Hand geführt hatte.

Jack eilte davon.

Einige Zeit war vergangen, ehe er wiederkehrte.

Bereits war Mister Thorn ungeduldig geworden, als Jack hastig herbeistürzte.

„Ja, Herr, er ist's!" keuchte er. „Aber, der Kind sein nicht mit ihm."

„Vorwärts denn — nun gilt's. zu handeln! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Um's Himmelswillen, es heißt, eilen, bevor es zu spät ist."

Nun eilten die beiden Männer die Treppe hinan, welche zur Wohnung des Barons führte.

Mister Thorn riß ungestüm an der Klingel. Der Jäger, welcher erschrocken öffnete und nach dem Begehr der späten Gäste fragen wollte, wurde zur Seite gedrängt und nun stürmten Beide nach der Thüre jenes Gemaches, aus dem im selben Augenblick die Stimme des kleinen Karl an ihr Ohr drang und ihnen gewissermaßen das Ziel anzeigte, welches sie zur Erreichung ihrer Absichten gewinnen mußten.

Wir wissen bereits, daß sie zurecht gekommen waren, einige Secunden später und sie hätten das leere Nachsehen gehabt.

Nachdem Mister Thorn und sein Diener mit dem Knaben das Haus verlassen hatten, war ihre erste Sorge, denselben an einen sicheren Ort zu bringen.

Karl blickte verwundert um sich; dann aber, als er sich in Begleitung eines unbekannten Mannes sah, bat er ängstlich, man möge ihn doch loslassen, er wolle allein nach Hause gehen, wenn Onkel Feid ihn nicht abhole.

Als Karl aber die milde Stimme des Amerikaners hörte, der ihn nun theilnehmend fragte, wo er eigentlich wohne und ihm versprach, ihn sogleich nach Hause zu begleiten, da erkannte der Kleine erst, daß er sich nicht mehr in den Händen des Barons befinde.

„Ach, lieber Herr," sagte er froh aufathmend, „Ihr seid nicht der böse Mann, der mich verleitet hat?" — Nein, nein, Ihr schaut mich auch nicht mit so häßlichen Augen an, wie Der, der uns in's Wirthshaus geführt hat. — Aber, wo ist denn der Onkel Feid? Ist er denn noch nicht da?"

Mister Thorn, der dem Kinde alle die Fragen, bis auf die Letzte beantwortete, tröstete es wegen der Abwesenheit des Onkels, fragte nach dem Wohnorte, so wie dem Namen der Eltern des Kleinen und sendete alsdann seinen Diener voraus, um einen etwa zufällig in der Nähe befindlichen Wagen herbeizuholen.

Nach einigen Augenblicken kehrte Jack mit einem solchen zurück, und nun setzten sich alle Drei in das Coupé.

Hier suchte nun Thorn so viel wie möglich von dem Schurkenstreiche zu erfahren, den man allem Anscheine nach mit dem Kinde vorgehabt, und Karl, der zu dem Amerikaner sogleich ein festes Vertrauen faßte, beantwortete alle an ihn gerichtete Fragen so gut,

als er es eben vermochte und so ziemlich zur Befriedigung des menschenfreundlichen Retters.

Bei dem Hause, in welchem Karl's Mutter wohnte, angekommen, bemerkten sie schon von Weitem eine Gruppe von Frauen, die, wie sie dann später erfuhren, alle auf Bitten der Mutter Karl's mit der Suche nach diesem beschäftigt gewesen.

Es läßt sich der Jubel der geängstigten Mutter vorstellen, als dieselbe wieder ihr Kind gesund und heil erblickte, nachdem es, den beiden Männern voran, aus dem Wagen gesprungen war.

Mister Thorn übergab das Kind der Mutter mit den warnenden Worten:

„Ein andermal hütet Euren Knaben besser und besonders schärft ihm ein, selbst mit einem nächsten Verwandten nie in Häuser zu treten, deren Inwohner er nicht kennt.“

„Ja, was ist denn da vorgefallen?“ fragte die Frau bestürzt.

Der Amerikaner gab jedoch nur einsilbige Antworten, bedeutete, daß er am nächsten Tage wieder vorsprechen werde, und, nachdem er der Mutter des Kindes einen ansehnlichen Geldbetrag in die Hand gedrückt, mit dem Zusatze, es sei dies ein kleiner Erziehungsbeitrag für den lieblichen, die vortrefflichsten Geistesanlagen verrathenden Knaben, stieg er rasch wieder in den Wagen, welcher mit ihm davonfuhr.

Vor dankbarer Rührung sprachlos, kehrte die überglückliche Mutter in ihre Behausung zurück, wo sie von einer ihrer Nachbarinnen erfuhr, daß der edle Gönner Niemand anderer, als der in Wien durch seinen Wohlthätigkeitssinn so volksthümlich beliebt gewordene „Amerikaner“ sei.

Mister Thorn und Jack aber fuhren mit ruhigen und zufriedenen Mienen ihrer Wohnung zu. Wenigstens konnte dies von Letzterem gesagt werden; ob aber sein Herr, der räthselhafte Fremdling, in seinem Inneren eben so ruhig war, kann bezweifelt werden.

Schweigend saßen Herr und Diener neben einander im Wagen, auch nicht ein Wort wurde während der ganzen Fahrt zwischen ihnen gewechselt und es schien, als fühlte auch Keiner von Beiden das Bedürfniß, durch Worte ihren Gefühlen Luft zu machen.

Was mochte wohl das edle Herz des Amerikaners so sehr bewegen, daß sich in seinem Blicke eine so tiefe Trauer und Wehmuth ausdrückte, seine Züge der Schleier der Betrübniß und Melancholie

beschattete, während doch das Bewußtsein, eine edle That vollbracht zu haben, sein Herz mit Freude erfüllen sollte?

Wo weilten seine Gedanken? Träumend saß er da, träumend erreichte er seine Wohnung, träumend durchwachte er die lange Nacht.

Armer reicher Mann! Was nützten ihm seine Millionen? Er genoß sie nicht. Seine einzige Freude bestand darin, Wohlthaten zu üben; aber auch dies war nicht im Stande, ihm die Ruhe des Herzens wiederzugeben. Hatte er dieselbe verloren, hatte man sie ihm geraubt?

Dies Räthsel wird sich seinerzeit lösen.

Wenden wir uns nun einer anderen Person zu.

Es ist Mitternacht, jene Zeit, welche der Baron dem sauberen Onkel F e i d als jene angegeben, um welche er den Knaben wieder holen solle.

Von dem, an unheimlichen Schänken so reichen „Salzgries" her, wankt ein Mann, der sich bereits in jenem Stadium der Trunkenheit zu befinden scheint, welche der Wiener Volkswitz mit dem Ausdrucke „fertig" kennzeichnet.

Jetzt kommt er näher — er spricht mit sich selbst — zuerst entringen sich seinen Lippen unartikulirte Töne — heftige Bewegungen unterstützen ihn darin — endlich werden seine Worte verständlich.

„Zweihundert Dukaten?" murmelt er. „Oder sind's dreihundert . . . ich weiß es selbst nicht mehr. Pah, er muß herausrücken! . . . Geld, nur Geld! — Der feine Herr ist ein Hallunke, daran zweifle ich gar nicht . . . es liegt zu klar auf der Hand . . . und doch!"

Nach diesen Worten bleibt er stehen. Es scheint fast, als ob er sich besänne, denn er sieht sich plötzlich rasch um.

Bald aber fährt er in seinem Selbstgespräche fort.

„Kümmert's mich, was da etwa vorgekommen ist? . . . Weiß ich was davon? . . . Ha ha ha! . . . Geld, viel Geld! . . . Juchhei, wird das ein Leben sein! . . . Aber halt, Brüderl. Laß doch nachschauen . . . meine hundert Ducaten . . . meine Goldfüchseln . . . wo sind sie denn hingekommen?"

Er stand eben auf der ersten Stufe der Fischerstiege.

„Ah . . . da ist der Geldbeutel . . . hei, wie das klingelt! . . . Gold, lauteres Gold!"

Er klimperte damit recht vernehmlich.

„Na," hörte er plötzlich eine heisere Stimme neben sich sprechen, „guter Freund, da könnt Ihr mir leicht einen Theil abgeben."

Feid, es war eben der Seelenverkäufer, blickte verdutzt nach dem Sprecher.

Es war dies ein junger Bursche, dessen Aeußeres nicht eben Vertrauen erweckend erschien. Seine Kleidung verrieth den Vagabunden, ebenso der verwegene Gesichtsausdruck den lichtscheuen Nachtvogel.

Eine zerrissene Kappe bedeckte den Kopf, dessen Haar sich in kühnen Wendungen, nach Art der bei solchen Personen beliebten und anderweitig berüchtigten Zahl 6 fettglänzend an die Schläfen schmiegte, während die Spitzen sich in der Mitte der Stirne in Ringen vereinten.

Der Betrunkene starrte den Burschen eine Weile an.

„Was?" sagte er endlich. „Abgeben? Mir scheint, Ihr seid verrückt? — Ich habe für das Geld —"

Aber er konnte nicht mehr enden, denn schon legten sich die Finger der linken Hand des Unbekannten klammerartig um seinen Hals, während die Rechte mit einem geschickten Griffe nach der mit Gold gefüllten Börse langte, die der Hand des Zimmermalers entglitten war.

Da — horch! — es erschallt der Schritt einer Militärpatrouille.

Der Gauner zuckte zusammen. Rasch führte er einen wuchtigen Schlag nach der Stirne des ohnehin Bewußtlosen.

Da — o Schreck! — in der nächsten Secunde müssen die Polizeisoldaten unterhalb der Fischerstiege vorbeikommen.

Zum Entfliehen war es zu spät; es hätte der Lärm der enteilenden Schritte in der stillen Nacht sofort auffallen müssen.

Die Stiege war dunkel — wenn der Beraubte sich nicht rührte und die Patrouille die Stiege nicht passirte, dann war noch Rettung möglich.

Ah — da sind sie schon — ganz nahe schreiten sie vorüber.

Plötzlich bleibt ein Mann der Patrouille etwas zurück. Er steht stille und blickt zur Stiege empor — Feid hatte geseufzt.

Dem Verbrecher erkältet das Blut zu Eis. Verzweifelt starrt er hinunter auf den Polizeisoldaten, seine Hand umklammert krampfhaft einen länglichen Gegenstand — eine Waffe — ein Messer. Er ist bereit, eher einen Mord zu begehen, als seine anscheinend reiche Beute fahren zu lassen.

Jetzt spricht der Polizeimann.

„Du, Kamerad," ruft er seinem Begleiter zu, „wart' ein Bissel, mir scheint, ich hör' was da droben!"

„Ah," antwortete der Andere, „was wirst denn g'hört haben — eine Katz', die da herumspringt. Du wirst Dich getäuscht haben."

Der Erstere jedoch wollte eine genauere Ueberzeugung. Er trat ganz nahe an die Mündung der Stiege und rief hinauf:

„He da! was giebt's dort oben?"

Der Gauner, fest an die Wand gedrückt, durch einen Häuserwinkel gedeckt, hielt den Athem an.

Der Polizeisoldat lauschte mit vorgebeugtem Kopfe.

„Keine Antwort!" murmelte er, und es schien fast, als ob er Willens sei, die Stufen hinanzusteigen.

Der Gauner war bereit zur Vertheidigung.

Es erwies sich jedoch die Befürchtung eines Angriffes als grundlos. Der Polizeisoldat warf noch einen Blick hinauf und entfernte sich dann schnelleren Schrittes, da sein Kamerad ihm vorausgeeilt war.

Die Gestalt des jungen Räubers löste sich nun behutsam von der Wand los und huschte, einem flüchtigen Schatten gleich, die Stiege hinunter, worauf sie im nächsten Augenblick in einer der berüchtigsten Spelunken des Salzgrieses verschwand.

Der Morgen graute bereits, als Feid endlich aus der Betäubung erwachte, in die ihn die genossenen Getränke und der Faustschlag des Gauners versetzt hatten.

Verwundert blickte er erst um sich — er rieb sich die Stirne.

Da durchzuckte ihn plötzlich die Erinnerung des Vorgefallenen — ein rascher Griff in die Tasche — o Schreck, sie war leer! — sein Gold, sein schönes Gold, der Schurkenlohn, er war verschwunden!

Er wurde todtenbleich. Mit schlotternden Knieen wankte er vorwärts.

„Was fange ich jetzt an?" ächzte er. „Der niederträchtige Schurke hat mich ausgeraubt! — Und der Knabe! Was ist's mit dem Knaben? Um Mitternacht sollte ich ihn abholen! — Jetzt ist's Früh, hellichter Tag! Soll ich mich hinwagen? — Nein, nein, nun warte ich schon noch einige Stunden. — Aber, wo gehe ich hin? Ohne Geld!"

Er schritt den Weg, den er gekommen, wieder zurück.

Da sah er plötzlich vor sich auf dem Boden etwas glänzen.

Er hob es rasch auf.

Ein Freudenschrei entfuhr seinen Lippen — es war eines jener Goldstücke, deren er hundert besessen: ein Dukaten!

Wuthbebend betrachtete er nun dieses Ueberbleibsel seines Schatzes, das ihm vielleicht der Gauner als Gnade hingeworfen, oder das bei dessen Flucht aus dem Beutel gefallen war.

Endlich beruhigte er sich wieder. Mußte er doch froh sein, wenigstens etwas Geld zu besitzen, und dann — es war allerdings ein hübsches Sümmchen, das er verloren, aber hatte er nicht noch einmal die gleiche Summe und noch mehr zu erhoffen? In Zukunft gedachte er, sein Geld schon besser zu hüten.

Nun schritt er den Salzgries entlang und trat endlich in eine Schänke, die eben geöffnet wurde, ein. Er wollte daselbst die Zeit abwarten, welche er für einen Besuch, den er dem Baron abzustatten gedachte, als die geeignetste hielt.

In der frohen Erwartung, nun bald wieder in den Besitz einer bedeutenden Summe Geldes zu gelangen, wanderte Feid um neun Uhr Vormittags dem Hause des Barons Lühr zu.

„Wohin wollen Sie?“ fragte ihn barsch der Portier.

„Zum Herrn Baron!“ war die Antwort.

„Der Herr Baron empfängt keine Besuche um so frühe Stunden,“ donnerte ihm der Hausthorhüter zu.

„Pah, vielleicht sonst Niemanden, aber mich empfängt er gewiß,“ rief Feid, sich in die Brust werfend. „Rufen Sie nur seinen Jäger.“

Der Portier, welcher sich bereits durch das längere Gespräch mit einem unbekannten Individuum in seiner Würde beeinträchtigt fühlte, wollte nun eben die ganze Fluth jener angemessenen Grobheit dem Frechen entgegen schleudern, welche in Wien so sprichwörtlich geworden, daß man die Herrengasse, in welcher sieben Paläste standen, deren jeder einen Portier vor dem Thore stehen hatte, gewöhnlich nur die „Siebenlümmelgasse“ hieß; als der Jäger des Barons dem Streite ein Ende machte, indem er, gerade den Hausflur passirend, Feid als den Mann erkannte, der Abends vorher den Knaben gebracht hatte.

„Was wünschen Sie denn?“ fragte er, auf ihn zueilend.

Als ihn Feid erblickte, rief er mit einem triumphirenden

Blick auf den, nunmehr brummend in seine Loge zurückkehrenden Portier:

„Ei, Sie wissen es ja ohnehin, ich bin bestellt zu Ihrem Herrn — zum Herrn Baron. Der Schlingel von Portier wollte mich durchaus nicht herein lassen."

„O, kommen Sie nur," sagte der Jäger, „ich werde Sie gleich anmelden; bestimmt sind Sie dem Herrn Baron willkommen."

Mit diesen Worten schritt er dem, ihm folgenden Zimmermaler voran, die Treppe hinauf, welche zu den Gemächern des Barons Lühr führte.

Hätte aber Feid die höhnisch verzerrten Mienen des Voranschreitenden bemerkt, er würde nicht so freudigen Herzens nachgefolgt sein, wie dies eben der Fall war.

Im Vorzimmer angelangt, hieß ihn der Jäger warten, während er, um den Besuch anzumelden, in einer Nebenthüre verschwand.

Nach wenigen Augenblicken schon kehrte er zurück, dem Maler in freundlicher Weise bedeutend, daß er eintreten könne.

Feid beeilte sich, der Einladung nachzukommen, und befand sich bald in dem Schlafcabinete seiner noblen Kundschaft.

Baron Lühr lag in Morgentoilette auf dem Divan und starrte finster dem Eintretenden entgegen.

„Was wollt Ihr, Spitzbube?" herrschte er dem Maler entgegen.

Der letztere war nicht wenig überrascht von dem seltsamen Empfange; sein Blick irrte unruhig von einer Ecke des Gemaches zur andern und ganz verwirrt stammelte er:

„Der Herr Baron wissen doch —"

„Daß Ihr ein nichtswürdiger Schurke seid, der mich betrogen und in spitzbübischer Weise um ein schönes Stück Geld gebracht hat!" schrie der Baron wüthend. „Augenblicklich gebt den Betrag zurück, oder Ihr sollt meine Macht kennen lernen."

„Tod und Teufel," fuhr nun seinerseits der Bedrohte auf, „mir scheint Herr Baron, Sie sind verrückt geworden! Haben Sie mir denn nicht das Geld gegeben, damit ich Ihnen den Knaben zuführe, damit Sie ihn bei einer Vorstellung als Ihren Sohn verwenden können?"

„Ja, ich übernahm von Euch den Knaben, aber er sollte zu meiner Verfügung bleiben und nicht sofort wieder abgeholt werden, Ihr niederträchtiger Verräther!"

„Abgeholt — Karl wurde abgeholt? Ja, wer konnte denn wissen, daß er in Eurem Hause sich befinde?“

Das Erstaunen, die völlige Verblüffung, welche nunmehr auf dem Antlitze des Malers ausgeprägt war, trug zu sehr den Stempel der Natürlichkeit an sich, als daß der Baron nicht in seinem Verdachte wankend werden mußte, es sei Feid selbst der Verräther gewesen.

„Habt Ihr nicht,“ fuhr er daher, ruhiger geworden, fort, „nachdem Ihr mir den Knaben gebracht und mein Haus laut Verabredung verlassen habt, den verdammten Amerikaner mit seinem Diener getroffen?“

„Einen Amerikaner?“ fragte Feid mit dem frappirtesten Gesichte der Welt. „Ja welchen Amerikaner meinen Sie denn?“

„Nun, den reichen Fremden, der sich schon eine Zeit lang in Wien herumtreibt und sein Geld auf blödeste Weise zum Fenster hinauswirft.“

„Ach ja wohl, den kenne ich freilich; aber — wie kommt derselbe in Zusammenhang mit dem kleinen Karl?“

„Zum Teufel, stellt mir nicht immer Gegenfragen. Ich habe Euch gefragt, ob Ihr ihn gestern gesehen habt?“

„Gestern Abend? Nein. — Aber was soll er —“

„Hölle und Tod, Er war es ja, der den Knaben mit sich nahm, in dem Augenblicke — ha, ich könnte wahnsinnig werden, vor Wuth! — Er war es, der mir den Knaben raubte.“

Entsetzt starrte Feid den Baron an. Was er da hörte, erschien ihm so unglaublich, daß er eher jeder anderen Vermuthung Raum gab.

Plötzlich zuckte er zusammen, trat dicht an den Baron heran und zischelte ihm mit vor Aufregung heiserer Stimme in's Ohr:

„O, ich errathe — Ihr wollt mich täuschen — mein Neffe ist weg, entführt! Ihr habt ihn irgendwo untergeschoben, vielleicht weil er eine große Aehnlichkeit mit einem abgängigen Erben hatte. — Daß ihn der Amerikaner abgeholt, macht einem Andern weiß; ich glaub's Euch nicht. — Unser Pact lautete: Ich erhalte das Kind wieder zurück — Ihr habt denselben gebrochen — Ihr habt den Kleinen ermordet!“

„Dummkopf!“ schrie der Baron. „Was nützte mir die Leiche eines Kindes! Ihr täuscht Euch, Mann. Ich habe dem Knaben nicht

ein Haar gekrümmt. Der amerikanische Schurke hat ihn mir, bald nach Eurer Entfernung, entrissen."

„O, wäre das wahr," ächzte Feid, „dann wäre ich verloren! Er wird die Anzeige machen —"

„Pah, darüber könnt Ihr außer Sorge sein. Ich weiß, daß er es nicht thun wird — und geschähe derlei wirklich, so kann uns Niemand darüber zur Rechenschaft ziehen, daß ich Euch und den Knaben bewirthete. Indessen mag es bei alledem vortheilhaft sein, wenn Ihr Eure Behausung eine Weile nicht betretet — man mag glauben, daß Ihr eine Arbeit auf dem Lande erhieltet und abgereist seid."

„Ja, wenn dem wirklich so wäre, aber — was soll ich denn beginnen; ich stehe ja völlig mittellos da!" jammerte Feid.

„Pah," sagte der Baron die Stimme runzelnd, „das mögt Ihr einem Andern weiß machen, nicht mir. Habe ich Euch doch gestern Abend, ohne daß es der Knabe bemerkte, ein schönes Angeld in die Tasche geschoben."

„Das schöne Gold!" ächzte der Zimmermaler. „Es ist Alles weg, ich habe nicht einen Ducaten mehr!"

Und nun erzählte er dem Baron sein nächtliches Abenteuer, natürlich, so weit als seine Erinnerungen zu reichen vermochten.

Der Baron, welcher Anfangs ungläubig zuhörte, wurde endlich doch durch die festen Betheuerungen des Bestohlenen von der Wahrheit der Angaben überzeugt, konnte sich aber, trotz seiner üblen Laune, nicht enthalten, zum Schlusse in ein lautes Gelächter auszubrechen.

„Das heiße ich doch tüchtig geprellt sein!" rief er aus. „Wir sind es alle Beide — Ihr um den schönen Lohn, ich um den Zweck, welchen ich mit demselben verband. Nun, für Euch erwächst daraus die wohlverdiente Lehre, Euer Geld, und wäre es auch leicht verdient, in Zukunft besser zu hüten!"

„Sie haben leicht lachen, Herr Baron," erwiderte Feid ärgerlich, „aber ich — ich möchte vor Galle zerspringen. Wären Sie jetzt in meiner Lage, stehe ich Ihnen dafür, Sie würden die Geschichte nicht gar so lächerlich und lehrreich finden. Ich stehe für den Augenblick gänzlich hilf- und mittellos da. Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden soll, um nur ein Obdach zu bekommen. Der eine Ducaten, den ich heute Früh glücklicher Weise gefunden hatte, geht nun auch schon so ziemlich zu Ende. Ich sparte nicht, da ich mich mit dem

Gedanken tröstete, den Rest des Versprochenen zu erhalten. Nun aber —"

„Ach, hört doch einmal auf mit Eurem Gewinsel!" rief lachend der durch diesen Zwischenfall in gute Laune versetzte Baron. „Hört lieber an, was ich Euch vorschlage. Wenn Ihr wollt, so nehme ich Euch bei mir auf — das heißt, nicht hier, in Wien, sondern — ich habe nicht weit von der Residenz eine Villa, deren Zimmermalerei Ihr mir restauriren sollt. — Ihr braucht dazu kein so saures Gesicht zu machen. Die Arbeit ist nicht anstrengend — ich brauche vorläufig erst ein oder zwei Zimmer, die übrigen könnt Ihr dann gelegentlich machen. Nebenbei rechne ich auf Euch, daß Ihr unsern ersten Plan fortwährend im Auge behaltet — aufgeschoben, ist nicht aufgehoben. Auch werde ich mehrere Geschäfte für Euch finden, denen Ihr nicht abhold sein werdet, da Ihr dabei nette Sümmchen profitiren könnt. — Nun, gefällt Euch mein Vorschlag?"

„Topp, ich nehme ihn an; was sollte ich auch sonst machen? Ich kann also meine Effecten noch heute in Ihre Villa bringen lassen?"

„Wie's Euch beliebt. Nur wäre es mir lieb, wenn Ihr den Leuten, bei denen Ihr wohnt, Euren nunmehrigen Aufenthaltsort verschweigt. Ich rathe Euch dies zu Eurem eigenen Besten, denn wir sind vor den Machinationen des Amerikaners noch immer nicht so ganz sicher."

„Herr Baron, ich werde Ihren Rathschlägen vollkommen zu entsprechen suchen."

„Also geht jetzt, und kehrt dann hieher zurück, von wo aus Ihr Eure weiteren Aufträge erhalten sollt."

Feid verbeugte sich und ging davon, zufrieden, daß sich sein Loos halbwegs erträglich zu gestalten schien.

In der Hausflur traf er wieder den mürrischen Portier.

„Nun, guter Freund," rief er ihm zu, „seid Ihr noch böse auf mich? Laßt doch jetzt den Groll schwinden — wir werden ja bald Hausgenossen sein."

„Wer? Ihr?" machte der Portier höhnisch, Feid vom Kopf bis zum Fuß messend. „Na hört, Ihr wäret ja ein sauberer Hausgenosse, vor dem das ganze Haus Respect bekommen möchte."

„Pah, laßt's gut sein, Freund," rief lachend der Zimmermaler, „wir werden uns schon näher kennen lernen und uns hoffentlich dann ganz gut vertragen. Lebt wohl einstweilen; in einigen Stunden halte

ich meinen Einzug in dieses Haus und ich werde trachten, ein Zimmer in der Nähe Eurer Wohnung zu bekommen!"

Nach diesen Worten entfernte er sich rasch, während der Portier kopfschüttelnd und brummend in seine Loge trat. Er glaubte zuversichtlich, der bettelhafte Mensch, der so eben das Haus verlassen, habe sich einen Scherz gemacht.

Aber wie erstaunte er, als plötzlich der Jäger des Barons in seine Loge trat, welcher ihm als Neuigkeit erzählte, daß sich der Hausstand um eine Person vermehren sollte, und daß dies gerade jener Mann sei, der heute Früh mit dem gnädigen Herrn gesprochen.

Der alte Portier wußte nicht, was das zu bedeuten habe und suchte es vergeblich zu enträthseln.

Feid aber eilte nach seiner alten Wohnung.

Bei seinem Eintritte lief ihm schon seine Quartiergeberin entgegen, einen Brief in der Hand tragend.

„Herr Feid — zwei Herren waren da — der Eine recht vornehm und der zweite ein Muhrl (Mohr) — und der Noblige hat um Sie g'fragt und dann den Brief dagelassen."

„Aha, ich weiß bereits davon," erwiderte der Maler, Gleichgiltigkeit heuchelnd. „Es sind große Aufträge für mich, aber nicht für Wien. Ich muß auf kurze Zeit verreisen — nach Ungarn. Seien Sie daher so gut, liebe Frau, suchen Sie alle meine Effecten zusammen und machen Sie mir die Rechnung."

Die Quartierfrau beeilte sich, den Wünschen ihres Miethsmannes nachzukommen und bedauerte ein über das andere Mal, daß er nun fort müsse, während sie sich bereits an ihn recht gewöhnt habe. Dann legte sie ihm die Rechnung vor und erstaunte nicht wenig, als der sonst so arme Zimmermaler mit Gönnermiene zu dem, allerdings nicht großen Betrage, noch ein ganz respectables „Trinkgeld" anfügte.

Dann raffte der Miethsmann seine wenigen Effecten zusammen und entfernte sich mit dem Bemerken aus der Wohnung, er werde die Malergeräthschaften baldigst abholen lassen.

Nachdem er ein ziemliches Stück des Weges zurückgelegt hatte, trat er in ein Wirthshaus ein, setzte sich an einen leeren Tisch, zog den erhaltenen Brief aus der Tasche, öffnete das Siegel und las begierig den Inhalt. Derselbe lautete sehr kurz und bündig.

„Mein Herr! Ihr Leichtsinn, dessen Folgen ich gestern noch glücklicherweise zu verhüten vermochte, führt sie dahin, wo schon so

Viele hingeführt wurden, zum — Galgen. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen diese ehrlich gemeinte Warnung zukommen zu lassen, deren Beherzigung ich Ihnen auf das Eindringlichste empfehle.

Thorn."

Feid lächelte verächtlich und steckte den Brief wieder zu sich.

„Pah," murmelte er, als er das Gasthaus verließ, „glaubt denn der amerikanische Gimpel, ich ließe mich von ihm schrecken? Muß ich mir nicht den Rest der ausbedungenen Summe verdienen? Und diesmal, beim Teufel, soll weder Käufer noch Verkäufer um den Lohn geprellt werden!"

Bald hatte er wieder das Haus des Barons erreicht. Lachend begrüßte er den Portier, der sich bei seinem Erscheinen brummend zurückzog, und rief ihm zu:

„Na, alter Spezi, hab' ich gelogen? Seht, ich halte schon meinen feierlichen Einzug. Wartet nur, jetzt bin ich Euch noch fremd, aber wir werden bald genauere Freundschaft schließen; da werdet Ihr denn wohl nicht mehr so bärbeißig sein, wie jetzt."

Darauf begab sich Feid in das, ihm von dem Jäger des Barons angewiesene Zimmer.

Nicht lange nachher wurde er zu dem Letzteren berufen.

Er fand ihn vor seinem Schreibtische sitzend.

Beim Eintritte Feid's blickte Baron Lühr auf.

„Nun," sagte er, „will ich Euch Etwas sagen, was zu Eurer Sicherheit nothwendig ist. Ihr werdet von jetzt an, selbst meinen Leuten gegenüber, einen anderen Namen annehmen und da Ihr schon in meinem Hause seid, öfter in meiner Begleitung gesehen werdet, auch in Eurem Aeußeren Euch verändern müssen. Nehmt zu diesem Behufe die Börse da und kommt sodann zu mir, wo ich Euch weitere Aufträge ertheilen will, bei denen Ihr Eure Geschicklichkeit aufbieten müßt. — Ich hoffe, Ihr seid jetzt gewitzigt und werdet verhüten, daß wir abermals um die Früchte unserer Unternehmungen kommen."

„Gewiß, Herr Baron," erwiderte Feid, „Leute unserer Qualität prellt man nur ein einziges Mal und nicht mehr wieder."

Und nachdem er sich bei diesem Complimente von höchst zweifelhafter Natur ehrerbietig verbeugt hatte, verließ er das Zimmer.

An den linken Frackschoß hängt sich der kleine Franzi, an die Kleidfalte der Mutter die noch kleinere Resi.

In zweiter Linie wandelt Tobias Rohrbeck, der Altgeselle, die Meerschaumpfeife im Munde, mit möglichst kleinen Schritten, denn er führt ja am Arme das holdselige Linchen, seines Brodherrn siebzehnjähriges reizendes Töchterlein.

Dann folgen in einer Reihe vier junge, kräftige Bursche, mit munteren Gesichtern, gute Stöcke in den Händen und aus bunt bemalten „Meißnerköpfen“ mit quastengeschmückten Rohren rauchend; und den Nachtrab bildet die Gustl, die Köchin, einen schweren Korb am Arme und die beiden Lehrbuben der Muki und der Sepperl, einer mit dem Gewehre, der zweite mit Säbel und Patrontasche bewaffnet, beide überstolz über die Vertrauensmission, die ihnen geworden, beide vielbeneidet von einer kleinen Truppe neugieriger Jungen, die im Momente keinen höheren Wunsch hatten, als die zwei Glücklichen im Dienste des Waffentragens ablösen zu können.

Herr Jakob Strohschneider beging ein Familienfest — seinen Hochzeitstag.

Nach der Parade waren Kind und Kegel in den Prater gezogen und hatten beim „Paperl“ (Papagei) ein splendides Mittagsmal genommen. Diesem war eine Rundreise durch die Buden und Ringelspiele gefolgt. Das „Pimperltheater“, die Riesin“, das „Pferd mit sechs Füßen“, der „dressirte Pudel“, der „Bajazzo auf dem cachirten Esel“ (von dem humorreichen Ringelmann) und das „Panorama“ waren bewundert worden und in den verschiedenen Caroussels war der kleine Franzi, von einem der Lehrjungen in Hut genommen, so oft auf dem „Schimmel“ geritten, bis ihm völlig übel geworden; und nicht nur die kleinen, auch das schöne Linchen, der ehrsame Altgeselle und die anderen Gesellen hatten sich wacker im Kreise drehen lassen und saßen so stolz auf den hölzernen Rossen wie Lejars auf seinem vielbewunderten „Nurmahal“.

Nachdem es Meister Strohschneider, der sich an dem Vergnügen seiner Angehörigen, dessen Kosten er natürlich trug, höchlichst ergötzte, endlich nicht ohne Mühe gelungen war, den Franzi und die Resi aus der verlockenden Nähe des Ringelspiels zu entfernen, wurde der Weitermarsch angetreten in die „Krieau“ zum „Jägerhaus“ wo die Jause eingenommen werden sollte.

Dorthin waren auch einige Bekannte bestellt worden, mit welchen man den Abend zubringen wollte.

Als Rendezvous war ein riesiger Eichenbaum bezeichnet worden, dessen dichtes Blätterdach willkommenen Schutz gegen die Sonnenstrahlen bot.

Die geladenen Freunde waren bereits versammelt und begrüßten die Nahenden mit Hüteschwenken und Tücherwehen.

Da war unter den Harrenden vorerst Herr Jean Baptist Maisinger, im blauen Frack mit Stahlknöpfen, Jabot, gefälteten Manchetten, ein Bouquet in der Rechten, in der linken den blanken Cylinderhut. Er war etwas über vierzig Jahre, mittelgroß, geschmeidig; ein süßes Lächeln im glattrasirten Antlitze.

Seine Augen waren klein, lebhaft und immer halb geschlossen. Ein goldenes Lorgnon baumelte auf seiner Brust, eine dicke goldene Kette mit einem wahren Ungethüme von Breloque hing aus der Tasche seiner weißen Weste nieder bis auf den halben Schenkel.

Maisinger, der früher Kammerdiener bei einem großen Herrn gewesen, hatte sich da ein hübsches Geld erspart, mit dem er sich in das Privatleben zurückzog. Er war ein Vetter Frau Dorotheens, die große Stücke auf ihn hielt. Weniger Sympathie empfand Herr Strohschneider für den ewig süßen, hypergefälligen Mann, der niemals „Nein“ zu sagen wußte.

Lange Jahre hatte der Vetter Battist nichts von sich hören lassen, vor sechs Monaten erst kam er, wie hereingeschneit in das Haus des Tischlers, in welchem er sich nun, Dank Frau Dorotheens Gunst, fest genistet hatte.

Der zweite Gast war der ehrenwerthe Herr Martin Gansler, bürgerlicher Fleckfieder (eine Art Fleischer, die sich allein mit dem Sieden der Kaldaunen beschäftigen), ein dicker Mann mit fiedeler Miene, ein alter „Spezi“ des Tischlers; am Arme führte er seine nicht minder dicke Ehehälfte, sonntäglich herausgeputzt, schwer mit Gold behangen.

Als Letzten müssen wir dem Leser einen jungen hübschen Mann, kaum vierundzwanzig Jahre alt, vorstellen. Er sah etwas schüchtern aus, war anständig, doch einfach gekleidet, und sah nicht darnach aus, als ob ihm die Thaler in der Tasche wüchsen.

Sein Name war Raimund Holzer, seine Stellung die eines Praktikanten der Hofbuchhaltnng. Er hatte einige Zeit bei Herrn

Strohschneider als Zimmerherr gewohnt und der Miethsherr war bald des jungen, bescheidenen, gebildeten Mannes Freund geworden. Auch Frau Dorothea war ihm gut gewesen, in neuerer Zeit jedoch hatte ihn der Vetter Battist — in allen Ehren natürlich — aus ihrem Herzen verdrängt.

In einem Herzen jedoch schien er noch immer fest zu sitzen. Einem aufmerksamen Beobachter nämlich konnte es nicht entgehen, wie Linchen's Wangen sich bei seinem Erblicken mit zartem Roth übergossen, wie ein leiser Seufzer ihren schwellenden Busen hob, und welch' ein süßer Blick es war, mit dem sie den Gruß des Jünglings erwiderte.

Zum Glücke war kein solcher Beobachter in der Gesellschaft, Herrn Maisinger ausgenommen. Dieser jedoch hatte über und über zu thun, Frau Dorothea aufmerksam zu sein und ihr die hohe Verehrung zu beweisen, die er, wie er bei jeder Gelegenheit betheuerte, für sie empfand.

Die ganze Gesellschaft lagerte sich unter dem Eichenbaume. Die Magd kramte den Korb aus. Da kamen erst große weiße Tischtücher zum Vorscheine, die über den Rasen gebreitet wurden, dann Bestecke, Teller und Gläser, dann riesige Gugelhupfs, ein Indian von imponirendem Aussehen und einladendem Dufte, ein halb Dutzend dunkle langhälsiger Flaschen; der Korb schien unerschöpflich und der dicke Fleckfieder schleckte schon mit der Zunge im Vorgeschmacke der Freuden, die da kommen sollten.

Herr Strohschneider begab sich dann, gefolgt von der Köchin und den beiden Lehrbuben, in das Jägerhaus, um die nöthigen Quantitäten Kaffee für die „Weiber" zu bestellen, während er für die männliche Gesellschaft ein kleines Fäßchen frischen Horner Biers auf den grünen Lagerplatz schaffen ließ.

Dort ging es gar lustig und fröhlich zu, alle Hände und alle Kinnladen waren bereits in Thätigkeit. Heute gab es keinen Unterschied zwischen Meister und Geselle und Herr Strohschneider selbst war es, der den wackern Thomas an die Seite seiner Frau placirte, um dem treuen Arbeiter eine Ehre anzuthun, auf die derselbe nicht wenig stolz war. Wo ist es hingeschwunden heute, das patriarchalische Einvernehmen des Arbeitgebers mit dem Arbeitnehmer?! Wohin ist aber auch dafür deren Solidität gekommen?!

Zur Rechten Frau Dorotheens hatte Vetter Battist Platz-

genommen; neben diesem saß die wohlgenährte Frau Flecksiederin, als deren Nachbar der Gastgeber sich breit gemacht. Auf der anderen Seite saß neben dem Altgesellen das hübsche Linchen, neben diesem Raimund, dann Herr Gansler; den Reigen schlossen die Gesellen, während die Magd und die beiden Lehrbuben außerhalb des Kreises gelagert waren.

Alle waren heiter und fröhlich, die Glücklichsten jedoch schienen Raimund und Linchen, die über dem heimlichen Geplauder des Essens und Trinkens zu vergessen schienen.

Nun kam die Reihe an die Toaste.

Den Ersten brachte, thränenden Auges Herr Strohschneider aus. Derselbe lautete:

„Seiner Majestät, Kaiser Ferdinand der Erste, dem ich mein eheliches Glück verdanke!"

Verständnißinnig jubelte Alles mit, denn die Geschichte war Allen bekannt.

Da dies jedoch bei unsern freundlichen Lesern nicht der Fall sein dürfte, müssen wir die Begebenheit, welche dem Toaste zu Grunde lag, hier einschalten.

Wenn man aus der inneren Burg hinaus auf den Platz tritt, wo sich heute die Monumente zweier unsterblicher Helden, Erzherzog Karl und Prinz Eugen, erheben, fällt auf der linken Seite ein Gitter in die Augen, welches einen schönen Garten umschließt. Dieser Garten ist der einzige, welcher im Umkreise der Stadt liegt, und hat mit dem ihm rechts gegenüber liegenden Volksgarten beinahe gleich großen Umfang und dieselbe Form. Es ist der Hof- oder Kaisergarten für den Privatgebrauch der kaiserlichen Familie. Die Anlage desselben begann im Jahre 1818 in Folge der durch die Franzosen 1809 geschehenen Sprengung der hier gestandenen Befestigungswerke. Indeß befand sich an dieser Stelle schon bis Ende des 15. Jahrhunderts ein größerer Hofgarten, der sich seiner Zeit bis zur Vorstadt Laimgrube erstreckte, und welcher vor der ersten türkischen Belagerung (1529) der nothwendigen Stadtbefestigung weichen mußte. Der Hauptschmuck des Kaisergartens ist der sogenannte Wintergarten, nämlich das große 510 Fuß lange Gewächshaus, dermalen wirklich einzig in seiner Art.

An einem Fensterrahmen dieses Gewächshauses war an einem Tage des Jahres 1820 ein Tischlergeselle beschäftigt. Jung und wohl-

gestaltet, treuherzig aus blauen Augen blickend, arbeitete er fleißig und still an der Ausbesserung des Gewächshauses. Nur manchmal hob ein tiefer Seufzer die bewegte Brust, und über das harmlose Gesicht rollten bittere Thränen. Offenbar hatte der Jüngling Herzenskummer und den verscheucht oft die fleißigste Arbeit nicht.

Täglich ging der Kronprinz Ferdinand in dem Garten spazieren. Er hatte den fleißigen Gesellen bemerkt und eines Abends trat er auf ihn zu, um den Fortgang der Reparatur in Augenschein zu nehmen. Auch der junge Arbeiter hatte stets den Kronprinzen gesehen, und so oft dies geschehen, hatte er die Hände ruhen lassen und dem allgeehrten Manne lange nachgeblickt.

Der Kronprinz, bekanntlich in Mechanik äußerst erfahren und geschickt — von einer wissenschaftlichen Reise durch mehrere Provinzen der Monarchie, dann durch Italien, die Schweiz und einen Theil von Frankreich zurückgekehrt, weihte er seine Muße hauptsächlich der Unterstützung und Aufmunterung der segensvollen Künste und Gewerbe des Friedens, und unter seinem Protectorate erfreute sich die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien eines immer blühenderen Zustandes und ausgebreiteterer Wirksamkeit, wie auch seine innige Theilname an Verbesserung vaterländischer Industrie, seine eigenen reichhaltigen, diesem wichtigen Zweige der Cultur gewidmeten Sammlungen beurkundeten — Kronprinz Ferdinand also blieb eines Abends stehen und knüpfte mit dem Handwerker ein Gespräch an, das auf seine Arbeit Bezug hatte.

Er erhielt zwar etwas scheue, aber verständige Antworten. Nach kurzem Zwiegespräch entfernte sich der Kronprinz. Der Tischlergeselle schickte sich an, ihm einige Schritte zu folgen, aber — sich auf das Unstatthafte seines Vorhabens besinnend — schlug er sich verzweifelt an die Stirne und arbeitete weiter an seiner gewohnten Beschäftigung.

Am nächsten Tage näherte sich ihm der Kronprinz wieder.

Darauf mochte der Geselle gehofft haben, denn er erwartete sehnsuchtsvoll diesen Augenblick und hatte sich schon während des ganzen Tages die Anrede einstudirt, welche er dem Kronprinzen halten wollte.

Endlich stand Ferdinand ganz nahe vor ihm und blickte, wie gewöhnlich, freundlich und milde auf den armen Arbeiter, welcher dadurch ermuthigt den Hobel bei Seite legte und auf die Kniee fiel. Aber so gut er sich auch die Worte zusammengesetzt hatte, welche

er dem hohen Herrn vortragen wollte; als das, was er seinem Kopfe eingeprägt, nun über die Lippen sollte, da war Alles rein vergessen und Angst und Ehrerbietung schlossen ihm den Mund.

Da half ihm der gütige Prinz aus der Noth.

„Du möcht'st mich gern um was bitten?" sagte er lächelnd, in seiner herzgewinnenden österreichischen Sprachweise. „Na, so komm' nur zu Dir und sag' mir nacher, was Dir auf'm Herzen liegt."

Trotz dieser huldvollen Anrede vermochte der Tischlergeselle nur undeutliche Worte zu stammeln.

„Hat man Dich vielleicht zum Soldaten g'nommen?" fuhr der Kronprinz gütig fort, mit der Muthlosigkeit des Jungen Erbarmen fühlend. „Oder hat Dich ein Unglück troffen?"

„J' möcht gern die Dorothé heiraten!" stieß der Geselle endlich heraus, wobei eine flammende Röthe seine Stirne und Wange überzog.

Der Kronprinz lachte laut auf.

„Ja, was kann denn ich dabei thun?" sagte er dann ernst, denn er sah, daß dem Burschen die hellen Thränen über die Backen liefen. „Erstens kenn' ich Deine Dorothé gar nit, na und nacher hab'n wir Fürsten nit immer 's Recht, durch ein' Machtspruch uns in Familienang'legenheiten z'mischen."

So war denn einmal die Bahn gebrochen und der Geselle fand seinen Muth wieder.

„Allergnädigste Hoheit," sagte er, „erlaub'n S', daß ich Ihnen den Hergang erzähl'. Ich heiß Jakob und bin der Sohn von einer armen Gärtnerswittib in Erdberg, die ich Gott sei Dank ernähr'n darf und kann. J' hab's Tischlerhandwerk bei einem recht braven, ordentlichen Meister g'lernt, hab' mich auch immer recht gut mit ihm vertrag'n; bis mir auf einmal 's Unglück passirt is, daß i' mi' in d Meisterstochter verliebt hab'. Das Mädel hat meine Bewerbung nit im Mindesten ungütig aufg'nommen und mir sogar mit Hand und Mund ewige Lieb' und Treu' g'schwor'n. Seh'n S', gnädigste Hoheit, und das is die Dorothé, die i' heiraten muß, oder i' spring in's Wasser! Wie der Vater unser Einverständniß bemerkt hat, war's nimmermehr zum Aushalten mit ihm; er hat mir erklärt, daß i' mir seine Tochter aus 'n Kopf schlagen müßt, weil er ganz andere Absichten mit ihr hat und sie nit dem ersten besten armen Teufel an 'n Hals werfen will. Und dieser Ausspruch, allergnädigster Kronprinz,

bringt mi' zur Verzweiflung. J' bin arm, da hat der Meister Recht, aber i' bin fleißig, g'schickt in mein' Handwerk und hoff's in der Welt vorwärts z'bringen. Wenn i'h Meister wär' und das Geld hätt', mei' Werkstatt einz'richten, so sollten S' schauen, was i' z'sammbring'! Alle feinen Arbeiten beim Meister muß ohnedem i'h machen. Glaub'n S', Hoheit, er hätt' die Arbeiten für'n kaiserlichen Hof übernehmen können, wenn i'h nit wär'? So g'schickt als er auch is, bin i'h do' no' viel g'schickter. Na und die Dorothé wär' auch einverstanden — sie lebet Anfangs gern in beschränkten Umständen — Noth brauch'st s' nit zu leiden, dafür bürgt meine Arbeitsamkeit. Wien nährt ja so viele g'schickte Handwerker, warum sollt' ich an mein' Fortkommen verzweifeln! Es käm' nur d'rauf an, wie g'sagt, daß i' Meister werd' und um das wollt' i' Euer kaiserliche Hoheit bitten."

„Das hängt nit von mir ab," sagte der gütige Kronprinz. „Der Kaiser, mein gnädigster Herr Vater, is der Herr, und hat zu befehln. Ich glaub' aber, wie ich 'n kenn', daß er sich nit in Familienang'legenheiten mischt. Uebrigens wer weiß, was der Meister für Ursach' hat, daß er Dir seine Tochter versagt. Mit 'm Bürger- und Meister-Recht hat's auch seine b'sondern Bewandtniß'; mein gnädigster Herr Vater sagt immer: er is der erste Bürger unter dem G'setz und er haßt alle G'waltstreich, die ein G'setz umgeh'n".

Solche Aussprüche hatte der Tischlergeselle nicht erwartet. Er wurde todtenblaß und sagte zitternd:

„Wenn i'h die Dorothé nit bekomm', dann is 's besser, i' spring' glei' in die Donau und mach' mein' traurigen Leben ein End'!"

„Schamst Dich nit über so gottlose Reden?" sagte mit finsterem Blicke der Kronprinz. „Bist ein Wienerkind und hast so wenig Religion? Das hätt' ich von Deinem aufrichtig'n G'sicht nit erwart? Ich war Dir schon recht gut, aber jetzt is All's vorbei. Geh mir aus die Augen gottloser Bursch', der an Selbstmord denkt und hat ein alt's Mutterl z' Haus!"

Kronprinz Ferdinand wendete sich ab und ging den Sandweg hinab.

Der Tischlergeselle stürzte auf die Kniee, als wollte er seine Aeußerung abbitten, küßte dann die Stelle, wo der Kronprinz gestanden, sprang auf, raffte sein Arbeitszeug zusammen und eilte aus dem Garten.

Trotz der anscheinend harten Worte hatte der Kronprinz ihn

nicht aus den Augen gelassen. Er winkte einem Lakai und befahl demselben, dem Tischlergesellen zu folgen und ihm über dessen ferneres Treiben Bericht zu erstatten.

Der Geselle ging nicht der Donau zu, sondern schlug den Weg nach der Werkstätte seines Meisters ein, wo er das Arbeitsgeräthe niederlegte, sich sodann auf den nahen Holzplatz begab, einen einsamen Winkel aufsuchte und da bitterlich weinte.

Bald nach seiner Ankunft verließ ein hübsches junges Mädchen die Stube, an deren Fenster der Bursche vorübergegangen war, und folgte ihm nach dem Holzplatze. Sie näherte sich ihm leise und gab ihre Gegenwart durch einen leichten Schlag auf seine Achsel zu erkennen.

Schweigend umfaßte Jakob seine Dorothea, und weinte dann um so heftiger.

Dorothea setzte sich zu ihm und redete ihm freundlichst zu. Es gelang ihr, ihn ruhiger zu machen und er theilte ihr die ganze Unterredung mit dem Kronprinzen mit.

„Ich hab' mir's gleich gedacht, daß Du nicht glücklich warst mit Dein' Ansuchen; aber wer weiß, was noch g'schieht? Schau', ich geb' die Hoffnung nit auf, der Kronprinz ist, wie alle Welt erzählt, ein Engel an Güte und wer weiß, wie er uns noch helfen will. Uebrigens — 's mag sein wie immer, ich bleib' Dir treu und wenn ich auch graue Haar' d'rüber bekomm'!"

Der Lakai hatte, verborgen hinter einer Planke, das ganze Gespräch mit angehört, entfernte sich hierauf und begab sich zum Kronprinzen, dem er den Erfolg seiner Beobachtungen mittheilte.

Da kam der 19. April. Vormittags hatte Kaiser Franz I. den Meister, bei welchem der verliebte Tischlergeselle arbeitete, herbeiholen und ihm eine bedeutende Reparatur an dem Gewächshause übertragen lassen.

Stolz darauf, die Arbeit verrichten zu dürfen, war er schleunigst erschienen und eben bei seinen Ausmessungen beschäftigt, als sich der Kaiser dem Glashause nahte.

Meister Mathias Wurm, ein kräftiger Mann, einer jener Wiener Bürger, die an Herz und Seele gesund, den Tag über dem Geschäfte obliegen, des Abends bei gutem Imbiß und einem Glase echtem Wein sich aber gütlich zu thun verstehen, hatte sein Schärflein im Trockenen und war einem so ehrenvollen Auftrage um so lieber

gerecht, als er nicht nöthig hatte, denselben um des Gewinnstes willen zu übernehmen.

Er begrüßte ehrerbietig den Monarchen, der sich ihm näherte und seiner Beschäftigung zusah.

„Sie haben wohl ein gut's G'schäft, Herr Meister?" redete er ihn huldvoll an.

Meister Mathias, weniger schüchtern als sein Geselle, gab unterthänig, aber festen Tones Antwort.

„Ich hab' auch g'hört, daß Sie eine hübsche Tochter hab'n," war des Kaisers weitere Frage.

Der Meister machte große Augen. Wer in der Welt konnte dem Monarchen von seiner Dorothea erzählt haben!

„Es geht an," erwiderte er sodann gefaßt. „Wenn ein jung's Madel nur brav und fleißig is, dann g'fallt sie Gott und Jedermann."

„Ganz richtig, lieber Meister; — aber so ein Madel g'fallt g'wöhnlich irgend Einen no' ganz b'sonders. Na, und wenn so Einer kommt, so is 's oft schwer, sich zu entscheiden. Wann der Meister also einmal seine Tochter verheiraten will, hätt' ich auch ein' Mann für sie."

Kaiser Franz ergötzte sich an dem Erstaunen des Meisters, der nicht wußte, wie er zu so hohem Wohlwollen kam.

„Ach, Euer Majestät," sagte er endlich, „'s Madel macht mir viel Kummer; sie hat sich ein' von meine G'sell'n in Kopf g'setzt — freili' is der Bursch mei' bester Arbeiter, aber halt's Kind ganz armer Leut', und kann nit's Mindeste Erworbene aufweisen."

„Na, nachher muß er sich halt was zu erwerben trachten," erwiderte gutmüthig Kaiser Franz. „Die G'leg'nheit dazu will i' dem jungen Menschen verschaffen. Ich werd'n zum Hoftischler machen — das heißt, wenn er z'erst, wie's die Norm vorschreibt, Meister word'n is und eine Werkstatt eing'richt hat. Wann ihm kein Mensch den Fond dazu giebt, werd' ich ihm's Geld leihen."

„Hoftischler!! — der Strohschneider Jakob!!"

Mehr vermochte der Meister nicht herauszubringen, denn er glaubte vor Ueberraschung umsinken zu müssen. Das war dann ein kurios acceptabler Schwiegersohn für ihn.

Kaiser Franz bemerkte ganz gut die elektrische Wirkung, die seine Worte auf den Tischlermeister hervorgebracht hatten, ließ sich aber nichts davon merken und wiederholte kalt:

„Ja, ja, der Strohschneider Jakob wird mein Hoftischler — schau'n S' nur, daß er bald 's Meisterrecht kriegt."

Dann grüßte Kaiser Franz leutselig und ging von dannen.

Meister Mathias konnte nun nicht weiter arbeiten, der Hobel griff nicht mehr an, das Stemmeisen setzte er, statt in's Holz, in's eigene Fleisch — er mußte nach Hause, um seinem vollen Herzen Luft zu machen.

Es versteht sich, daß er sogleich mit fieberhafter Hast alle Schritte machte, um seinem Gesellen das Meisterrecht zu verschaffen und eine Werkstätte einzurichten.

Bald darauf erhielt Jakob Strohschneider das Decret als Hoftischler und stand mit seiner lieben Dorothea vor dem Altare.

Der neue Hoftischler begab sich sodann in die Hofburg, um dem Monarchen für seine Gnade zu danken.

Als aber der junge Meister mit von Thränen erstickter Stimme einige Worte stammelte, sagte der Kaiser:

„Zu mir kommen S', Ihnen zu bedanken? Sie, da sein S' ganz bei der unrechten Stell' — da müssen S' zu mein' Sohn, den Ferdinand geh'n — er hat Ihr Glück von mir als sein Geburtstagsg'schenk erbeten!"

Und nun werden die freundlichen Leser begreifen, warum der erste Toast des wackeren Bürgers dem früheren Kronprinzen, nunmehrigen Kaiser Ferdinand galt.

Darauf brachte Herr Maisinger einen Trinkspruch aus auf das Ehepaar, das heute den so und so vielten Jahrestag seiner Vermählung feierte; der Altgeselle sprach gleichfalls einige schlichte, aber von wahrer Herzlichkeit dictirte Worte, der dicke Fleckfieder begnügte sich, auf das Wohl des alten Freundes ein großes Glas Wein auf einen Zug zu leeren, und der kleine Franzi und die noch kleinere Resi balgten sich, nachdem sie sich am Kaffee und Guglhupf übersatt gegessen, im Grase herum, und machten sich die schönen weißen Kleidchen voll grüner Flecken.

Als gegessen und getrunken war, holten die Männer die Pfeifen hervor, Herrn Maisinger ausgenommen, der nicht rauchte. Der wohlgefüllte gestickte Tabaksbeutel Meister Strohschneider's, eine Handarbeit, die ihm Schön-Linchen zum Namensfest gespendet, machte die Runde; als er an Raimund kam, drückte dieser das

von lieber Hand kunstvoll gearbeitete Gewebe in seligem Vergessen an sein Herz, bis ihn Herr Strohschneider lachend erinnerte, daß er selber noch des duftenden Krautes harre, den Meerschaumkopf zu füllen.

Ueber und über roth stopfte Raimund den kleinen Ulmerkopf, den er in Händen hatte, voll und gab dann den Tabaksbeutel an seinen Eigenthümer zurück.

Herrn Maisinger's Augen war diese kleine Scene nicht entgangen; er zog die Augenbrauen leicht empor und ein Schatten bewölkte seine Stirne..

Er begann etwas zu ahnen und betrachtete von diesem Momente an Raimund Holzer mit ungnädigen Blicken.

„Frau Cousine," wendete er sich leise an Frau Dorothea, „meint Ihr nicht, daß heute ein günstiger Moment gekommen wäre, Herrn Strohschneider mein kleines Anliegen vorzutragen?"

„Nein, heut' nicht," gab Frau Dorothea ebenso zurück, „an so einem Tag darf man ihm mit nichts Ernstem kommen, sonst wird er bös. Ich kenn' mein' Alten."

„Ich meinte nur, daß es gut wäre, einmal zum Ziel zu gelangen, sonst könnten Dinge eintreten —"

Frau Dorothea blickte den Sprechenden verwundert an.

Herr Maisinger wies mit den Augen nach dem jungen Liebespaare.

„Merkt Ihr 'was, theure Cousine?" frug er leise, mit heimtückischem Lächeln. „Ihr seid doch eine so kluge, erfahrene Frau!"

Frau Dorothea konnte nicht umhin, dem Lobspruch ihres Nachbars Ehre zu machen.

Sie merkte also, daß Raimund des Rauchens längst wider vergessen hatte, daß er sehr nahe bei Linchen saß und sehr eifrig in sie hinein sprach; sie merkte auch, daß Linchen über das, was sie hörte, keineswegs betrübt schien und ihrem Nachbar von Zeit zu Zeit so innig zulächelte, daß dem gleichfalls beobachtenden Herrn Vetter Battist die Stirnader schwoll.

„Linerl!" rief mit einem Male Frau Dorothea.

Das junge Paar schrak zusammen. Linchen wurde sogar einen Moment blaß und ihre Stimme zitterte merklich, als sie frug, was die „Frau Mutter" befehle.

„Setz' Dich da zu mir her!" gebot Frau Dorothea.

Linchen gehorchte, aber, man sah es, mit schwerem Herzen.

Raimund schien nicht minder betroffen, nur Herr Battist jubelte über den Streich, der ihm so wohl gelungen.

Aber er jubelte zu früh.

Herr Strohschneider merkte, daß der allgemeinen Freude eine Störung drohe, und mit jener Miene, die seine Frau belehrte, daß er keinen Widerspruch dulde, rief er ihr zu:

„Geh', Alte, was machst denn? Laß' die jungen Leut' sitzen, wo sie wollen — heut' giebt's kein Zwang."

Frau Dorothea biß sich in die Lippen.

Mit einer Handbewegung deutete sie Linchen an, wieder auf ihren früheren Platz zurückzukehren; eine Aufforderung, der rasch und freudig Gehorsam geleistet wurde.

Aber die Freude war doch gestört, seit Raimund und Linchen sich beobachtet wußten.

Vetter Battist knirschte mit den Zähnen.

„O, steht's so?" dachte er. „Nun, für die Thür' find' ich auch noch ein Riegel — und dasmal wird wohl kein Kronprinz da sein der'n z'ruckschiebt."

Herr Strohschneider aber lachte heimlich und sprach zu sich selbst:

„Meine Alte macht Dummheiten; der Sapperments-Puderbeutel hat sie ganz im Sack. Den mach' ich ein Strich durch d' Rechnung, daß er blau und grün wird vor Gall."

Und als es zu dunkeln begann, als von dem Indian nur mehr die Knochen, von den mächtigen Gugelhupfen nur einige Krumen vom Weine nur die Flaschen, vom Biere nur das Fäßlein mehr übrig waren, da commandirte Herr Strohschneider den Heimmarsch und ordnete die Paare. Vorerst die Gesellen, dann die Lehrjungen, die sich diesmal statt mit den blinkenden Waffen mit den schlaftrunkenen Kindern belasten mußten; dann Raimund mit Linchen, darauf die Fleckfieberischen; hinter diesen Frau Dorothea mit dem Altgesellen und zuletzt er selber, Arm in Arm mit Herrn Maisinger, dem er zu dessen größter Verzweiflung Säbel und Cartouche umhing und zuletzt auch noch das Gewehr auf die Schultern lud.

Der lustige Bürgersoldat stellte sich weit angeheiterter, als er in Wirklichkeit war; da er jedoch den Vetter Battist niemals be-

sonders leiden mochte, so wollte er heute sein Müthchen an demselben kühlen.

„Wir sind die zwei Alten!“ rief er aus, wohl wissend, daß Maisinger nicht alt genannt werden wollte, vor Allem nicht in Gegenwart Schön-Linchen's; „wir behüten 's ganze Bataillon.“

Während des ganzen Heimweges quälte und neckte er ihn, zog ihn bald rechts, bald links, mit der ganzen Unruhe und Unsicherheit Eines, der zu tief in das Glas gesehen, und Vetter Battist duldete schweigend, machte gute Miene zum bösen Spiele, um es mit dem Vater des Mädchens, das er sein zu nennen hoffte, nicht zu verderben.

Die Gesellschaft langte, nach einem für Herrn Maisinger ziemlich qualvollen Marsche endlich vor dem Hause des Tischlers an. Der Letztere lud seinen Begleiter wohl ein, mit hinauf in die Wohnung zu kommen, Battist jedoch refusirte, denn er fühlte sich so matt und müde, daß er sich kaum auf den Beinen erhalten konnte.

Er nahm daher Abschied und lief, Gift und Galle im Herzen, von dannen.

„Ich werde mich revanchiren,“ sagte er geifernd vor sich hin „und der Saufaus soll mich noch kennen lernen. Das Linerl wird mein, mag der Alte noch so sehr dawider sein. Ha ha, ich hab' schon ein Hausmittel in Bereitschaft, mit welchem ich den Dickkopf mürb' machen kann.“

Weit zufriedener, ja mit wahrer Himmelswonne im Herzen, entfernte sich Raimund von der Gesellschaft. Linchen hatte ihn beim Abschiede so freundlich angesehen und ihm so zärtlich die Hand gedrückt, daß er laut aufjauchzen hätte mögen vor Glückseligkeit; und wenn ihn auch Frau Dorothea etwas förmlich verabschiedete, so war deren Gatte um so freundlicher, hatte ihm mit Herzlichkeit die Hand gedrückt und ihn ermahnt, sich bald wider „anschau'n“ zu lassen.

Wir überlassen nun die bisher geschilderte, gut bürgerliche Gesellschaft ihrem Schicksale, um nachzutragen, was sich in der Zeit, während welcher wir uns mit ihr beschäftigt, im Nobel-Prater zugetragen hatte.

Zwanzigstes Capitel.

Der Vagabund mit dem Tausender.

In der Fahr-Allee des sogenannten „Nobel-Praters“ rollten die bunten glänzenden Carossen des hohen Adels auf und nieder. Im sechsspännigen, reich mit Gold verzierten Wagen fuhren Kaiser Ferdinand I. und Kaiserin Maria Anna, vom Volke sympathisch begrüßt. Im eleganten englischen Postzuge saß mit vornehmer Nachlässigkeit der allmächtige Hof- und Staatskanzler, Fürst Clemens Metternich, der damals nicht ahnte, daß er wenige Jahre nachher Wien als „fliegender Holländer“, in einem Wäschkasten versteckt, verlassen sollte.

Dort fuhr auch der gefürchtete Polizeipräsident von Wien, Graf Sedlnitzky, ein Mann, von dessen Wirken die köstlichsten Anekdoten von Ohr zu Ohr gingen; der Mann, der nicht duldete, daß gegen eine Künstlerin, die er protegirte, eine schärfere Kritik geübt wurde, der sich z. B. äußerte: „Was braucht die Demoiselle Huber dem Schmierer zu gefallen, es ist genug, wenn sie mir gefällt.“

Auf der Wiese, auf der sich der alte Circus de Bach befand, tummelten einige jüngere und ältere Cavaliere ihre Pferde.

Eine kleine Gruppe von Reitern hielt in der Nähe des Circus, lustig plaudernd von Damen, Jagden, Pferden u. dgl.

In einiger Entfernung erlustigte sich ein Reiter, über die verschiedenen Barrieren zu setzen, wobei ein dichter Knäuel von Zusehern sich um ihn drängte, die Kunststückchen zu bewundern. Es war dies der volksthümlich bekannte und bewunderte Graf Sándor.

Eine Person, welche Ungarn durchreiste, kann getrost sagen, sie habe ein Stück Morgenland gesehen.

„A' kelet népe“ nennen sich mit Stolz die Magyaren und damit ist blos gesagt (man kann die ungarische Nation nicht bündiger bezeichnen) die Männer des warmblütigen Menschenstammes sind wahrhaftig „das Volk des Orients“.

Denke Dir, werther Leser einmal einen Csikos, zu deutsch einen Roßhüter oder richtiger einen Gestüthüter. Ist dieser sonnengebräunte Sohn der Pußta nicht der leibhaftige Zwillingsbruder der Beduinen in der afrikanischen Wüste? Nur daß der Csikos meist ein Grasmeer durchbraust, während der Hengst der Sahara über eine See aus Sand fliegt. Wie dieser Beduine, lebt und stirbt der Csikos auf seinem Pferde. Man kann nicht sagen, er gehe, es muß heißen: er reite durch das Leben.

Reiten! — Wenn wir die fabelhaften Centauren des Alterthums, die sogar bereits im Köhlerglauben ausgestorben sind, ausnehmen, giebt es nur vier Menschenracen, die wirklich wissen, was Reiten ist, und zwar: der Araber, der Kosake, der Csikos und der Indianer auf den endlosen Pampas (Grasebenen) in Südamerika. Und erst der ungarische Hußar! Napoleon der Erste bewunderte ihn, Türken und Araber beugen sich vor seinem Namen mit gekreuzten Händen. Nach einer Sage hat ihn Gott an einem Feiertage erschaffen, ja ein ungarischer Gelehrter behauptete einst sogar, daß jeder Hußar nach seinem Tode in einen Stern verwandelt werde.

Wie soll man aber einen Reiter nennen, der bei einem solchen Volke als Bravster der Braven gilt, der in Ungarn als die Blume und der Stolz aller Reiterschaft bezeichnet wird?

Und ein solcher Reiter war Graf Moriz Sándor.

Ehe er noch gehen konnte, hatte er schon reiten gelernt; als er noch ein Knabe war, saß er schon fester im Sattel, als mancher ergraute Stallmeister; freilich ritt er damals noch nicht schön, aber bis in's Unglaubliche verwegen. Von ihm sagt ein Volkslied:

„Blitz und Morvik (Moriz) lieben Eile
Und ein jeder fragt sich still,
Wer von ihnen gleich dem Pfeile,
Schneller fliegt, wohin er will.“

Aber nicht nur der Ungar, auch so mancher deutsche Sportfreund, welcher den Grafen auf seinem berühmten Prachtpferde „Lion“ erblickte, ergoß sich in den blumigsten Lobsprüchen.

Der Wiener Volkswitz, dem Graf Moriz Sándor von jeher

als eine der populärsten Personen galt, nannte ihn nie anders als „Satans Stallmeister.“

„Wenn dieser kühne Reiter,“ sagte einst eine geistvolle Persönlichkeit, „wie festgeschmiedet auf seinem Araber erscheint, dann ahnt man erst, was reiten sei. Seine Kühnheit, seine Grazie im Kampfe mit dem wildesten Renner, die herkulische Kraft seiner feingeschnittenen und doch so nervigen Hand sind in allen Reiterkreisen sprichwörtlich geworden. Gebt dem Grafen einen hinfälligen Ackergaul, unter seiner Leitung nimmt er die Miene des stolzesten englischen Vollblutrosses an. Führt dem Grafen Sándor das Pferd vor, darauf der Beduine wie der Samum durch die Wüste braust, der Graf schwingt sich hinauf, und das Roß wird in dem zierlichen Schritte eines Damenzelters dahintanzen. Er ist Meister in der Pferdedressur, de Bach (der weltberühmte Kunstreiter) hat ihn nie erreicht.

Zahllose Proben seiner Reitkunst cursiren in Wort und Schrift, darunter schaurige, aber auch recht drollige.

Im Juni der Jahres 1833 wohnte Graf Sándor in Baden bei Wien und pflegte des Morgens im zweiten Stockwerke des Hauses, das ihn beherbergte, am offenen Fenster sein Pfeifchen zu rauchen. Damit er nicht allein war, pfiff er seinem Schimmel. Der hört kaum den Pfiff seines Herrn, so macht er sich eilig auf den Weg und galoppirt zwei Treppen hoch in den Saal zu seinem Gebieter. Der Graf offerirt ihm sogleich eine Pfeife. Das Pferd begiebt sich an das Fenster, die brennende Pfeife im Maule; so rauchten Beide zur Ergötzung des staunenden Volkes, bis es dem Grafen gefällig war, den Schimmel zu entlassen und in seinen Stall zurückzusenden.

Graf Sándor erkannte ferner seiner Zeit, wie es Lavater bei den Menschen hielt, den Charakter jedes Pferdes aus dessen Physiognomie und irrte sich niemals. Er schien auch die Gaben, welche van Aken und Amburg gegenüber dem Tiger und der Hyäne besaßen, für die gesammte Pferderace im sicheren Blicke seines Auges zu tragen. Hiezu kam noch seine riesige Ausdauer als Reiter. Staunenswerth war der rasche Ritt von Ofen nach Wien, also volle 40 Meilen, den er mit gewechselten Pferden, nach einer Stunde Aufenthalt in neun Stunden zurücklegte.

Seine verwegenen Reiterstücklein sind zahllos. Am bekanntesten ward der Meistersprung, welchen er im Jahre 1822 zu Pest in der großen Brückengasse ausführte. Der Graf sprengte im raschen Ritte



Der Vagabund mit dem Tausender.

der Königsstraße zu und gerieth plötzlich zwischen zwei Wagen, die nebeneinander herfuhren. Links befand sich nämlich ein Bauernwagen mit drei nebeneinander gespannten Pferden und rechts eine Kalesche, letztere wollte nach dem neuen Marktplatze einbiegen, und da ihr Kutscher dem Landmann vorzufahren gedachte, so gerieth der Graf zwischen beide Wagen, sohin in bedrohliche Gefahr. Um sich aus dieser sehr bedenklichen Situation zu befreien, gab er seinem edlen Thiere — es hieß „Tatar“ — die Sporen, und dieses setzte mit seinem muthigen Reiter über die drei Rosse des Landmannes zum Staunen und zur Verwunderung der Vorübergehenden, sowie der ganzen Stadt Pest, durch welche die Nachricht von dem halsbrecherischen Abenteuer des Grafen bald die Runde gemacht hatte.

In der Allee, die nach seinem Schlosse Bajna im Graner Comitate führt, ragt ein Denkstein, dessen Geschichte die folgende ist.

Mit einem Groom (Reitknecht) des Grafen ging eine englische Vollblutstute durch und setzte über einen Bach, dessen Breite 22 Fuß, weniger ein paar Zoll beträgt. Nach erfolgter Meldung rief der Graf: „Was Du kannst, das kann ich auch!“ ließ die Stute nochmals satteln und vollbrachte glücklich den unglaublichen Sprung. — In der Nähe von Via im Pester Comitat befindet sich ein kleiner Berg, der auf einer Seite senkrecht in die Lüfte ragt. Einmal sprang ein kollerisches Roß mit dem Grafen von diesem Berge und Roß und Reiter — kamen glücklich in die gewaltige Tiefe. — Graf Sándor besaß einmal einen schwarzen Pony, der zum Jagdklepper geschult worden. Blieb der Vorstehhund stehen, zum Zeichen, daß er einen Hasen oder ein Repphuhn gestellt habe, dann hielt auch der Pony still, so ruhig, als sei er an den Boden angewurzelt, und der Graf konnte bequem seine nie fehlende Flinte abfeuern.

Ganz besonders amüsant ist das Bravourstückchen, womit er sich seine Frau, Prinzessin Leontine von Metternich, erwarb, mit der er sich am 8. Februar 1835 vermählt hatte.

Fürst Metternich, der allgewaltige Staatskanzler, hatte eine Tochter, die „schöne Tini“, wie sie von den Wienern gewöhnlich genannt wurde; dann hatte er aber auch eine jüngere Schwester, die — höchst roh und ungalant — gewöhnlich „die Prinzessin mit dem Schweinskopf“ hieß. Wir können uns keineswegs mit solcher Rohheit befreunden, indessen „Volkes Stimme, ist Gottes Stimme“ # — an der

nicht immer!

Thatsache läßt sich nichts ändern, ebenso wenig wie an der häßlichen Physiognomie der Dame etwas zu ändern war.

Der stattliche, ritterliche und überaus reiche Graf Moriz Sándor gefiel der Tochter und auch der Schwester des Fürsten. Nach dem christlichen Ehegesetz konnte er jedoch nur eine dieser Damen heiraten. Graf Sándor erklärte die „schöne Tini" für diese Eine, Fürst Metternich aber hatte ihm vielmehr die Schwester bestimmt. Hieraus entwickelte sich ein kleiner Verdruß, halb kriegte er einen Korb, halb sagte er die Freundschaft auf und darauf ritt er heimwärts.

Graf Sándor und Fürst Metternich begegneten einander erst im Jahre 1834 und zwar bei Gelegenheit der Feierlichkeit wieder, als das erste Donaudampfschiff seine erste Probefahrt von Pest nach Waitzen machte; an Dock (Hafen, Canal) fand die Schiffstaufe und ein Galadiner statt.

Bei dieser Veranlassung wettete Graf Sándor mit dem Fürsten Metternich um „ein Pfund funkelnagelneuer Fünferbanknoten", daß er zu Pferde den Weg nach Waitzen schneller zurücklegen wolle, als der Fürst mit dem Dampfschiff.

Der Fürst war ein praktischer Mann, er war bereits mehr als einmal zu Schiff die Themse nach London hinaufgefahren und wußte, wie viele Minuten so ein schaufelräderiges Ungethüm brauche, um eine englische Meile zu durchlaufen; nicht minder wußte er genau zu berechnen, welche Zeit selbst der flüchtigste englische Vollblutrenner nöthig habe, um die gleiche Distanz zurückzulegen. Und, die beiden Resultate gegen einander gehalten, konnte er mit sicheren Chancen wetten.

Der Aufbruch geschah zu Roß und zu Schiff gleichzeitig. Die Takelage reich beflaggt dampfte der „Argo" unter jubelndem Eljengeschrei des staunenden Volkes stolz den mächtigen Strom entlang, während Graf Sándor auf dem Donaudamme über jene öden Sandflächen und Pfützen dahinjagte, welche sich damals an der Stelle befanden, wo heute die Palastreihe der oberen Donauzeile, die Wolkenburg der Akademie und die rauchspeienden Fabriksgebäude sich erheben. Er setzte durch etwa ein dutzend Krautgärten; von den wüthenden Gärtnerinnen mit einem Pelotonfeuer von Kohlrüben salutirt, über drei bis vier Planken und ein verschlossenes Thor hinweg, schoß einen Hofhund über den Haufen, der sich von der Kette riß und ihm nachsetzte, stürzte kopfüber in eine Aschengrube, wo er seines einen Spornes verlustig ging, und jagte einem armen Bäuerlein tödtlichen Schrecken

ein, als er über seinen Leiterwagen hinwegsetzte, und ihm in Fluge den Hut vom Kopfe schlug. In Sunakeß war eben Wochenmarkt, als er über den Marktplatz dahingalopirte, mitten durch Geflügel und Schweineheerden hindurch, über die Gemüsekörbe der Hökerinnen und die Töpferwaarenlager hinweg, unter Kreischen und Schelten, verfolgt, beworfen, angebellt von allen Seiten; — ein Pandur schoß sogar sein Gewehr nach ihm ab; zum Glücke hatte der Brave nur blind geladen. Und nach allen diesen und manchen ähnlichen Abenteuern langte er genau sechs Minuten und sechzehn Secunden früher auf der Brücke des Landungsplatzes in Waitzen an, als der „Argo".

Der Fürst war natürlich wüthend auf den Capitän, doch dieser klärte ihn bald über seinen Irrthum auf. Die auf der Themse fahrenden Dampfer haben einen scharfen Kiel, der „Argo" einen flachen; jene arbeiten mit oberem Luftdruck, dieser mit unterem; dann hat die Themse eine Fluth wie das Meer, so daß die Schiffe leicht darauf hinfliegen, der „Argo" muß aber von Pest nach Waitzen stromaufwärts tragen, was ein ganz gewaltiger Unterschied ist; kurz — das Ende vom Liede war, daß das „Pfund nagelneuer Banknoten" für den Fürsten Metternich verloren war.

Darauf machte ihm jedoch Graf Sandor folgenden Antrag:

„Erneuern wir die Wette. Jetzt wette ich darauf, daß ich auf demselben Pferde, das mich hierhergebracht hat, auch den stromabwärts fahrenden Dampfer überhole und früher auf der Pester Landungsbrücke sein werde, als das Dampfschiff gelandet haben wird."

„Ei, eine solche Wette kann man getrost eingehen. Sie ist im vorhinein eine verlorene Wette. Nun denn, — zehn Pfund gegen eines, daß Sie nicht früher dort sein werden."

„Wetten wir nicht mehr um Noten."

„Also auf Gold?"

„Auf einen noch kostbareren Schatz. Wenn ich die Wette gewinne, dann geben Sie mir Diejenige zur Frau, um deren Hand ich Sie bitten werde."

„Es gilt. Wenn Sie aber die Wette verlieren, dann heiraten Sie Diejenige, welche ich Ihnen geben werde."

„Angenommen!"

Sie reichten sich die Hände, die Wette war geschlossen. Es folgte noch ein Bankett in dem am Stromufer errichteten Zelte, noch ein Dutzend Toaste wurden ausgebracht, dann erdröhnten die Kanonen,

auf dem Schiffe wurde geläutet, und die Herren und Damen, die als Gäste anwesend waren, stiegen vom Waitzner Ufer auf's Schiff. Graf Sandor schwang sich wieder auf's Roß und ritt dann — gleichfalls auf das Verdeck des Schiffes.

„Oho, was soll das bedeuten?" fragte der Fürst erstaunt.

„Nun," antwortete der Reiter kaltblütig, „ich habe ja nicht gewettet, daß ich auf meinem Pferde reitend früher als der Dampfer in Pest sein werde, sondern nur überhaupt auf dem Pferde."

Natürlich war die ganze Gesellschaft auf seiner Seite. Man fand den Spaß sehr gelungen. Und der Graf hatte vollkommen Recht. Aber der Fürst kam nicht aus seinem Phlegma. Als ihn Jeder sattsam ausgelacht hatte, sprach er zum Grafen:

„Wenn zwei Renner gleichzeitig das Ziel erreichen, so nennt man das ein „todtes Rennen" und es giebt dann keinen Preis. Doch ich glaube, daß, was Sie immer beginnen mögen, der „Argo" doch um eine „halbe Kopflänge" früher am Ziele sein wird, als Sie."

Nun waren die Lacher wieder auf der Seite des Fürsten.

Graf Sandor erwiderte kein Wort. Seine Bekannten fingen an, sich beiseite zu schlagen, als ob sie ihn bedauerten, daß er sich in eine solche Wette hineingeritten. Wie er so ganz allein unbeweglich im Sattel saß, war er wirklich ein Ritter von der traurigen Gestalt.

Als nun der „Argo" die Margarethen-Insel passirt hatte, spazierte der Fürst zu dem Verlassenen hinüber, und indem er den schlanken Hals des schönen Pferdes streichelte, flüsterte er ihm zu:

„Die „Prinzessin mit dem Schweinskopf" ist schon die Ihre!"

„Nicht doch, lieber Herr Schwiegerpapa," rief Graf Sandor, „ich werde mir die „schöne Tini" erringen!"

Sofort gab er dem Pferde die Sporen in die Weichen und sprang über das Schiffsgeländer in die Donau.

Die ganze Gesellschaft schrie entsetzt auf.

„Man muß das Schiff halten lassen!" kreischten die Damen.

„Nur weiterfahren!" befahl der Fürst. „Haben wir keine Angst um den Reiter. Der schwimmt dort schon zu Pferde mitten in der Donau; nicht einmal seinen Hut hat er verloren. — Das war wirklich ein prächtiger Sprung! Aber all' die Bravour wird ja wohl doch vergeblich sein. Bis er an's Ufer gelangt und während er dann weiter jagt, unterdessen wird ja der Dampfer schon lange die

Landungsbrücke erreicht haben und der Preis um so gewisser verloren sein.“

Voll Spannung sah die Schaar der Zuschauer, wie der Reiter irgendwo diesseits der Mühlen an's Land kam, und da fuhr der „Argo“ schon lange diesseits der Flöße nahe der Landungsbrücke und der Reiter hatte noch anderthalbtausend Schritte bis dahin.

Aber jetzt sollte Fürst Metternich noch einen andern Unterschied zwischen einer Themse- und einer Donau-Dampferfahrt kennen lernen. Der Themsedampfer, er mag von wo immer kommen, hält geradewegs bei seiner Landungsbrücke an; der Donaudampfer aber, wenn er stromabwärts schaufelt, hält nicht in demselben Tempo nächst der Brücke an, denn in diesem Falle würde eine fliegende Brücke aus ihm werden; sondern er schwenkt zuvor gegen die Raizenkirche ab, von da macht er sich gegen die Redoute hinauf und trippelt endlich langsam und bedächtig gegen die Wasserströmung bis zur Landungsbrücke; wo die an Stricke angebundenen Klötze unter das gaffende Publicum hineingeworfen werden, bis Jemand sie auffängt.

Da mochte nun Fürst Metternich in allerlei Sprachen Flüche ausstoßen, der Capitän wollte keinen verstehen, und die versammelte Menge begrüßte mit ihren Hochrufen den zu Pferde anlangenden Grafen Sandor um eine Minute früher, als den „Argo.“ Um eine Pferdelänge hatte der Reiter seinen Gegner überholt.

Der Preis dieses Handicap (Wettrennen) war — die schöne Tini. Der Graf hatte ihn ehrlich verdient.

Auch als Pferdelenker zu Wagen leistete der Graf wahrhaft Unglaubliches und setzte dabei mehr als einmal sein Leben auf das Spiel. So fuhr er eines Tages die lange und steile Treppe, welche vom Wasserthore der Festung Ofen in die Wasserstadt führt, in einer mit vier Pferden bespannten Calesche hinab. Um das kühne Wagniß in seiner ganzen Größe zu erfassen, muß man mit dem Schauplatze desselben bekannt sein und anderseits erwägen, daß der Wagen ungewöhnlich schwer war und die Pferde früher nicht im Passiren der Treppen einexercirt waren.

Sándors halsbrecherische Abenteuer — welche sich alle wirklich ereignet haben — gaben zu einer ebenso geistvollen als originellen Composition Veranlassung. Es ließ nämlich Graf Sándor seine Bravourstücke durch den Frankfurter Künstler Prestl, den besten deutschen Pferdemaler, malen und in einem Buche sammeln,

welches sich noch jetzt im gräflichen Schlosse zu Bajna befindet. Auf dem Titelblatt zeigt sich ein entsetzlicher Abgrund; rechts und links befinden sich steil abgeschnittene himmelhohe Felsen. Ein Roß, das augenscheinlich zum Sprunge über den Abgrund gespornt wurde, aber dabei verunglückte, stürzt zerschellend in die grauenhafte Tiefe. Sein Reiter, Graf Sándor, schwebt gerettet über dem Abgrund, denn die Hand seines Schutzgeistes, aus Wolken herablangend, hält ihn an einem Haare seines Hauptes gefaßt und bewahrt ihn vor dem unfehlbaren Tode. Auf der Rückseite des Buches sieht man das Palais des Grafen, auf der Donauseite der Ofner Festung gelegen. Mehrere Cavaliere reiten auf dem Dachstuhle dieses Palastes steeple chase (Kirchthurmwettrennen) und setzen über Schornsteine hinweg. Am Hofe unten kehren Lakaien in der gräflichen Livrée eine Unzahl menschlicher Gliedmaßen, wie Arme, Füße, Köpfe, als die Ueberreste oben verunglückter Reiter, mit dem Stallbesen zusammen. Graf Sándor selbst steht, die Arbeit überwachend, am Portale, aber blos als Rumpf, denn den eigenen Kopf, sprechend ähnlich getroffen, hält er unter seinem rechten Arme.

Graf Moriz Sándor galt übrigens stets als einer der liebenswürdigsten und jovialsten Cavaliere, sehr wohlthätig und human auch mit dem geringsten Menschen, der mit ihm zu thun hatte.

Doch kehren wir nun wieder zu unserer Gruppe von Reitern auf der Circuswiese zurück.

„Ich habe einen Brief aus Paris empfangen,“ begann ein junger Cavalier. „Ein Freund schreibt mir von einer ganz köstlichen Wette, welche der Vicomte von Sermonville vor Kurzem daselbst eingegangen und die er auch gewonnen hat.“

„War's ein Reiterstück?“ frug ein Zweiter.

„Nein. Ihr kommt niemals darauf. Der Vicomte wettete, daß er eine Stunde lang, als Hausirer verkleidet auf dem Boulevard des Capucins leibhafte, echte Louisd'ors zum Kaufe anbieten wolle, das Stück zu fünf Sous, und daß er in dieser Zeit nicht hundert davon anbringen würde.“

„Unsinn — das ist Tollheit!“ tönte es ringsum.

„So riefen Jene auch, denen er die Wette anbot. Er setzte tausend Louis, man ging darauf ein. Am nächsten Tage stand ein zerrissen und armselig aussehender Hausierer auf dem genannten Boulevard, ein kleines Körbchen in der Hand, das bis zum Rande

mit blinkenden, funkelneuen Goldstücken gefüllt war. „Schöne neue Louisd'ors, fünf Sous das Stück!" rief er, allen Vorübergehenden sein Körbchen präsentirend. Die Lions kaufen nichts auf offener Straße, das Geldprotzenthum ahmt ihnen nach, der sparsame Bürger giebt nicht fünf Sous für ein vermeintliches Spielzeug — kurz, wie viele Louis's, glaubt Ihr wohl, hat der Vicomte verkauft?"

„Keinen, da Alles dieselben für falsch halten mußte," meinte der Eine. „Es konnte doch Niemand ahnen, daß für fünf Sous das Stück echte Louisd'ors zu haben wären."

„O," meinte ein Anderer, „doch zehn bis zwanzig Stück?"

„Zwei Stück, Alles in Allem," sagte der Erzähler. „Das Ein kaufte ein kleiner Schuljunge, dem das blanke Ding lieber war, als die Jause, für die er seine fünf Sous in der Tasche trug, das Zweite ein altes Mütterchen, das ihrem Enkelchen eine Freude machen wollte."

Alle lachten über die drollige Wette und noch während dieser Aeußerung der allgemeinen Heiterkeit war die Gruppe um einen Reiter vermehrt worden, einem schönen Mann von etwa achtunddreißig Jahren auf feurigem Vollblutpferde.

„Hollah, was ist's, das Euch so lustig stimmt, meine Herren?" frug der neue Ankömmling.

„Das ist was für Dich, Sándor," erwiderte der Erzähler und wiederholte das, was er früher den Freunden zum Besten gegeben.

„Hm," sagte Graf Sándor, es war der neuankommende Reiter, „in Wien hätte er die Wette verloren."

„O — o, hältst Du die Leute hier für klüger, als es die Pariser sind," wendete einer der Herren ein. „Wüßte ich nicht, daß die Sache morgen in der „Theaterzeitung" des Papa Bäuerle steht, ich getraute mich eine ähnliche Wette zu proponiren, nämlich: eine Stunde lang am Graben Ducaten feil zu bieten, ohne hundert Stück zu verkaufen."

Graf Sándor schüttelte den Kopf.

„Du stündest nicht zehn Minuten am Graben," sagte er.

„O, warum nicht?"

„Die Polizei faßte den Ducatenhändler alsbald am Kragen."

„Pah, Du denkst zu schlimm von unserer Polizei."

„Graf Sándor lachte. Er blickte mit komischer Vorsicht um sich und sagte:

„Sedlnitzky fährt in der Hauptallee spazieren; sein Wagen

folgt den Spuren der schönen Schauspielerin Zeller, ich kann also ungescheut reden, daß ich der Wiener Polizei, wie sie heut zu Tage eingerichtet ist, alles Mögliche zutraue."

„O — im Großen und Ganzen ist sie nicht schlimmer als andere ihresgleichen."

Sándor zuckte die Achseln.

„Soll ich Euch eine Wette proponiren?" frug er, während ein schelmisches Lächeln seine Lippen umspielte.

„Immer zu!"

„Sie ist im Voraus angenommen!"

„Tausend Gulden!"

„Topp — gehalten!" rief es ringsum.

„Wir sind hier unser Sieben. Zuerst nehme ich Euch das Wort ab, daß Keiner von uns, ehe die Wette vollzogen ist, ein Wort davon verlauten läßt."

„Wir geben es!"

„Nun so will ich beweisen, daß ich, ohne ein Unrecht zu thun, ohne einen Exceß zu veranlassen, heute Abends im Café Daum arretirt werde. Völlig schuldlos, wird mich die heilige Hermandad des Grafen Sedlnitzky in Empfang nehmen — glaubt Ihr das?"

„Unmöglich!"

„Pah, Du wirst wohl ein Paar Gläser oder Spiegel zusammenschlagen?"

„Oder kommst zu Pferde zum Billard?"

„Prügelst vielleicht einen Marqueur?"

„Nichts von Allem dem," sagte Sándor. „Ich sagte doch, daß ich keinerlei durch die Gesetze verbotene Sache ausführen will. Nun, Ihr werdet's ja sehen. Zwei von Euch — wählt sie selbst — sollen Zeugen sein. Seid Ihr das zufrieden?"

„Gut, angenommen!"

Zwei Herren wurden als die, vom Grafen Sándor vorgeschlagenen Zeugen ausgewählt.

„Um welche Stunde findet die Vorstellung statt?" frug der Eine lachend.

„Zwischen sieben und neun," antwortete Sándor. „Zwei andere Herrn bitte ich, mich zu begleiten; sie sollen Zeugen der Vor-

bereitungen sein, die zum Gewinne meiner Wette nöthig sind, und im entscheidenden Momente vor dem Kaffeehause warten."

Zwei Herren schlossen sich an Sándor an und ritten, nachdem man noch einige freundliche Worte getauscht, mit ihm von dannen.

„Ein toller Gedanke," sagte einer der Zurückbleibenden, „wie ihn nur Sándor ersinnen kann."

„Er hat etwas vom Sonderling an sich."

„Vom Eccentric-man (Ueberspannten); er packt Alles auf seine Art an. Gestern zum Beispiele warf er der Madame Lejars im Circus ein Bouquet, dessen Stiel in eine Tausendgulden-Note gewickelt war."

„Ach ja," rief lachend ein Zweiter, „und „Lord Lakel", der Bankierssohn, der die Loge neben Sándor inne hatte und das mit ansah, nahm gleichfalls ein Bouquet zur Hand, wickelte ostentativ dessen Stiel — aber in lobenswerther Anwendung geschäftsgewohnter Sparsamkeit — blos in eine Banknote von fünfzig Gulden. Das ganze Haus erdröhnte vor Lachen, was Lord Lakel jedoch nur als einen Ausfluß der Bewunderung zu betrachten schien."

„Ei, damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Nach der Vorstellung erhielt Lord Lakel seine fünfzig Gulden wieder. Er war etwas consternirt und fragte den Ueberbringer: „Aber, wenn man die tausend Gulden des Grafen Sándor genommen hat; warum nimmt man meine fünfzig Gulden nicht auch?" Da gab ihm der Ueberbringer mit spöttischem Lächeln zur Antwort: „Mein Herr, tausend Gulden sind ein Geschenk, fünfzig jedoch ein — Almosen."

„Bravo — vorzüglich!"

„Lord Lakel schob seine fünfzig Gulden wieder ein. Er sah in dem Augenblicke fast aus, als freue er sich, sie wieder zu besitzen."

Für unsere freundlichen Leser müssen wir beifügen, daß der junge Bankierssohn Heinrich Mayer (Firma Stametz und Mayer) einer der tüchtigsten, fleißigsten und geschicktesten Geschäftsleute war, in seinen Freistunden aber gern den Cavalier spielte und — seiner großen, breiten, gedrungenen Körperformen wegen — im Volksmunde den Spitznamen; „Lord Lakel" (wohl aus dem Worte „ungeschlacht" stammend) erhielt.

Nachdem die Cavaliere noch eine Weile geplaudert, ritten sie auseinander, mit dem Versprechen, sich Abends nach vollbrachter Wette

im adeligen Casino der Herrengasse, bei Meister Prevôt's herrlichen Tafelgenüssen, wiederzufinden.

Die Hauptallee war leerer geworden — die Herrschaften waren heimgefahren zum Diner. Nur in den Kaffeehäusern und in der Geh=Allee herrschte noch das alte Treiben.

Wir begeben uns in die Stadt.

Es ist acht Uhr Abends.

Im Café Daum, an der Ecke des Kohlmarktes und der Wallnerstraße, damals der Sammelplatz der eleganten Herrenwelt von Wien, waren jetzt — zur Theaterzeit — nicht allzuviele Gäste anwesend.

Unter diesen bemerken wir die beiden Cavaliere, welche dem Grafen Sandor als Zeuge bei der Durchführung seiner Wette dienen sollten.

Eine Stunde schon waren sie anwesend, hatten die Thüre scharf im Auge behalten, ohne den Erwarteten kommen zu sehen.

Dabei hatten sie eines unscheinbar gekleideten Mannes nicht geachtet, der mittlerweile eingetreten war und sich in den hintersten Winkel des Zimmers an einem runden Tischchen niedergelassen hatte.

Der sonderbare Gast hatte ein braunes, zigeunerartiges Gesicht, das von einem abgenützten, breitkrämpigen Filzhute beschattet war. Um den nicht allzusauberen Hemdkragen trug er ein buntes Tuch lose geschlungen; eine Jacke von grobem Tuche, Lederbeinkleider und hohe bis an die Waden reichende, bestaubte Stiefel vollendeten seine Toilette. Als Stütze oder als Waffe diente ihm ein derber Knüttel.

Er begehrte ein Glas Kaffee, welches ihm der Marqueur, obwohl mit mißtrauischen Blicken den ungewöhnlichen Gast, der auf's Haar einem Vagabunden glich, betrachtend, unweigerlich brachte.

Langsam und bedächtig leerte der Fremde sein Glas; seine Augen schweiften immer, mit etwas unsicherem Ausdrucke im Kaffeehause herum und mit fast ängstlicher Sorgfalt hielt er den Kopf so tief, daß kein heller Lichtstrahl auf sein Gesicht fiel.

Endlich winkte er den Marqueur verstohlen zu sich.

„Können Sie mir wechseln?“ frug er leise. „Ich habe kein Kleingeld bei mir.“

„Warum nicht?“ antwortete der schon etwas ältliche Ganymed, der im höchsten Falle auf eine Fünf= oder Zehnguldennote gefaßt war. „Glaubt Ihr, die Herrschaften hier bezahlten nur mit Schein=

groschen? Da kommen des Tags mehr Fünfziger und Hunderter vor, als anderswo Fünfer."

Der Fremde nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Das is g'scheidt!" sagte er.

Dann fuhr er mit der Hand in die Stiefelröhre, zog eine Banknote heraus und legte sie, nachdem er einen raschen Blick rundherum geworfen, schnell in die Hand des Marqueurs.

Dieser erbleichte, nachdem er einen Blick auf die Banknote geworfen.

Es war ein — Tausender!

Ein Tausender! Wie kam der Vagabund zu einer Tausendgulden-Note.

Im Geiste sah der Marqueur Raub, Mord, Todtschlag; das kostbare Geldzeichen rauschte in seiner zitternden Hand — er stand regungslos da und starrte den Vagabunden an.

„Na," sagte dieser, „was gafft Ihr mich an? Macht rasch — wechselt — aber gebt mir's Geld nicht offen vor den Leuten. Wozu brauchen die zu wissen, daß ich so viel besitze."

„Gleich — gleich," stammelte der Marqueur, „aber — so viel hab ich nicht bei mir. Tausend Gulden! Warten S' zwei Minuten — ich bring' gleich 's Geld."

„Gut — aber laßt mich nicht allzulang sitzen."

Mit wankenden Schritten eilte der Marqueur fort von dem Tische, durch den rückwärtigen Ausgang direct auf die Straße.

Mit der Hast eines Geiers stürzte er auf einen Mann von militärischem Aussehen zu, der auf dem Trottoir der andern Seite langsam auf und ab promenirte, und faßte ihn am Arme.

„Herr Kropaczek — Herr Kropaczek!" stieß er mühsam hervor. „Assistenz! Assistenz!"

Der so unverhofft Angefaßte blickte den Marqueur, den er überdies wohl kannte, staunend an.

„Was giebt's — was ist geschehen, Herr Friz?"

„Ein Spitzbub' — ein Mörder — vielleicht gar der von der Zerstückelten!"

„Wo — wo?!"

Der Marqueur wies auf das Kaffeehaus.

„Drinnen sitzt er und wartet, bis ich das Geld auf'n Tausender herausbring'. Denken S' Ihnen so ein Vagabund — und

ein Tausender! Aus'm Stiefel hat er'n zogen, der Vagabund — heimlich soll ich ihm 's Geld geben, hat er g'sagt, der Gaudieb. O, das ist ein großer Spitzbub', man sieht ihm's meilenweit an."

Der „Vertraute" (Amtsdiener der geheimen Polizei), Herr Kropaczek, gehörte zu der ehrenwerthen Gilde, welche damals im Volksmunde gewöhnlich die Bezeichnung „Spitzeln" (von spitzen, d. ist aufhorchen) führte. Sofort steckte er eine Amtsmiene vor, winkte einen zweiten, ziemlich harmlos aussehenden Spaziergänger zu sich und bedeutete dann dem Marqueur, vorauszugehen.

Beim Eintritte in das Kaffehaus steckten die beiden „Vertrauten" die als Zeichen ihres Amtes und Auftrages dienenden blechernen Doppeladler in die Knopflöcher.

Der Vagabund saß noch immer an seinem Platze, jetzt aber mit emporgeschobenem Hute, frecher Miene und weit vorgestreckten Beinen. Der Knüttel lag neben ihm auf dem Tische.

„Gehen S' voraus zu ihm!" flüsterte Kropaczek dem Marqueur zu. „Geben S' ihm das Geld z'rück und sag'n S' ihm, Sie könnten nicht wechseln. Wie er das Geld wieder hat, fassen wir ihn. Es ist wichtig, daß wir'n im Besitz des Corpus daliegstes (delicti) finden."

Zagend trat der Marqueur an den Tisch und gab dem Vagabunden die Banknote wieder.

„Ich kann nicht — wechseln," stammelte er.

„Miserables Beisel (Kneipe)!" brummte der Fremde, indem er Miene machte, den Tausender wieder in den Stiefel zu stecken. „Ihr thut groß mit Hundertern und Fünfzigern, und am End' könnt Ihr nit einmal ein' lumpigen Tausender wechseln!"

Der Vagabund hatte etwas lauter gesprochen; das Wort „Tausender" schlug an die Ohren der beiden, vom Grafen Sándor als Zeugen geladenen Herren, und, von einer Ahnung erfaßt, traten sie dem Tische näher, an welchem der Vagabund eben dem Marqueur im trockenen Tone erklärte: er könne ihm den Kaffee nicht bezahlen.

„O das macht nix — das macht gar nix!" sagte der Marqueur.

Im selben Momente fühlte sich der Vagabund an beiden Schultern gefaßt und Herrn Kropaczek's tönende Stimme sagte kurz und rauh:

„Er geht mit!"

Der Vagabund blickte die beiden Männer, die ihn gefaßt hatten, mit frechem Lachen an.

„Mit Euch?“ frug er höhnisch. „Na, dazu hab' ich nicht die mindeste Lust.“

„O, renitent wollen wir auch sein?“ erwiderte der Vertraute. „Frech gegen die hohe Behörde? Ich sag' Ihm's nochmal im Guten: Er geht mit!“

„Warum?“

„Frecher Kerl! Wo hat er den Tausender her?“

„Was geht das Euch an?“

„Keine Umschweife — woher ist der Tausender?

„Der ist mein Eigenthum.“

„Ha ha — das kennen wir schon. Eigenthum — hoho — hat Einer bei so einem Aufzug die Tausender nur so als rechtlich erworbenes Eigenthum im Sack? „Da heißt's bei uns: beweisen — beweisen. Einstweilen geht er also mit auf die Polizei.“

Der Vagabund rührte sich nicht.

„Edes baratom (theurer Freund),“ sagte er gleichgiltig, „ich kann angezogen geh'n, wie ich will, das geht Niemandem was an.“

„Ruhig sein! Soll ich Wachmannschaft holen und ihn binden lassen?“

„Ich bin ein Graf.“

„Hi hi — so schau'n s' aus — die Grafen,“ höhnte Herr Kropaczek, „und ihr Geld tragen s' in den Stiefelröhr'n herum — die Grafen — hoho, hihi, haha! — Also auf, und mitg'angen; der Herr Rath Felsenthal wird's schon herausbradeln, wer Er, Schmalzg'sell is.“

Die Scene hatte natürlich alle Gäste des Kaffeehauses um den Tisch versammelt.

Endlich erhob sich der Vagabund.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich erkläre nochmals, daß ich Graf bin, nichts verschuldet habe und daß die Tausendguldennote, die ich wechseln lassen wollte, mein Eigenthum ist. Sie werden mir also bezeugen, daß ich eingeführt werde, ohne mich irgendwie vergangen zu haben. Jetzt kommen Sie, Herr Vertrauter, gehen wir auf die Polizei, wegen meiner auch zum Rath Felsenthal, der kennt mich ganz genau.“

„Das glaub'n wir eh'," höhnte wieder Kropaczek, „der kennt so ziemlich alle Leut' Eures Gleichen."

Die beiden „Vertrauten" nahmen den Vagabunden in die Mitte und wollten ihn fortführen.

Da vertraten ihnen die beiden Cavaliere den Weg.

„Sie haben gewonnen, Graf Sándor!" sagte der Eine.

„Graf Sándor ist's?!" tönte es halblaut und verwundert ringsum im Kreise. „Na, das sieht ihm gleich!"

Die Amtsdiener blickten voll Erstaunen auf ihren Gefangenen, der im Augenblicke Hut und Perrücke ablegte und den, trotz der künstlichen Färbung seines Angesichtes, viele Anwesenden erkannten.

„Sie sehen," wendete er sich zu den verblüfften Polizisten, „ich bin wirklich ein Graf, und dem bekanntermaßen reichen Grafen Sándor werden Sie wohl den Besitz eines Tausenders, auch wenn er ihn zur Abwechslung einmal in der Stiefelröhre trägt, nicht verübeln."

Der Marqueur schlug sich vor die Stirne.

„Herr Graf," stammelte er, „verzeihen Sie —"

„Alles — Alles," fiel Sándor lachend ein. „Ich hätte meine Wette verloren, wäret Ihr weniger besorgt gewesen. Also, meine Herren, wollen Sie mich noch mitnehmen?"

Die Vertrauten kratzten sich verlegen hinter den Ohren und traten zurück. Es wäre sehr ungerathen gewesen, gegen den Schwiegersohn des Fürsten Metternich weiter vorzugehen.

Sándor verließ mit seinen Freunden lachend das Kaffeehaus.

Draußen beschenkte er die beiden „Vertrauten" reichlich für die Mühe, welche er ihnen gemacht hatte, und für die fehlgeschlagene Aussicht, an der Prämie in Betreff der Entdeckung des Mörders der „Zerstückelten" Theil zu nehmen.

In seinem Costüme als Vagabund fuhr er in das adelige Casino, wo er mit Jubel empfangen wurde.

Den Gewinn schenkte der freigebige Graf an Abgebrannte, für welche „Papa Bäuerle" so eben in seiner „Theaterzeitung" eine Sammlung eingeleitet hatte. Und in dem Verzeichnisse über die milden Gaben, das Letzterer in seiner Zeitschrift brachte, stand die reiche Schenkung angeführt mit den Worten:

„Der Vagabund mit dem Tausender . . . . . 1000 Gulden Conv.-Mze."

Einundzwanzigstes Capitel.

Polizissimus Felsenthal.

Dem Manne, dessen Name und staatliche Stellung die Ueberschrift des gegenwärtigen Capitels bildet, war zu jener Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, in den Kreisen des Wiener Lebens das Schwierigste gelungen, nämlich — das Schreckbild des alten und zu großem Theile auch des neuen Wiens, den Begriff: Polizei, fast populär zu machen.

Unter den mancherlei staatlichen Dingen, deren eigentliches Verständniß in den meisten Ländern des europäischen Continents beinahe vollständig fehlt, stand noch vor Jahren in erster Reihe die Polizei. Die Art und Weise, wie da allenthalben dieser Factor des staatlichen Lebens zumeist gehandhabt wurde, hatte die Antipathie dagegen bis zum Hasse des Vorurtheils gesteigert. Dem Bewohner des deutschen Südens wie des deutschen Nordens, dem „freien Bürger" Frankreichs wie dem russischen Unterthan, ihnen Allen bedeutete die Polizei noch immer nicht viel Anders, als die natürliche, mit allen Ansprüchen der Erblasserin, und, wo sie es vermag, auch mit aller Furchtbarkeit derselben auftretende Erbin der Inquisition; als die im Dunkeln agirende, alle Adern durchschleichende, alle Nerven umspannende feindliche Macht des Lebens, als das nach den göttlichen Vollkommenheiten, nach Allgegenwart, Unsichtbarkeit und Allmacht ringende böse Princip, das diese göttliche Vollkommenheit an dem Menschen verderblicher Weise dann gegen ihn wenden will. Von der ganz entgegengesetzten eigentlichen Bedeutung der Polizei, von dem, was sie zu einem so nothwendigen Factor des Staates, zu einem mindestens nothwendigen Uebel macht, davon, daß sie bestimmt ist, eine Art irdische Copie der Vorsehung zu sein und durch die irdischen Copien

jener göttlichen Eigenschaften gerade die Feindlichkeiten des Lebens abwehren soll: daß sie — kurz und gerade gesagt — eine Sicherheitswacht ist und sein soll, davon wollte von jeher selten Jemand etwas hören.

Die Leute lächelten damals, und thun dies theilweise noch heute, ungläubig, wenn man ihnen von der wohlthätigen Macht der englischen Polizei spricht, von dem wohlwollenden Vertrauen, mit welchem die Menschen dort auf dieses Institut blicken, und meinen, das könne vielleicht so in England sein; die Art und Weise aber, wie außerhalb Englands gewöhnlich der Schutz der Sicherheit geübt werde, sei unbequemer als die unbequemste Unsicherheit. Und die das seiner Zeit sagten, sie konnten leider hierher und dorthin weisen und konnten sich leider zumeist darauf berufen, wie die Wächter der Sicherheit, die ersten Ranges selbst nur selten ausgenommen, ihre Mission erfaßten und übten, und man konnte den Leuten nicht Unrecht geben, wenn sie mit einiger Scheu und einigem Mißtrauen auf Alles blickten, was von der Polizei kam und zur Polizei führte.

Verspürte ein Beamter ja etwas von „liberaleren" Anwandlungen, so bestand sein Liberalismus gewöhnlich darin, daß er eine Scheidung zwischen seiner Person und seinem Amte zog, daß er mit Wohlgefallen einen „Zwiespalt der Natur" zur Schau stellte, der ihn in desto schönerem Lichte zeigte, in je gehässigerem er das Amt selbst erscheinen ließ. Noch heute verstehen es übrigens nicht Alle, oder bemühen sich, den Fluch dieser Gehässigkeit von dem Institute selbst zu nehmen, ihm eine Richtung zu geben, die es dem Beamten möglich macht, sich mit dem Amte verkörpern, ihn solidarisch verbunden erklären zu dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß dadurch Antipathien gegen ihn selbst rege werden könnten, jene Richtung nach der einzigen gesunden Bedeutung der Polizei, wie sie die englische erreicht hat.

Und dieser, damals Wenigsten einer, war der Polizeirath Rudolf Koepp, Edler von Felsenthal, gemeiniglich nur schlichtweg: Rath Felsenthal genannt.

Felsenthal war ein Polizeimann nach englischem Muster. Er war nicht erst Polizeimann geworden durch das Ernennungsdecret, er war keine denkende, mit Vernunft begabte Polizeimaschine, nein — ihn schien die Natur zu diesem Berufe bestimmt zu haben und er war ein geborenes Talent dafür.

Und zu dieser natürlichen Anlage gesellte sich ein Verständniß und eine Auffassung für den eigentlichen Zweck der Sache, ohne welche Felsenthal in den Zeiten der ersten wüthendsten Reaction nach dem Jahre 1848 ein furchtbares Werkzeug politischer Verfolgung hätte werden können. Aber er wurde es nie, wie er auch nie zu den Repräsentanten der Polizeiwillkür zählte.

Nicht daß er von Anfällen von Willkürlichkeiten frei gewesen wäre; er hätte eine ruhigere, in sich geschlossenere Natur sein müssen, als sein jähes, bis zur Wildheit neigendes Temperament es zuließ, um nicht die Macht zu nützen, die er in Händen hatte und die er rings um sich in ähnlicher Weise nützen und anwenden sah; er konnte hassen und verfolgen, aber — er hatte die Willkürlichkeit in kein neues System gebracht. Er stellte nicht sich in die Mitte seines Wirkungskreises und diesen wieder in die Mitte alles Lebens; er hatte nicht den Grundsatz, daß die Menschen und der Staat eigentlich nur der Polizei wegen da seien (was damals so ziemlich ein Jeder glaubte), sondern vielmehr meinte er, die Polizei müsse eher ein Bischen der Menschen und des Staates wegen da sein. Daß er dem Polizeiminister Sedlnitzky, dem Begründer der gegentheiligen Meinung, in der Zeit seiner unbestrittensten Herrschaft offen und öffentlich entgegen trat und dessen corruptes System bekämpfte, dafür verdient — mögen sich auch persönliche Motive in den Kampf gemischt haben — das Andenken Felsenthal's den Dank der Wiener.

Mit dem speziellen englischen Policeman (Polizeidiener), dann dem dedecter (Aufdecker) hatte Felsenthal die völlig instincthafte Kenntniß der Menschen und der verschiedenen Gesellschaftsschichten oft in ihren feinsten Unterscheidungen, die raffinirte, schlagfertige Schlauheit, die der Sorglosigkeit verwandte Furchtlosigkeit, die unbeugsame, unermüdliche Zähigkeit gemein, welche den englischen Polizeigeschichten gemeiniglich das ganze psychologische Interesse eines Romans geben. Dem harmlosen Menschenkinde wird freilich ein Bischen unheimlich, bei so mancher Erzählung, wie z. B. wenn Jemand Monate lang einem angesehenen Manne als Freund eine Hand drückt und von dieser Hand Gastfreundschaft annimmt, blos um dahinterzukommen, ob besagte Hand wirklich eine geheime Banknotenpresse in Bewegung setzt, und man schaut mit seltsamem Blick auf den Mann, der's über sich bringt, Solches zu thun. Harmlose Menschenkinder aber sind eben

keine Polizeinaturen und es muß ja solche Käuze geben, wenn man nun einmal der Polizei nicht entbehren kann.

Wo Felsenthal von seinem Berufe auf den Umgang mit den höheren Klassen der Gesellschaft, mit den sogenannten gebildeten Kreisen hingewiesen war, da kamen ihm weder Eleganz der Erscheinung, noch Eleganz des Wesens zu Statten. Seine Gestalt — zur Zeit unserer Erzählung stand er hoch in den Dreißigen — war derb zu nennen, sie war groß und stämmig, der Hals stark, die Physiognomie in groben Zügen gehalten; der Ton der Stimme war durch die Gewohnheit des Schreiens mit den „Inquisiten" (verhafteten Verdächtigen, die zu inquiriren waren), gemeiner und wohl auch höherer Gattung, heiser geworden; die Manieren waren nicht gerade fein zu nennen. Aber er ersetzte, was in dieser Hinsicht abging, durch Frische und Ungenirtheit des Wesens und eine gewisse einschmeichelnde Jovialität und Zuvorkommenheit, die zu gewinnen wußten. So kam's z. B., daß er während seines Aufenthaltes in London, wohin er zur Ueberwachung der Flüchtlinge gesendet worden war, mit diesen in gemüthlicher Weise verkehrte, obwohl sie Zweck und Natur seiner Mission ganz gut kannten.

Dem Untersuchungsrichter Felsenthal aber kam diese Derbheit des Wesens bei Individuen aus den gemeineren Classen der Gesellschaft vortrefflich zu Statten. Er wußte sie ganz ausnehmend vertraulich zu machen. Seine sicherste Manier des Verhörs war, wie er oft erzählte, daß er den Inquisiten Nachts in sein Zimmer holen, ihm die Hände frei machen ließ und sich bei einem Glase Bier oder Wein und einer Pfeife Tabak in Unterhaltung mit ihm einließ. Und bei diesen eigenthümlichen Abend-Unterhaltungen wieder hatte er einen Behelf vor so vielen Untersuchungsrichtern voraus — er glaubte an das Gute im Menschen und benützte es zu seinen Zwecken.

Er sagte: „Jeder Mensch hat eine Saite in seinem Herzen, bei der man ihn packen kann." So erzählte er gerne, wie er einen verstockten Dieb, der einen Diebstahl absolut nicht eingestehen wollte, obwohl er vieles Andere bereits gestanden und obwohl es notorisch war, daß nur er den Diebstahl begangen haben konnte, dadurch zum Geständnisse brachte, daß er ihm vorstellte, es sitze ein anderer Unschuldiger, ein Familienvater, wegen des Verdachtes in Haft und er, der Dieb, solle doch wenigstens, da er jedenfalls, auch ohne diesen Diebstahl, in's Zuchthaus wandern müsse, das Andenken an eine gute

That in den Kerker mitnehmen, indem er einen Unschuldigen seiner Familie zurückgebe. Dem Manne leuchtete das ein und er gestand.

Daß aber Felsenthal, trotz seiner anerkannten Verdienste, es nicht weiter, und das noch dazu in sehr langsamem Avancement, als bis zum Regierungsrath brachte, dafür waren die Ursachen mancherlei. Vorerst mochte es in Frage gestellt scheinen, ob es zweckmäßig wäre, den Mann dem Wirkungskreise zu entrücken, zu welchem er so vorzüglich befähigt war, und ihn höher hinauf an Stellen zu setzen, die vielleicht Fähigkeiten anderer Art und einen umfassenderen Blick, eine größere administrative Begabung bedurften, als sie vielleicht dem Rathe zu Gebote standen. Dann hatte Felsenthal einen Fehler, der überall hemmend, in der Bureaukratie zur unsühnbaren Schuld werden kann; er hatte eine lose Zunge und schonte seine Vorgesetzten niemals. Er deckte ihre Schwächen unbarmherzig auf und boten sie sich ihm nicht auf den ersten Blick, so holte er sie von wo immer her und man brauchte durchaus keinen besonders hohen Grad in seinem Vertrauen errungen zu haben, um von ihm mit Anekdötchen aller Art erfreut zu werden, deren Zielscheibe gewöhnlich einer seiner Chefs war.

So erzählte er z. B. mit sichtlichem Vergnügen die Geschichte von dem Gitter im letzten Stocke des hiesigen Polizeihauses: wie er nämlich durch volle zwei Jahre darauf gedrungen, daß der Gang in die Höhe vergittert werde, weil über denselben oft die schwersten Verbrecher geführt würden und doch einmal in der Desperation einer sich über das niedere Gitter in den Hof hinabstürzen könnte; wie aber all' sein Bemühen umsonst gewesen, bis wirklich Einer sich hinabgestürzt und todt geblieben, worauf binnen acht Tagen das Gitter hergestellt worden sei.

Ein anderes Histörchen betraf seinen gefürchteten Chef, den Grafen Sedlnitzky, und war sehr delikater Art. Wie schon erwähnt, war der Graf sehr galanter Natur.

Felsenthal war bekanntlich der Banknotenfälscher-Specialist der Wiener Polizei — die Entdeckung der Contrebande-Rivalen der Nationalbank bildete bei ihm eine Art Liebhaberei und wir werden derartiges mehr zu hören bekommen — und so hatte er einmal einen derartigen Nachahmungskünstler auf dem Gebiete der kostbaren Originalien aus der Herrengasse entdeckt. Aber auch nur entdeckt — ohne auch Hand an ihn legen zu können, denn es war ein gewandter Fuchs, der zwar seinen stabilen Bau in der Kärntnerstraße hatte, aber mit

so vielen Schlupflöchern, daß jeder Versuch, ihn zu fassen, gescheitert war.

In dem Baue aber saß die Füchsin und — lockte andere Leute. Sie war ein schönes Weib und sie war ein gefälliges Weib.

Eines Tages nun erhält Felsenthal von seinen Spürern die Nachricht, heute, aber auch nur heute könne der Unfaßbare gefaßt werden, er sei bei seiner Frau und ein rascher energischer Schlag müsse unbedingt zum Ziele führen. In der nächsten halben Stunde war auch schon das Haus umstellt, jeder Eingang besetzt und die strenge Parole gegeben: „Jeder darf hinein, Niemand heraus.“ Eine Stunde später aber stürzt bleich und athemlos der Secretär Sedlnitzky's in das Bureau des schon im Vorgefühl des Triumphes schwelgenden Polizisten:

„Um Alles in der Welt, Felsenthal, was haben Sie gethan? Wissen Sie denn nicht, daß der „Alte“ dort bei der Frau ist!“

Die Situation kann sich Jeder leicht vorstellen — der Polizeipräsident von Wien in Gefahr, bei einem galanten Rendezvous von seinen eigenen Leuten arretirt zu werden! Was blieb Felsenthal zu thun, als die ausgegebene Parole durch den Zusatz abzuändern: „Alle Herren passiren frei!“ Acht Tage darauf war er mit einer Mission, die ihn für längere Zeit von Wien ferne halten mußte, auf dem Wege nach London.

Solche Geschichten erzählte Felsenthal mit sichtlichem Behagen, ohne sich viel zu kümmern, ob sie weiter getragen wurden und an unrechte Ohren gelangen konnten. Und mit dem gleichen Behagen kehrte er fortwährend den Malcontenten heraus. Sein Ehrgeiz war durch die Stellung, die er bekleidete, durchaus nicht befriedigt; daß kein Zeichen der Auszeichnung an ihn gelangte, während rings um ihn die Orden in die Rockknöpfe geflogen kamen, trug auch dazu bei, ihn zu verbittern, obwohl er eine große äußerliche Gleichgiltigkeit dagegen vorgab, und so wurde seine Stimmung immer gereizter, sein Wort immer schärfer und rücksichtsloser, weil ihm das nicht zu Theil ward, was er sein Recht nannte und was er vielleicht durch die Rücksichtslosigkeit seiner Zunge eben immer in weitere Ferne rückte.

Jahre hindurch konnte man es regelmäßig aus seinem Munde hören, daß er es nun nicht mehr aushalte, daß er sich im nächsten Jahre pensioniren lassen und seiner Wege gehen werde. Aber er ging nicht seiner Wege; ein Jahr folgte dem andern und keines brachte

das Pensionirungsgesuch. Es ließ ihn nicht fort, es hielt ihn gebannt in dem Kreise, in welchen ihn seine Natur hineinzwang und er sollte auch in dem Berufe sterben, zu dem er geboren war — als Polizeimann.

Felsenthal hatte weiter die Eigenthümlichkeit, in seinem Bureau selten den Uniformrock anzulegen, selbst dann nicht, wenn er zu „commissioniren" hatte. Wenn er seinen amtlichen Charakter hervorkehren, so zu sagen, den rechten Nimbus geben wollte, da „steckte" er sich in die Uniform und nun erst war er der richtige Polizeimann, der keine Rücksicht und Schonung kannte. Kam Jemand zu ihm in dem Augenblicke, als er den Beamtenrock mit dem goldbebordeten Kragen anhatte, um ihm eine vertrauliche Meldung zu machen, ließ er den Sprecher nicht eher zu Worte kommen, als bis der Uniformrock mit dem Civilkleide vertauscht war, erst nach dieser Metamorphosirung widmete er dem Sprecher die gewünschte Aufmerksamkeit. Ja man legt Herrn von Felsenthal wahrscheinlich mit Bezug hierauf die Worte in den Mund: „Der Polizeibeamte muß ein doppelter Mensch sein, und zwar immer zuerst Mensch, und dann Polizeibeamter."

Und sollte man es glauben, es kam ein Tag, an welchem Rath Felsenthal in eclatantester Manier einem simplen Geschäftsmann „aufsaß."

Graf Sedlnitzky, die rechte Hand des Staatskanzlers Fürsten Metternich, streckte eines Tages seine rechte Hand, nämlich den k. k. Regierungsrath Edlen von Felsenthal bis nach Hamburg aus. Es galt, den leitenden Faden eines Geheimnisses zu erfahren, welches Seiner Excellenz dem Polizeipräsidenten, wie Seiner Durchlaucht dem Fürsten, Hof- und Staatskanzer, bereits mehrere schlaflose Nächte verursacht hatte.

Metternich war bekanntlich nicht der Mann, der sich durch Kleinigkeiten um seine Ruhe bringen ließ. Was aber, seitdem es ihm gelungen, über die Freiheitsbewegung der Völker, welche den Mann des Jahrhunderts, Kaiser Napoleon I., gestürzt hatte, zur Nachtordnung der Karlsbader Beschlüsse überzugehen, — was in der Welt, selbst den Magenkrebs Napoleon's I. auf Sanct Helena und die Brustkrankheit des Herzogs von Reichstadt in Schönbrunn nicht ausgenommen, konnte für ihn mehr als eine jener verschwindenden Kleinig-

keiten sein, die sein kaltes, unvergleichlich diplomatisches Lächeln so bequem abzufertigen wußte?

Ueber den Schmerzensschrei politischer Flüchtlinge im Auslande brauchte sich der größte Staatsmann seiner Zeit kein graues Haar wachsen zu lassen; denn Schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen, und es war dafür gesorgt, daß am Ende Niemand etwas Rechtes zu beweisen vermochte, was nämlich das Ansehen des Fürsten auch in der Sehweite der europäischen Höfe verkleinert hätte. Was also konnte den Schlaf des Gerechten stören? Nichts, als trotz dem Allen eine Kleinigkeit — eine in Hamburg anonym erschienene Broschüre.

Der Verfasser dieser Flugschrift mußte zu den vollkommenen Eingeweihten gehören und über außergewöhnliche Mittel gebieten. Es litt keinen Zweifel, daß er ein Mann von Rang und Stand war, aus den höchsten Schichten der Gesellschaft, vielleicht aus der nächsten Umgebung des Thrones. Mit dem Dolche der feinsten Ironie hatte er nicht nur das vielbewunderte und von den Machthabern allgemein angebetete System an allen Blößen gekitzelt, sondern auch den genialen Erfinder desselben, den unfehlbarsten Geist in Europa, gründlich lächerlich gemacht. Darin verstand Metternich aber absolut keinen Spaß. Ihm konnte es gleichgiltig sein, herzlich gehaßt zu werden; doch von Herzen verlacht zu sein, das ging über seinen — Johannisberger.

Die gewöhnlichen Polizeimaßregeln erwiesen sich diesmal durchaus als zwecklos und ungenügend. Jemehr man auf besagte Enthüllungen fahndete, desto mehr Gelegenheit bot sich zu der Entdeckung, daß sie selbst im Kreise der Allergetreuesten ihre Leser und Verbreiter gefunden hatten. Kurz: der Fürst, der alle seine Feinde so gut kannte, glaubte diesmal Grund zu haben, auch seine Freunde einmal näher kennen zu lernen. Das heißt zunächst: Seine Excellenz, der edle Polizeigraf, auf dessen Wink ein wohlorganisirtes Heer von „Naderern" — wie der Wiener Volksmund die geheimen Polizeiagenten nannte, eine Bezeichnung, die von der Redensart stammt: Jemand auf die Naht fühlen, für ausforschen — in stürmische Bewegung gerieth, die einzige Bewegung, welche damals in Oesterreich um sich greifen durfte; also Sedlnitzky erhielt einen Wink von Seiner allmächtigen Durchlaucht, daß diese ganz kostbare Maschinerie, wie aus vorliegendem Falle mit Evidenz erhelle, im Grunde keinen Pfifferling werth sei.

Um dieses allergnädigste Donnerwetter glücklich abzuleiten, gab

es nur ein Mittel — die Findigkeit des Rathes Felsenthal. Der gewandte Polizist hatte über so viele raffinirte Spitzbubennaturen gesiegt, daß man mit Gewißheit erwarten konnte, er dürfe seine Spürnase über politisches Gebiet nur wittern lassen, um sogleich einen Triumph zu erleben, den ihm das Schicksal bis dahin noch nicht vergönnt hatte.

Niemand war davon übrigens im Vorhinein mehr überzeugt, als Felsenthal selbst. Indem er Wien verließ, um in Hamburg sein Licht, natürlich nicht „vor den Leuten" — leuchten zu lassen, begleitete ihn das Bewußtsein, ein zweiter Cäsar zu sein, und bei seiner Rückkehr das berühmte Wort wiederholen zu können: „Ich kam, ich sah, ich siegte!"

Kaum von den Strapazen der Reise erholt, machte er dem Verleger der Flugschrift seine Aufwartung. Dieser erste Besuch stellte in der That heraus, daß Niemand leichter in's Garn geht, als ein simpler Hamburger Spießbürger, der doch keinesfalls weit her sein kann, wenn ihm nur liberale Herzensergießungen in den Kram passen, gleichviel, ob er auch eine halbe Million dabei verdient.

Der Herr Rath erschien vor dem Hamburger Buchhändler als „politischer Flüchtling und angehender Literat." Zu diesem Behufe hatte er das schäbigste Costume gewählt. Der Hamburger schien mit einer unerschütterlichen Gemüthsruhe begabt zu sein. Dennoch konnte er sich im Verlaufe des Gespräches nicht enthalten, ein gewisses Mitgefühl für seinen neuen Bekannten an den Tag zu legen. Der Herr Rath, als „politischer Flüchtling", versäumte nämlich nicht, von seiner angeblichen Gefangenschaft auf einer österreichischen Festung die haarsträubendsten Dinge zu erzählen. Die Schilderung seiner Flucht streifte an's Hochromantische, und er erzählte so gut, daß er zuletzt selbst an seine Geschichte glauben mußte, denn die Thränen standen ihm in den Augen.

„Dem Himmel sei Dank," sagte er zum Schluß, „endlich bin ich erlöst, gerettet, ein freier Mensch unter freien Menschen! Ist das ein Glück! Der kann es nie begreifen, der nicht, wie ich, ein halbes Leben lang in den Fesseln der Tyrannei geschmachtet!"

„Hm," meinte der Hamburger kopfschüttelnd, „die Freiheit allein thut's nicht. Wovon gedenken Sie hier zu leben?"

Der angebliche Flüchtling machte ein Gesicht, als sei er durch diese Frage aus all' seinen Himmeln gestürzt.

„O, woran mahnen Sie mich!“ rief er wie vernichtet. „Es ist leider nur zu wahr, daß man frei sein und doch nicht existiren kann.“

„Nun, es wird sich schon etwas finden,“ erwiderte der Buchhändler. „Sie sagen, Sie hätten sich früher mit Schriftstellerei beschäftigt; nun — nehmen Sie diese Thätigkeit wieder auf.“

„Ich möchte wohl,“ versetzte der Andere, sichtbar verlegen, „allein, ich bin so lange außer Uebung, daß ich mit bedeutendem Mißtrauen gegen mich selbst an’s Werk gehen müßte. Ueberdies kenne ich die Richtung der neuesten Literatur und den Geschmack des Publicums nicht.“

„In dieser Beziehung,“ sagte der Verleger, „folgen Sie am Besten meinem Rath. Schimpfen Sie über Oesterreich; schimpfen Sie über alles Mögliche und noch etwas mehr, aber möglichst geistreich, so à la Heine oder Börne. Das findet immer dankbare Leser und reißenden Absatz. Der Absatz aber muß der Vorsatz eines Verlegers sein. Darnach richtet sich natürlich das Honorar. Wenn Sie, zum Beispiele, im Stande wären, so Etwas zu liefern —“

Und der Hamburger gab ihm ein Broschürchen in die Hand.

„Was ist das?“ fragte Felsenthal.

„Das ist die neueste Broschüre über Oesterreich.“

Rath Felsenthal zitterte vor Freude, als ihm der Buchhändler das Büchelchen überreichte. Es war ja gerade jene famose Flugschrift, die seine Reise nach Hamburg veranlaßt hatte, und er nahm es als ein günstiges Vorzeichen für das Gelingen seiner Sendung auf, daß sie ihm wie von selbst in die Hände gerieth. Er konnte nun bei seinen nächsten Besuchen in der ungezwungensten und unverdächtigsten Weise darauf übergehen. Niemand war glücklicher als der Herr Rath, ohne natürlich im Geringsten etwas davon merken zu lassen.

„Sie scheinen mir ein Mann von Talent zu sein,“ fuhr der Verleger fort, „erzählen Sie die Geschichte Ihrer Vergangenheit und ahmen Sie diese Schreibweise nach.“

„Ich werde das Werk studiren,“ meinte der Pseudo-Flüchtling, „und mich überhaupt nach Ihrer gütigen Weisung benehmen. Doch zum Schreiben gehören vor Allem drei Dinge: Tinte, Papier und Feder.“

„Hier sehen Sie Schreibmaterialien in Hülle und Fülle,“ ent-

gegnete der Buchhändler, „ich räume Ihnen, so oft Sie wollen, einen Platz in meinem Comptoir.“

„Sehr verbunden!“ erwiderte Felsenthal, „aber ich würde es vorziehen, in der Einsamkeit meines Zimmers zu arbeiten — wenn ich eines hätte. Ach, ich muß Ihnen geradezu herausgestehen: ich bin ärmer als eine Kirchenmaus, entblößt von allen Mitteln, ja, das Entsetzlichste in dieser rauhen Jahreszeit ist wahr — ich bin obdachlos!“

„Ei,“ fuhr der Buchhändler auf, „da muß sogleich Rath geschafft werden.“

Ein Commis erhielt die erforderlichen Aufträge und der „Bedauernswürdigste aller Flüchtlinge“ zur „Bestreitung der ersten Auslagen“ einen kleinen Vorschuß, den er, man muß dies zu seiner Ehre gestehen, nur zögernd und mit der größten Verschämtheit annahm, da er doch seiner Rolle getreu bleiben mußte und eine Zurückweisung sofort Verdacht erregt haben würde. Wahrhaftig, eine alte Jungfer hätte mit dem Kuß eines jungen Mannes nicht so viel Umstände gemacht, als der „Flüchtling“ mit dem „Vorschuß“ gethan. Sein „tiefgefühltester“ Dank war in die gewähltesten Worte gekleidet, wobei der Verleger in Verlegenheit gerieth.

„Keine Complimente,“ bemerkte er endlich, nachdem er vor Ungeduld eine Weile hin und her getrappelt hatte, „ich bitte, denn ich bin kein Freund von Umständen.“

„Ich sonst auch nicht,“ meinte der Andere, „aber —“

„Was aber?“ fragte der Buchhändler. „Sprechen Sie ungescheut! fehlt Ihnen sonst noch Etwas?“

„Nichts,“ lautete die Antwort, „als Ihr Vertrauen. Aber ich hoffe, Ihnen zu beweisen, daß ich ein ehrlicher Mann bin.“

„Herr!“ rief der Buchhändler nun, etwas piquirt, „hätte ich Sie für einen Hallunken angesehen, so würde ich ohne Weiteres mein freies Hamburger Hausrecht gebraucht haben. Nichts für ungut! Leben Sie wohl für heute.“

Der Herr Rath empfahl sich, innerlich lachend über diesen „bornirten Hamburger Spießbürger“, der sich auf sein „freies Hausrecht“ noch Etwas einbilden konnte.

Beim zweiten Besuche erschien er mit freudeglänzendem Gesicht.

„Dank!“ rief er dem Verleger entgegen, „besten Dank für den herrlichen Genuß, den Sie mir verschafft! Man kann die Broschüre

nicht oft genug lesen. Alles ist so neu, so originell aufgefaßt und dargestellt, daß man auf jeder Seite überrascht wird. Jede Zeile verräth den genialen, tiefblickenden Geist, und was mir noch höher gilt — den Geist der Wahrheit."

„So?" meinte der Buchhändler. „Nun, das freut mich. Ich hätte geglaubt, es wäre doch Manches stark aufgeschnitten darin. Uebrigens erscheint mir dergleichen, wie schon neulich bemerkt, nur dann als ausgezeichnet, wenn es rasch und reißend abgeht. Das ist hier allerdings der Fall. Die sechste Auflage befindet sich unter der Presse. Bis heute sind zwanzigtausend Exemplare abgesetzt."

„Zwanzigtausend!" wiederholte der Rath mit unverkennbarem Erstaunen. „Der Verfasser muß ein berühmter Mann werden. Er ist es vielleicht schon?"

„Das weiß ich nicht, geht mich auch nichts an," versetzte der Buchhändler.

„Nun, ich meine nur," sondirte Felsenthal; „Sie werden doch wissen, wer und was er ist?"

„Versteht sich," sagte der Andere; „allein ich habe mein Ehrenwort gegeben, zu schweigen, und ich schweige. Ein Mann, ein Wort!"

Der Herr Rath biß sich auf die Lippen. Ein simpler Hamburger geht denn doch nicht so leicht auf den Leim. Für heute fand er es noch nicht „angezeigt", weiter zu forschen. Indem er sich mit dem echten Händedruck eines offenherzigen Mannes empfahl, überreichte er dem Buchhändler ein Manuscript von etlichen Bogen und flüsterte dazu:

„Ich hoffe ebenfalls auf Ihre Discretion! Beurtheilen Sie es mit Nachsicht. Es ist nur ein Anfang, ein schüchterner Versuch. Sie werden leider bemerken, daß ich das Original, dessen Bekanntschaft ich Ihnen verdanke, nicht zu erreichen vermag."

Beim dritten Besuche war es der Buchhändler, dessen Gesicht vor Freude erglänzte, als er den vorgeblichen Flüchtling eintreten sah.

„Freundchen!" rief er ihm zu, „ich habe gelesen und verglichen. Das ist ja famos, das ist das Non plus ultra aller Enthüllungen! Ein stockblinder Hesse*) kann daraus ersehen, daß bei Euch in

*) „Blinder Hesse" ist eine Redensart, welche als rühmliches Zeugniß der alten Tapferkeit dieses Volksstammes erscheint; sie gehen nämlich „blind" auf den Feind los.

Oesterreich Alles möglich ist und noch Etwas mehr. Sie haben das Original nicht nur erreicht, sondern noch übertroffen."

Der Herr Rath hatte allerdings in seinem Geschreibsel noch ganz anders aufgetragen, als der derbste Kämpe des jungen Deuschlands. Ihm standen aber auch natürlich weit ergieberige Quellen zu Gebote, vor Allem seine eigene reiche Erfahrung, die er nach dem echt egoistischen Grundsatze: „Der Zweck heiligt das Mittel!" vortrefflich ausgebeutet hatte.

Der Buchhändler ging endlich von seinen unerschöpflichen Lobeserhebungen, die der Herr Rath übrigens mit anerkennenswerther Bescheidenheit aufnahm, zur Honorarfrage über.

„Ich muß aufrichtig gestehen," erwiderte Felsenthal, „daß ich in dieser Beziehung sehr schwierig sein werde. Es liegt in meinem Interesse, mich so gut wie möglich bezahlt zu machen, und wenn Sie wünschen, daß ich mein Werk fortsetzen und vollenden soll, so müssen Sie mir vor Allem einen Preis zusichern — einen Preis —"

„Welchen?" fragte der Hamburger gespannt.

„Der Ihnen sonderbar erscheinen mag," ergänzte Felsenthal mit Bedeutung, „aber doch nur durch Sie am Ehesten für mich zu erreichen ist. Ich gehe nämlich los auf eine Hofrathsstelle."

Der Buchhändler wich zurück, als hätte er das Wort eines Irrsinnigen vernommen.

„Eine Hofrathsstelle — in Oesterreich?!" wiederholte er ganz erstaunt.

„Ja, in Oesterreich," bekräftigte Felsenthal, „und durch Sie! — Ich will mich näher erklären. Es ist keine Frage, daß die Zustände in Oesterreich durch und durch faul und unhaltbar sind. In zwei bis drei Jahren hat dieses verwünschte System ein Ende mit Schrecken erreicht und Fürst Metternich kann nach allen vier Winden flüchten. Doch was träumen wir da von Jahren! Mein Gott, vielleicht handelt es sich nur um Monate, um Wochen noch, und die Revolution ist fertig. Dann kommen andere Männer, andere Geister an's Ruder, und — wenn mich nicht Alles täuscht — ist auch der Verfasser jener Broschüre, die Sie mir zu lesen gaben, einer von jenen Auserwählten, die binnen Kurzem die Geschicke Oesterreichs lenken werden. Mein eigenster Vortheil will, daß ich mich ihm auf das Innigste anschließe. Doch wie kann ich das ohne Sie? Wie vermag ich es, mich ihm zu empfehlen, wenn Sie ihn mir nicht nennen

wollen? Begreifen Sie nun, daß ich auf jedes andere Honorar verzichte, als auf das: durch Sie in Oesterreich Hofrath zu werden?"

„Ich begreife," erwiderte der Buchhändler nachdenklich, „allein — mein Ehrenwort ist mir heilig."

Der Herr Rath zog sich, von dieser Antwort nicht sehr erbaut, zurück. Von Cäsar blieb keine Spur mehr übrig, denn „mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens."

Gleichwohl entschloß er sich, noch einen letzten Versuch zu wagen, und diesmal schien das Glück ihn begünstigen zu wollen. Gleich nach den ersten Worten des Gespräches entdeckte er, daß der Buchhändler inzwischen überlegt hatte, ob es nicht vortheilhafter für ihn sei, sein Ehrenwort, als die von dem Flüchtling in Aussicht gestellte, vielversprechende Fortsetzung des neuen Werkes aufzugeben. Es kam also nur darauf an, die letzte Schutzwehr zu übersteigen, hinter welcher sich der scrupulöseste aller simplen Ehrenmänner noch verschanzt hielt. Mit überraschender Leichtigkeit gelangte der Herr Rath an's Ziel.

„Ich gebe mich gefangen," sagte der Buchhändler endlich, „und will, um nicht länger zu hören, daß nur meine Verschwiegenheit Ihrem Glücke im Wege steht, einmal eine Ausnahme von der Regel machen. Sie sollen also den Verfasser der bekannten Broschüre kennen lernen, jedoch unter der Bedingung, daß Sie mir dagegen Ihr Ehrenwort geben, seinen Namen nicht weiter zu verrathen, denn sonst bringen Sie mich in der literarischen Welt um allen Credit."

„Ohne Sorge!" versicherte der Herr Rath, „Sie haben mein Wort und ich weiß es zu halten."

„Hoffentlich," seufzte der Buchhänder, „besser als ich das meinige."

Der arme Mann sah sich nun nach allen Seiten um, als fürchte er belauscht zu werden, und zog endlich den Rath näher zu sich. Dann flüsterte er:

„Auch Hamburg hat Ohren! Noch einmal — schwören Sie mir!"

„Ich schwöre!" sagte Felsenthal, im Innersten wüthend über diese lächerliche Umständlichkeit eines Mannes, der unlängst versichert hatte, durchaus kein Freund von Umständen zu sein.

„Der Verfasser ist" — fuhr der Hamburger fort.

„Ist?" wiederholte der Andere ungeduldig. „Ein Graf, ein Fürst, ein Erzherzog vielleicht — etwa gar Erzherzog Johann oder Stefan?"

Der Buchhändler sah ihn groß an.

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?!" sagte er. „Jener Verfasser ist nichts mehr und weniger, als — ein kaiserlich-königlicher Regierungsrath."

Der Herr Rath stutzte.

„Und," fuhr der Hamburger malitiös lächelnd fort, „ich zweifle nicht, daß Sie ganz besonders ihn besser kennen werden als ich, denn es ist — der Regierungsrath Felsenthal."

Tableau!

Was an vorstehendem Geschichtchen zu ergänzen bleibt, versteht sich wohl von selbst. Der Hamburger hatte über den Zweck der Anwesenheit des Rathes Felsenthal in Hamburg von seinen Freunden in Wien die genauesten Mittheilungen erhalten und konnte sich's nicht versagen, den schlauen Polizeimann bis an's Ende tüchtig — „aufsitzen" zu lassen.

Ein zweiter „Aufsitzer" war nicht politischer, sondern jokos gesellschaftlicher Natur.

Das leichtlebige Wien ließ sich zu keiner Zeit und unter keinen Verhältnissen der Nahrungssorgen wegen ein „graues Haar" wachsen; im Gegentheile, die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung blieb (und bleibt noch heute) heiteren Sinnes, ließ „Gott einen guten Mann sein" und sah jedem nächsten Morgen ohne sonderliche Angst entgegen.

Damals, wo unsere Erzählung spielt, blühte ganz besonders das eigentliche „Wirthshausleben", um dessen willen der Wiener (und nicht mit Unrecht) „draußen" so sehr verschrieen ist. Die „Maßeln", freilich noch billigeren Weines, maschirten allabendlich und allnächtlich kolonnenweise auf und nicht selten sah der frühe Morgen die „animirte Gesellschaft" noch in voller lachender Thätigkeit bei frischgefüllten Flaschen. Diese „übernächtige" Trinkleidenschaft erhielt ihren Sporn vielleicht nicht aus angeborener Lust für Völlerei und Schwelgerei, sondern viel eher aus dem unwiderstehlichen Hange des echten Wieners, einem Polizeiverbote entgegen zu handeln, und der löblichen Hermandad einen lustigen Schabernak zu spielen.

Es bestand nämlich damals in der „guten alten Zeit" (von der unsere freundlichen Leser bereits einige recht reizende Pröbchen erhalten und deren noch ganz kuriose erhalten werden) eine drakonische Polizeiverfügung, nach welcher es keinem öffentlichen Lokale, das nicht aus besonderen Gründen die „Lizenz" (Bewilligung) zum Offenhalten

nach der Sperrstunde erhielt, gestattet war, nach zwölf, respective ein Uhr Nachts Gäste zu beherbergen. Man kann sich denken, unter welch' tausenderlei Ausflüchten die Wirthe und Cafetiers die „Polizeiübertretung" zu rechtfertigen oder doch zu entschuldigen und der Strafe zu entgehen suchten und zu entgehen wußten.

Aus jener Zeit stammte nun eine drollige Episode aus dem Leben des nachmals so berühmten, so gefeierten und so gefürchteten Polizissimus Felsenthal, welche ihm passirte, als er noch in sehr untergeordneter Stellung beim Mariahilfer Commissariate bedienstet gewesen und sogar das odiose Geschäft der nächtlichen Anführung der „Schmier" (Streifung der Patrouille) zu besorgen hatte.

Felsenthal, ein steter Garçon, wohnte damals in der Krongasse auf der Windmühle (heutige Bienengasse im Bezirk Mariahilf) und besuchte in seinen Mußestunden gerne das Eichhorn'sche Kaffeehaus in der Kothgasse (heute Stromer, Gumpendorferstraße, und noch immer als vortreffliches Asyl von dem besseren Bürgerstande und den „Grundhonoratioren" viel frequentirt). Die Eichhorn'schen Stammgäste gehörten allzeit zu den fidelsten „Aufbleibern" und „punscherlten" unbekümmert um Polizei und sonstige Schererei, so lange es ihnen beliebte.

Der Intimus der Gesellschaft beim Nachmittagstapper war Felsenthal und er beschwor sie deshalb, wie nicht minder den Kaffeehausinhaber, die Polizeistunde nicht zu überschreiten, da er — schon seiner Leute wegen, die ihn bei dem amtlichen Rundgange begleiteten, die Strafanzeige machen müßte. Nichts nützte. Da kam ein „heiliger Abend."

„Ich bitt' Sie," sagte Felsenthal beim Frühkaffee zu seinem Freunde Eichhorn, „ich hab' heut' Nachtdienst — machen S' mir kein Verdruß — ich komm' lieber später — aber schau'n S', daß's finster is — ich muß Sie sonst notir'n!"

Felsenthal kam mit der Quardia nach absichtlich langem Herumstreifen erst um zwei Uhr Nachts zu dem verfehmten Café — es war beleuchtet, Gläsergeklirre und Lachen erscholl, und der Hüter des Gesetzes mußte seinen „Spezi (besten Freund) verzünden", der auch fünf Gulden Strafe zu zahlen hatte.

Ein ärgerlicher Zufall wollte es, daß am nächsten „heiligen Abend" abermals Felsenthal den Nachtdienst hatte, dieselbe Geschichte passirte, Eichhorn zehn Gulden erlegen mußte und im drit=

ten Jahre unter den gleichen Felsenthal'schen „Notificationen" gar fünfzehn Gulden, wobei ihm mit „Concessionsentziehung" gedroht wurde, falls noch einmal eine ähnliche Anzeige erstattet werden sollte.

„Das is m'r z'dumm!" murrte Eichhorn, merkte sich die Strafe und nahm sich vor, in Zukunft behutsamer zu sein.

Und es kam der vierte „heilige Abend" und Felsenthal war dienstfrei, nur unglücklicherweise vom Polizeidirector Hofrath Amberg zu einer wichtigen Unterredung gebeten, die leider bis drei Uhr Früh dauerte.

Es war eine stürmische Nacht, ein eiskalter Wind peitschte ganze Schneewolken dem armen, über das Glacis heimkehrenden Unter-Commissarius in's Gesicht. Er „schnapperte" vor Frost und lechzte nach einem „erwärmenden Tropfen."

„Na," tröstete er sich, „beim Eichhorn war's noch alle Jahr' in dieser Nacht offen, 's wird heuer auch nicht anders sein — dort krieg' ich am Sichersten ein' recht heißen Punsch. Also vorwärts!"

Mit Mühe erreichte er die ersehnte Ecke — das Local war geschlossen!

„Himmelkreuzelement, das ist dumm!" fluchte der Enttäuschte. Indessen, das scharfe Auge des Polizisten entdeckt durch eine Spalte Licht. Er ruft: „Triumph! hab' ich's nit g'sagt! Der Eichhorn is halt a Mann!"

Und er spähte durch das Schlüsselloch und sah die ganze alte Kumpanei, wie seit Jahren, wieder beisammensitzen und, vergnügt schmunzelnd, „punschiren".

„Eichhorn, machen S' auf!" rief er nun hinein.

Paff! verlöschten die Kerzen.

„Dumm's Zeug! Dalketer (einfältiger) G'spaß! Jetzt löschen s' aus! Eichhorn, machen S' auf, i bin's! Aber nit im Dienst! I bin allein! I sag' nix! — Eichhorn, gengen S' — nur a klein's Punscherl — i bin ganz ausg'fror'n — hab'n S' Erbarmen — bei der Kälten — Eichhorn! Liab's Eichhörnerl, hör'n S' nit? — Sö? — Sö, i sag' Ihnen's, machen S' mi nit falsch! I weiß, wer drinnet is — hab' Alle g'seg'n! Den Schwarzhofer, den Haller, den Krausgruber, den Schmidt, den Angermayer — i könnt' Alle anzeig'n, wann i wollt' — aber i thu's nit! — I zahl' selber no' zehn Groß̣e (Punschgläser), wann S' aufmachen!

— Kein Mensch erfahrt was! Hör'n S' nit, Herr von Eichhorn?"

Aber — es blieb finster und still wie im Grabe.

„Das hat m'r von solche verdammte Polizeiverfügungen, jetzt kriegt ein ordentlicher Mensch nit amal mehr was Warm's bei der Nacht! Na, wann i z'red'n hätt'!"

Mit dieser dürftigen Tröstung mußte der Aermste — ohne Punsch — sein Bett aufsuchen.

War das ein Gelächter am nächsten Tage!

Wir müssen aber hier noch eine Anekdote anschließen, die sehr charakteristisch ist.

Felsenthal war im Umgange der jovialste Mann; unerschöpflich im Anekdotenerzählen und Wissen der beißendsten und verfehmtesten Bonmots, gab er diese im Kreise verläßlicher Freunde und Bekannten gerne, und zwar in unnachahmlich burlesker Art, zum Besten. Das nöthigte denn die Gesellschaft zum Beisammenbleiben, das nicht selten bis über, sicher aber stets bis hart an die erlaubte Mitternachtsstunde anhielt, wo sich erst Alles, Lachthränen in den Augen, trennte, weil es sich trennen mußte.

Wie bereits erwähnt, wohnte Felsenthal damals in der Krongasse, die Nachts eine Sackgasse ist, weil das an der Ecke der Gasse (neben dem ehemaligen Arbeitshause) befindliche Durchhaus „zum grünen Thor" um zehn Uhr geschlossen wird.

Da sagte einmal Felsenthal zu den jüngeren Leuten der Gesellschaft, als sie das Café verlassen wollten: „Begleiten Sie mich nach Hause!" Es war zwar eine stockfinstere, stürmische Dezember-Nacht, aber Felsenthal wohnte nur circa zweihundert Schritte entfernt und dies fiel ihnen auf. Trotzdem entfernte sich die Mehrzahl der Gäste und nur zwei junge Leute, darunter ein akademischer Künstler, blieben und machten sich bereit, dem waghalsigen Polizisten als Schutzwache zu dienen.

Ehe sie aber sich auf den Weg machten, frugen sie Felsenthal um die Ursache seiner plötzlichen Besorgniß, um sie nicht gar Furcht zu nennen.

„Nun," erwiderte der Gewaltige, seine Meerschaumpfeife anzündend, sichtlich verlegen und nicht ohne Zögern, „Sie wissen, daß mein leidiger Beruf es mit sich bringt, daß ich wenige Freunde, aber desto mehr Feinde habe. Ich kenne so ziemlich meine ausgesprochenen

offenen Widersacher; diese sind alle ungefährlich; aber — drei Menschen giebt es, die ich zu fürchten habe, die mir den Tod geschworen und von denen ich ihn erwarten kann. Zwei sind momentan unschädlich — sie sind versorgt; der dritte jedoch ist wieder auf freiem Fuß, er grüßte mich in der vergangenen Nacht, als ich nach Hause ging, und er war jetzt, vor zehn Minuten hier; er trank ein Glas Rum und entfernte sich rasch, aber — unsere Augen begegneten sich. Kommen Sie, meine Herren, und seien Sie vorsichtig!"

Die Drei gingen. In dem finsteren Gäßchen angelangt, war Felsenthal eben bemüht, das Thor zu öffnen (er hatte seinen eigenen Hausschlüssel), als ein Mann, der von oben herabkam und in dieser Sackgasse offenbar nichts zu thun hatte, als Jemanden zu erwarten, knapp an die kleine Gesellschaft herantrat, Felsenthal scharf fixirte, an den Kappenschirm griff, ein kurzes barsches: „Gute Nacht, Herr Commissär!" brummte und sich entfernte.

„Gute Nacht!" antwortete Felsenthal, mit hörbar bewegter Stimme und flüsterte dann den jungen Leuten zu: „Er ist es!" Das Thor knarrte in den Angeln und die beiden Begleiter gingen ihrer Wege.

An der unteren Ecke des Gäßchens stand der Unbekannte, maß sie mit höhnischen Blicken und rief ihnen ebenfalls, aber ein verächtliches: „Gute Nacht!" zu, worauf er verschwand.

Am nächsten Abend saß Felsenthal in extrem lustiger Laune an dem alten Plätzchen seines Leibkaffeehauses. Als es Mitternacht wurde, fragten ihn die beiden jungen Leute, ob er heute wieder deren Begleitung wünsche.

„Nicht mehr nöthig!" erwiderte der Polizist lächelnd. „Danke recht sehr!"

Also nicht mehr nöthig — da war wohl auch der Dritte schon „unschädlich" gemacht worden, das heißt hinter Kerkermauern „versorgt?"

Es wurde kein Wort mehr über das Intermezzo gesprochen, allmälig jedoch wurden die Gründe bekannt, warum just der gemüthlichste wenigstens scheinbar loyalste und gutmüthigste Polizist sich geschworene Feinde schaffen konnte, die ihm nicht die

Verurtheilung, aber sein unvergleichlich leutseliges, einschmeichelndes Wesen, womit er das zuversichtlichste Vertrauen der Vorsichtigsten zu gewinnen verstand, so schwer auf's Kerbholz schrieben und ihn deshalb so unversöhnlich hassen lernten.

Unsere freundlichen Leser werden die Verhörskniffe des Polizissimus Felsenthal in einem nächsten Capitel kennen lernen und zu beurtheilen vermögen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Allerlei Verdächtige.

Wir gehen nun wieder zu jenem Ereignisse zurück, welches noch immer den Gesprächsstoff der Wiener bildete, nämlich zu der aufgefundenen zerstückelten Mädchenleiche, zu welcher noch immer Schaaren hinströmten, natürlich mehr aus Neugierde, als um Licht in die grausig dunkle Sache zu bringen.

Es war dies auch bisher Niemand im Stande gewesen und selbst die gewiegtesten Polizisten schüttelten verzweifelt ihre grauen Köpfe, da es ihren angestrengtesten und vereinten Bemühungen bisher noch nicht einmal gelungen war, auch nur einen einzigen Faden zu dem verworrenen Netze von Combinationen und Muthmaßungen zu erhaschen.

Einige große Streifungen hatten bereits stattgefunden, die gerichtsbekanntesten Gauner und Verbrecher waren eingezogen und verhört worden, aber jeder wurde, an dieser Sache wenigstens, so unschuldig befunden, wie ein neugeborenes Kind, und so war denn bisher jede Hoffnung getäuscht worden, den verruchten Thäter zu entdecken, so daß man bereits zu verzagen anfing.

Neue Erwartungen brachte wohl auch die endliche Auffindung der Füße der Ermordeten hervor, welche man einem Seidenfärberssohne, der in Gesellschaft seines Freundes, eines Spalierdruckers, auf dem Linienwall an der Siebenbrünnerwiese die Fahrt der Eisenbahn ansehen wollte, verdankte.

Die fehlenden Gliedmaßen waren nämlich neben einem Brachfelde in einem dort abgelagerten Dunghaufen eingegraben und sah der Seidenfärberssohn zuerst eine Zehe aus dem Haufen hervorstehen. Beide Freunde lockerten nun aus Neugierde etwas die Erde und siehe da — es kam eine Ferse und auch ein Fuß zum Vorschein.

Zu Tode erschrocken riefen die beiden jungen Leute in einen Garten hinein, wo eben Arbeiter beschäftigt waren, und diese sowohl, wie der Grenzwächter eilten hinzu.

Nach näherer Untersuchung ergab sich, daß zwei Füße in dem Dunghaufen vergraben waren. Sogleich wurde der Grundwächter der Vorstadt Hundsthurm herbeigeholt, dieser erklärte die Füße für weibliche und sendete sie zu Gericht, wo der sonderbare Fund in Verwahrung genommen wurde.

Wie in den vorangegangenen Fällen, so nahm auch hier schnell das Gericht schleunigst den „Augenschein" vor, es wurde constatirt, daß die aufgefundenen Unterschenkel in vier Theile getrennt waren. Nun suchte man aber wieder vergeblich nach den noch abgängigen Eingeweiden. Man vernahm den Eigenthümer des Ackers, seine Taglöhner, Alles führte nur einfach zu der Bestätigung, daß die Füße schon seit mehreren Tagen vergraben gewesen sein mußten, und es durch den starken Regen der jüngsten geschah, daß sie mit den äußersten Theilen zum Vorschein kamen.

Allein in Bezug auf die Thäter lieferten auch diese Erhebungen keinen weiteren Anhaltspunkt. Weil es aber doch möglich war, daß nachdem die Stelle, wo man die Füße fand, dem Linienwall sehr nahe lag, die Grenzwachmannschaft irgend etwas Verdächtiges wahrgenommen, so wurden sämmtliche dort während einiger Tage aufgestellt gewesenen Posten abgehört.

Es wollten jedoch diese Leute Niemand bemerkt haben, der in irgend einer Weise auffällig geworden wäre und sie meinten, man müsse die Füße höchst wahrscheinlich zur Nachtzeit eingegraben haben.

Auch in den nächsten Häusern der Siebenbrünnerwiese wurden sorgfältige Nachforschungen angestellt; allein Niemand hatte gesehen, daß eine Person Etwas vergrub und wurde daher der ohnehin so verwickelte Fall noch mysteriöser.

Wir haben schon erwähnt, daß viele bekannte Gauner oder Gaunerinnen, Verbrecher schlimmster Sorte eingezogen und verhört wurden; aber auch gänzlich unbescholtene Leute mußten gezwungen das große Haus am Peter betreten, wo der gewiegteste aller Polizisten residirte — Obercommissär von Felsenthal.

Da saß er denn, zwischen Actenstößen versteckt, scheinbar unbekümmert um den eingetretenen Vorgeführten, und dennoch entging

ihm auch nicht eine Miene, nicht eine Bewegung desselben. Er kannte beinahe alle Verbrecher der Residenz nicht nur mit ihren richtigen, falschen und Spitznamen, sondern sogar persönlich, hatte mit dem größten Scharfsinn deren Charakter studirt, kannte deren Gewohnheiten bei Verübung eines Verbrechens und wußte daher in den meisten Fällen, nach Aufnahme des Thatbestandes schon, wer das Verbrechen begangen. Mit der immer größeren List und Raffinirtheit der Gauner dehnte sich auch sein Scharfsinn in seinem Berufe aus und sein Name allein machte das weiteste Herz des verstocktesten Verbrechers erbeben.

An dem Tage, von dem wir sprechen, saß Felsenthal wie gewöhnlich in seinem Verhör- und Arbeitszimmer, vor sich ein Bündel mit Acten und Notizen, den geheimnißvollen Mord betreffend. Zur Rechten lagen zwei riesige Folianten, enthaltend: „Das schwarze Buch“ — das Buch der Verbrecher. Wenn man hier nachblätterte, da konnte man so manchen Namen lesen, der sich wie ein Blutfaden der Inquisition durch die ganzen zwei Bände hindurch zog und immer und immer wieder im Zuchthause oder in der Verbrecherwelt genannt — ja bei den Genossen mit einer an Ehrfurcht grenzenden Achtung genannt wurde.

Lange blätterte der Obercommissär in den Seiten herum, bei jedem Namen schüttelte er sein ernstes Haupt und murmelte: „Der ist's nicht — der auch nicht!“

„Na,“ rief er endlich ärgerlich, „wann find' ich denn eigentlich den alten Burschen? Da muß ich schon meine Privatbücheln zur Hand nehmen,“ murmelte er endlich, indem er eine geheime Lade im Schreibpulte aufschloß und derselben drei fast eben so große Bücher, wie die, welche am Pulte lagen, entnahm.

Endlich schien er das Gesuchte gefunden zu haben, denn mit einem zufriedenen Lächeln schrieb er auf ein rastrirtes Blatt Papier einige Worte aus dem Buche, drückte das Amtssiegel darauf, schlug das Buch zu und legte alle drei Bände wieder an ihren Ort.

„Die da,“ sagte er, auf dieselben zeigend, „sind verläßlicher wie die da!“ Damit meinte er die zwei mächtigen Amtsbücher, die er ebenfalls wegräumte.

Dann klingelte er. Der schon ergraute Amtsdiener erschien.

Felsenthal gab ihm den vorerwähnten Schein mit den Worten: „Den Betreffenden — schnell!“

Der Amtsdiener entfernte sich wieder mit einer stummen Verbeugung. Felsenthal aber beugte sich schon wieder über seine Arbeit und schrieb weiter, schrieb so emsig, als ob heute noch die betreffenden Acten geschlossen werden müssen.

Er schien es gar nicht zu bemerken, daß ein Polizeisoldat in Begleitung eines sehr alten, aber trotzdem noch ungebeugten Mannes, zur Thüre hereintrat.

Der Alte murmelte Etwas in den wohlgepflegten röthlichen, nun aber schon stark mit Grau untermischten Bart, der sein ganzes, eigenthümlich blasses aber energisches Gesicht bedeckte.

Der Anzug dieser Person war einfach zu nennen, zeigte aber von einer gewissen Wohlhabenheit. Derselbe bestand aus Rock, Beinkleidern und Weste von schwarzem, feinem Tuche.

Aus dem, unter dichten röthlich-grauen Brauen hervorblitzenden Augenpaare leuchtete große Verwegenheit und Härte, zugleich auch ein gewisser triumphirender Stolz; über die ganzen, nicht unangenehm, jedoch eigenthümlich scharf markirten Züge breitete sich in Gegenwart des gefürchteten Felsenthal sonderbarer Weise eine Ruhe und Unbefangenheit, ja eine gewisse schlecht verhehlte Heiterkeit aus, die Jeden, der diesen Mann nicht kannte, in Erstaunen versetzt haben würde.

Nun, bei Felsenthal übten derlei Kunststückchen keinerlei Wirkung. Er kannte diesen alten, hartgesottenen Patron mit dem biederen lächelnden Bürgergesichte viel zu genau; er wußte, daß er sich einem der gefürchtetsten und verwegensten Einbrecher der Residenz gegenüber befinde, dem das Gefängniß, die schwersten Ketten und selbst der damals im Gebrauche stehende „Haslinger" (Corporalstock) nicht nur nichts mehr Neues, sondern so zu sagen nur Spielereien waren, und der den Polizissimus Felsenthal ebenso wenig fürchtete, wie den Polizeisoldaten. Da dieser Letztere die Ordre erhalten hatte, den schweren Verbrecher wohl zu hüten, so wendete er auch nicht einen Blick von dem ruhig dastehenden Inculpaten, obwohl an einen Fluchtversuch nicht zu denken war, da ja die Hände des Arrestanten mit den sogenannten „Hand-Bretzen" (Schellen in Gestalt des ringelförmigen Gebäckes, „Bretzen" genannt) geschlossen waren.

Eine Weile verharrten die drei Personen in tiefem Schweigen, bis endlich Felsenthal Miene machte, die Feder wegzulegen, welche Gelegenheit der Polizeisoldat mit dem „aufgepflanzten" Gewehr ergriff und im schnarrenden Diensttone sprach:

„Herr Obercommissär — melde gehorsamst das Erscheinen des Arrestanten!“

Nach diesen Worten fühlte er sich veranlaßt, den Gefesselten durch einen sanften Stoß in den Rücken zum Vortreten zu nöthigen.

Felsenthal schaute endlich scheinbar erfreut auf und rief, den Gefangenen erblickend:

„Ah, da bist Du ja, altes Haus! Trifft man Dich auch wieder einmal? Sag' mir doch, wo stecktest Du denn immer?“

Der Arrestant grinste; er kannte nur zu wohl die scheinbare Bonhomie Felsenthal's, dessen Verhörskniffe und Frage-Zwickmühlen, in welche derselbe seine Opfer zu bringen wußte, wie er das Vertrauen des Verstocktesten zu gewinnen verstand, um entweder selbstbegangene oder von Kameraden verübte Verbrechen herauszulocken. Es war diese Art und Weise auch die Ursache, warum mancher der „Aufgesessenen“ gerade ihm tödtliche Rache geschworen, obschon sein Geständniß ein freiwilliges gewesen und der „Herr von Felsenthal“ während der ganzen Untersuchung mit ihm so herzlich, gutmüthig und leutselig verkehrte, wie bisher und auch später kein Mensch auf der ganzen weiten Welt. Und daß, gleich dem bekannten Feldherrn der Neuzeit, welcher den denkwürdigen Ausspruch gethan „Rebellen braucht man kein Wort zu halten“, auch er schon damals den Grundsatz auszuüben schien: „Verdächtigen braucht man kein Wort zu halten“, das war es, was ihn am Verhaßtesten machte. Freilich waren das andere Verhältnisse, da er diesen Grundsatz nur bei Spitzbuben, Gaunern und gemeinen Verbrechern in Anwendung brachte, was diesen sonderbaren Lehrsatz entschuldigen mag.

Der Alte antwortete lachend:

„Wo ich gesteckt bin? Ei, in dem Loch, von wo mich der Herr von Felsenthal haben holen lassen.“

Felsenthal schüttelte bedenklich den Kopf; dann sprach er, wie bedauernd:

„Schau, Marchizer (vorzüglich geschickter Dieb), Du bist schon ein alter Bursch', ich glaub' g'schad't hä'st der Welt schon g'nug — deshalb keinen Vorwurf, denn Du hast Deine Strafen für alle Missethaten bekommen — aber schau', ich mein's ehrlich mit Dir, und zu Deinem Besten, schau, häng' doch einmal das Gaunerhandwerk an den Nagel und werd' ein arbeitsamer Mensch! Es schaut ja so nichts mehr heraus für Dich — bist schon zu ung'schickt

— hast die letzte Zeit in Einem fort Malheur g'habt! — Folg' mir, Marchizer-Franzl!"

Franzl that, als ob die Rede des Obercommissärs Eindruck auf ihn gemacht hätte; in Wirklichkeit aber kannte er nur zu gut die Finten, die der schlaue Polizissimus gebrauchte, um sich einer Aussage oder irgend eines Geheimnisses zu bemächtigen, das da nicht nur seinen Genossen, sondern auch ihm zum größten Schaden gereichen konnte. Hatte doch der Marchizer-Franzl ein gar weites Gewissen, war auch nicht für alle begangenen Verbrechen bestraft worden, und so hütete er sich wohlweislich in seinem eigenen Interesse, irgend Etwas auszusagen, was seinen Freunden verderblich werden konnte.

Daß es sich um die „zerstückelte weibliche Leiche" handeln konnte, davon hatte er auch nicht die entfernteste Idee; deshalb gab er auf die schmeichelnde Rede des Commissärs im gemüthlichen Tone zur Antwort:

„Herr von Felsenthal, schau'n S', Sie sein ein grund-g'scheidter Mann und werd'n mich begreifen. Ich treib' mein Handwerk schon fünfunddreißig Jahr', ich bin im G'schäft grau 'word'n — und jetzt soll ich's aufgeben? Schau'n S', Herr von Felsenthal, wir hab'n auch ein Charakter, den wir bewahr'n — Sie kennen's Sprichwort vom Wort und Handschlag der Dieb'. Sag'n S' selber, was sollt' ich, wenn ich wirklich „frank" (ehrlich) würd', anfangen?"

Felsenthal sah beinahe überrascht auf. In den Worten des ergrauten Verbrechers lag der Ton der Wahrheit, in den verschlagenen Zügen spiegelte sich eine gewisse Bewegtheit, so daß sich der sonst nicht so sehr für Komödien glaubenseifrige Polizist diesmal überrumpeln ließ und etwas vorschnell sprach:

„Nun, wie wär's, wenn ich Dir die Mittel und Wege böte, um Dir eine redliche Laufbahn zu gründen, wenn's nur Dein Ernst wäre?"

„Sprechen S', Herr von Felsenthal — wie wär' das möglich?"

„Du kennst doch den Vorfall von dem Auffinden der zerstückelten Leiche?" fuhr der Obercommissär fort, blickte auf, und bemerkte ein triumphirendes Lächeln auf den Lippen des ergrauten Schurken.

Als gewandter Polizist sah er sofort, daß er jede Hoffnung aufgeben müsse, aus dem geriebenen Gauner auch nur ein Wort heraus zu bekommen, welches einem Aufschlusse ähnlich sah, und so

begnügte er sich einige Kreuz- und Querfragen zu stellen, die der Gauner eben so schlau als harmlos beantwortete.

Endlich sagte Felsenthal plötzlich:

„Ich weiß eigentlich noch gar nicht, weshalb man Dich aufgegriffen hat.“

„Hm, das weiß ich selbst nicht,“ antwortete der Marchizer-Franzl, „man hat mich auf's „G'rade“ (Gerathewohl) g'nommen und beim Verhör war ich noch gar nicht.“

„Und was wirst Du beginnen, wenn Du wieder los kommst?“ fragte Felsenthal lauernd.

„Mein Gott unsereiner denkt nicht auf morgen, wenn er heut' noch was z' Beißen hat.“

„Ich hab' gehört,“ fiel plötzlich Felsenthal wie im Gespräche ein, „der schwarze Tonl soll eingezogen worden sein.“

Dieser, ein Taschendieb und auch gelegentlich Einbrecher par excellence, war der intimste Freund des Marchizer-Franzl; man kann sich also die Ueberraschung des Letzteren über die Nachricht von dessen Verhaftung denken. Er riß so zu sagen Mund und Augen zugleich vor Erstaunen auf.

„Was?“ rief er. „Der schwarze Tonl is verschütt' (eingesperrt)?“

„Ja,“ fuhr Felsenthal fort, als er die Wirkung seiner Worte bemerkte, „und zwar, weil er im Verdacht steht, sich an der Ermordung jener aufgefundenen Weibsperson betheiligt zu haben.“

Nun war davon wohl keine Rede, aber Felsenthal erwartete durch diese Finesse, daß der Verbrecher lebhaft des Freundes Unschuld vertheidigen und betheuern werde, was ihm dann Stoff zu weiteren Combinationen gegeben hätte, die wieder für eine andere Sache zweckdienlich sein konnten.

Aber auch hier wurde die Hoffnung des Polizissimus getäuscht. Marchizer Franzl blickte ihn ruhig an und sagte dann mit beinahe lächelndem Munde:

„Aber, Herr von Felsenthal, das kann ja gar nit sein — da wär's g'rad so möglich, daß ich an dem Mord betheiligt g'wesen wär'.“

„Nun,“ fragte Felsenthal, „und warum wäre das so unmöglich?“

„Pah,“ war die Antwort, „das weiß die löbliche Polizei so gut

wie ich — weil Leut' von unserm Schlag nit so mir nichts dir nichts die Leut' zerstückeln und uns das peinliche Halsg'richt an den Kragen hetzen. Es ist doch einleuchtend: ein einfacher „Schränker" (Einbrecher), ja selbst ein gelinder „Schärfler" (Straßenräuber) wird lang nit so verfolgt und bestraft, wie ein ganzer Scharfhandel (Raubmord oder Mord). Na, und da bleib'n wir halt do' lieber bei unserm g'wohnten Metier."

Dies war endlich, wie sich Felsenthal, nachdem er den Gefangenen wegführen hatte lassen, selbst gestehen mußte, sehr einleuchtend.

„Na," sagte er, „probiren wir jetzt was anders mit dem „schwarzen Tonl." Da heißt's aber eine ganz andere Komödie spielen, um aus ihm was herauszulocken. Da brauch ich mehrere Mitwirkende."

Wir schildern nachstehend die Scene genau so, wie sie ein Augenzeuge erzählte.

Die eigentliche Force Felsenthal's bei Herauslockung von Daten, Angaben und Geständnissen bestand in der meisterhaften Ausführung seines Lieblingskunststückleins, das als „Hungercur" und „Appetitfolter" sich wie kein anderes bewährte und das nur Felsenthal zum Erfinder haben konnte, der nicht nur überhaupt für einen „guten Bissen" und „echten Tropfen" schwärmte, den Bauch für seinen Gott erklärte, und die unumstößlichste Ueberzeugung hatte, daß ein Ausgehungerter dem Anblick eines appetitlich gebratenen Poulardschenkelchens, wenn es in die gehörige Beleuchtung gebracht, von dem Polizissimus virtuos tranchirt und „schmatzend zusammengebissen" werde, nicht widerstehen könne. Um die Wahrheit dieses Dictums zu begreifen, mußte man allerdings Felsenthal, den lachenden Lebemann und geschmackvollen Eßkünstler, selbst essen sehen.

Es war ein sensationeller Einbruch geschehen. Der Augenschein ergab, daß bei dem Verbrechen sich Mehrere betheiligt, die Form der Ausführung zeigte, daß es geübte Gauner gewesen und ein oder der andere Umstand ließ auf eine der Behörde längst bekannte Sippe schließen, um deren vollständige Habhaftwerdung es sich eben handelte.

Felsenthal hatte bereits unaufgehalten seine Anordnungen getroffen; aus dem Verzeichnisse der Proscribirten wurden rasch jene Individuen ausgeschieden, in deren „Genre" der vorliegende Fall

gehörte und die, falls sie gegenwärtig auf freiem Fuße sich befanden, sammt und sonders als „verdächtig“ erschienen.

Die Liste der „Auserwählten“ wurde von Felsenthal nochmals durchgelesen, er frug weiter um dieses oder Jenes, oft um das unscheinbarste und vermeintlich unwichtigste Detail und commandirte dann seinen horchenden Organen:

„Bringen S'mir den Juden Isac vom Salzgries, wenn er nicht schon wieder nach Oedenburg ist. Sie bringen mir den schwarzen Tonl aus 'm Ratzenstadl; Sie den rothen Schorschl vom Spittlberg, und Sie die g'flickte (blatternnasige) Resl von Hungelbrunnn. Werden separirt. Adieu!“

Er wußte Alles. Der Jude Isac war wirklich eben schon „verreist“ oder „unwissend wo“, die g'flickte Resl war in der Nacht vorher einer anderen Ursache wegen irgendwo „eingekastelt“, daher auch noch nicht „evident“, und so mußte sich der Polizissimus mit dem schwarzen Tonl begnügen, dessen man allein habhaft hatte werden können.

Der bezügliche Fang war Felsenthal gemeldet worden und der Verhaftete, der beim „Aufnahmscommissär“ nichts gestand, in Arrest gekommen, wo er bereits achtundvierzig Stunden und auch länger bei nothdürftiger Kost sich ungestört den stillen Betrachtungen hatte hingeben können. Die Welt schien auf ihn vergessen zu haben.

Und nun beginnt das Lustspiel des Polizissimus. Plötzlich, um zwei Uhr Nachts wird der schwarze Tonl aus seinem Halbschlummer erweckt und in ein Verhörzimmer gebracht. Betäubt schreitet er neben seinem Wegweiser, der ihm eine Thüre öffnet und ihn allein eintreten heißt.

Wie sieht es aber in diesem Zimmer aus. Das Gemach, das im Hintergrunde eine „spanische Wand“ unauffällig trennt, hat etwas ungemein Zutrauliches, fast wie eine chambre separée bei einem unserer heutigen Delicatessen-Restaurants. Zudem ist der Tisch, auf dem das volle Licht einer eleganten Lampe fällt, gar niedlich „gedeckt“; eine Krystallflasche mit funkelndem Weine gefüllt, sammt zwei schön geschliffenen Gläsern laden gastlich zum Gebrauche ein. Ein anatomisch richtig zerlegter Kapaun, von wunderbar appetitlich gebräunter Farbe und würzigstem Dufte harrt seines Verehrers. Compot, Salat, Käse, frisches Gebäck, Zigarren, eine schmucke Kaffeekanne mit lustig lodernder Spiritusflamme und zwei funkelnd reine Gedecke

vervollständigen das reizende Ensemble, das der Eintretende mit gierigem Auge bewundert.

Vor diesem Zaubertische sitzt nun ein wohlbeleibter, gutmüthig aussehender Mann in completem Reiseanzuge mit der Mütze auf dem Kopfe, den Fuß nachlässig auf einen Koffer gestützt, der von mächtigem Umfange ist und vollgefüllt scheint.

Der behäbig aussehende, mit einem bartlosen, aber gut genährten doppelkinnigen Antlitz gesegnete elegante Herr — unser Polizissimus Felsenthal – achtet weder der vor ihm aufgethürmten Leckerbissen, noch des Angekommenen, sondern liest nur eifrig in einem voluminösen Schriftstücke.

„Aergerliche G'schicht'!" murmelte er endlich. „Wenn ohnehin Alles klar ist, wozu eigens noch nach Pest fahren, bei so einem schlechten Wetter! — Halt! Wer ist da?" schrie er plötzlich.

„Ich bin's, Euer Gnad'n!" lispelt zitternd der Erschreckte.

Felsenthal steht auf, schiebt die Brille nach der Stirne zurück und sagt in freundlichem Tone:

„Ah, Du bist's, schwarzer Tonl! Ganz richtig."

Darauf schreitet er zur Thüre, schiebt hörbar den Riegel vor und spricht:

„Na also, wir sind allein — setz' Dich und red'! Mach's aber kurz, ich muß in einer halben Stund' fort und außerdem" — dabei weist er auf das Actenstück in seiner Hand — „wissen wir ohnehin schon 's Ganze, weil die Andern, die gestern eingebracht worden sind, glei' Alles g'standen haben. Also mach' kurzen Prozeß, halt' mi' nit auf, 's wird Dein Schaden nit sein."

„Euer Gnad'n, ich bitt' — ich weiß von nix — ich bin dasmal ganz unschuldi' — ich war, bei meiner armen Seel'! dasmal nit dabei."

„Dumm's Plauschen! wann da Alles schwarz auf Weiß haarklein erwiesen ist! Brauch' Dein G'ständniß gar nit — brauch's nit — hat schon der rothe Schorschl ausg'sagt, wer Alle und wie viel dabei waren."

„Der rothe Lump! — Er, der g'rad' derjenige war, der —"

„Pah, das brauch' ich von Dir nit z'wissen — halt' mich mit so unnöthigen Sachen nit auf, die uns ohnedies schon bekannt sind; red' lieber, was Deine Person betrifft."

„Euer Gnad'n, ich bin hölli' unschuldi'. Dasmal weiß ich gar nix — können S' mir's glauben, Euer Gnad'n, ich thät's ja sag'n."

Der Polizissimus schien die letztere Aeußerung gar nicht gehört zu haben, wenigstens erwiderte er nichts darauf.

„Ah," rief er jetzt plötzlich, „mein gut's Essen, auf das ich mich schon so g'freut hab', ist mir beinah' kalt 'word'n."

Er setzte sich, schob die Serviette in die Cravatte, wetzte Messer und Gabel, schnalzte mit der Zunge und legte sich ein prächtiges Bügelchen auf den Teller, welchem Schauspiele der schwarze Tonl mit neidischem Blicke zusah.

„Unter Ander'm," warf Felsenthal ein, „wie bist denn mit unserer Kost z'frieden? Kein' Klag'?"

Dabei schnitt er sich ein blendend weißes Stück Fleisch ab, spießte es auf die Gabel und tändelte, auf die Antwort wartend, wie ganz absichtslos mit dem delicaten Bissen.

„Kost, Euer Gnad'n? Mein Gott, ich krieg' ja nix — fast zwei Täg' schon — g'rad' nur a Stückerl hart's Brod hat mir gestern —"

„Was?" schrie Felsenthal erzürnt, steckte das Stück Fleisch zwischen die Zähne und zermalmte es hörbar. „Nix wie ein Bissel hart's Brod für so ein' starken Mann wie Du bist und in zwei Tagen — hör', das muß untersucht werden."

Er schenkte sich ein Glas voll mit Wein, that einen herzhaften Zug, trocknete sich die Lippen und langte abermals nach einem saftigen Stücke.

„Ja so," unterbrach er sich plötzlich, „willst vielleicht auch ein Schlüpferl? Aber sagen darfst nix, sonst hab' ich Verdruß."

Nun schenkte er seinem Gegenüber in das zweite Glas ein kleines Schlückchen, um dessen Appetit zu reizen, ein.

Der also Beglückte drückte wonniglich die Augen zu, als er das Naß durch seine ausgetrocknete Kehle gleiten ließ.

„Küß' d' Hand, Euer Gnad'n! Küß' tausendmal d' Hand! Ui, das thut Einem wohl!"

„Schau, Du bist ein dummer Kerl! Bist selber schuld, wannst Noth leid'st. Der rothe Schorschl hat heut' schon seine ordentliche Kost —"

„Der rothe Spitzbub' is ein Lump, Euer Gnad'n, ein schlechter Kerl, mit dem ich nix mehr z'thun hab'n will, wann ich wieder draußen

bin. Ich hab' dasmal schon nit woll'n, aber d' g'flickte Resl hat g'sagt —"

Es entstand nun eine Pause.

„Schau," nahm endlich Felsenthal das Wort, „wannst uns nur nit lauter Sachen erzählen thät'st, die wir eh schon wissen. Soll ich Dir's denn noch hundertmal sagen, daß wir's ganze Bandel beisamm' haben, daß ein Jed's ausg'sagt hat, und daß's jetzt nur auf Dich ankommt, obst in vierzehn Tagen draust sein oder so a zehn Jahrln am Spielberg sitzen willst. Alles wissen wir."

„Meiner Six, 's is unbegreifli'! So g'schwind? Aber ich bin unschuldi', Euer Gnad'n, ich war dasmal nit dabei — ich schwier's (schwöre es)!"

Felsenthal gab keine Antwort und stocherte wählerisch mit der Gabel zwischen den auf dem Teller aufgehäuften Fleischstücken herum, welchem reizenden Schauspiele der Hunger-Delinquent mit unverwandten, glühenden Blicken zusah.

Plötzlich stand Felsenthal auf.

„Gar is 's mit'n Appetit!" rief er; „'s is ganz und gar damit. Ich bring' kein' Bissen hinab, aus Aerger. — Schad' um den schön' Kapauner; wie mancher Mensch wär' froh, wann er'n hätt'!"

„Euer Gnad'n — wann ich bitten dürft' um a Wörtl."

„Ich hab' jetzt kei' Zeit mehr — hätt'st früher g'red't — brauch' nix mehr z'wissen, hab'n schon die Andern g'standen. Uebermorgen in der Fruh, wann ich in Pest bin, erfahr' ich's ohnehin vom Isaac, wo Du Dein' Antheil hingeb'n hast."

„In Pest hab'n s' in Isaac derg'lengt? In Pest? Jetzt schau'n S', Euer Gnad'n, was das für ein elendiger Kerl is! Uns hat er g'sagt, daß er die Perl'n in Preßburg verkauf'n wird. Ob m'r aan Mensch'n no' trau'n soll!"

„Geh' weiter, halt' mich mit Dein' unnöthigem Geplausch nit auf, ich muß ja fort — 's steht der Wagen unten — da, hilf den Kapauner einpacken."

„Was soll ich mit'n Kapauner, Euer Gnad'n? Dürft' ich gar schön unterthänigst bitten, daß mir Euer Gnad'n —"

„In das Papier da wickl'n ein — vielleicht find't sich auf der Reis' ein armer Teufl, der Hunger hat. Schad'! Er is ganz frisch braten, no' ganz warm."

„Euer Gnad'n, Herr von Felsenthal, nur ein' Augenblick — nur a klan's Wörtl — mir sein glei' firti' — bitt' recht schön!"

„Kann nit! Hätt'st zuvor nit so umbandelt. Hab' D'r g'sagt: setz' Dich nieder, iß mit mir und erzähl', was D' weißt."

„Das hab'n Euer Gnad'n nit g'sagt, vom Mitessen — Jesses, wann ich das g'wußt hätt', mir is eh g'rad' zum Umfall'n vor lauter Hunger — völli' übl is m'r, glaub'n S', Euer Gnad'n, rein glückli' wär' ich, wann ich nur a wengerl ein' Biss'n Fleisch krieg'n könnt' — ich will ja sag'n, was ich weiß — weil Euer Gnad'n eh schon All's bikennt is —"

„Jetzt is keine Zeit mehr — hast Dir viel verscherzt — muß Dir's g'rad' sagen — hab' mit Dir ein' Plan g'habt für die Folg' — hätt' Dich für mich verwend't — im Anfang freilich nur dreißig Gulden im Monat — aber mit der Zeit 's Doppelte. — Ja richtig, auf mein Kaffee hätt' ich bald vergessen!"

Felsenthal löschte die Spiritusflamme aus, schenkte sich eine Schale des duftigen Mokka ein und begann behaglich davon zu schlürfen.

„Ah, wie das schmeckt!" rief er. „Käs is auch no' da — die Zigarr'n steck' in mein' Mantel — eine davon kannst Dir b'halten —"

„Vergelt's Gott tausendmal! Euer Gnad'n sein halt a wahrer Goldmensch — ja, wenn m'r das Glück hat, mit Euer Gnad'n z'thun z'hab'n, da is 's leicht, a G'ständniß z'machen — ich saget ja eh Alles —"

„Halt' mi' nit auf, wir wissen ja ohnehin schon, was wir z'wissen brauchen."

„Aber von mir wissen Euer Gnad'n no' nix!"

„Brauch' auch nix z'wissen — sag's morgen dem andern Herrn Commissär, dem Du zug'wiesen wirst."

„Uje, eppa dem g'strengen Herrn von Ratzenhofer! Mein Gott, nur kein' neuchen Herrn Commissär! B'halten mich lieber Euer Gnad'n in der Verhandlung — ich will ja reden — aber — schenken S' m'r a Stückerl Fleisch, eh' ich's einpack' — gengen S' Euer Gnad'n! Sö thun a christlich's Werk — ich fall' fast, meiner Seel', um vor Hunger!"

„Das Restl Wein trink' aus, aber g'schwind — in zwei Minuten längstens muß ich fort."

„Küß d'Hand! O Gott, o Gott, das thut wohl! — De halbe Semmel da — Euer Gnad'n essen s' a so nit — lassen S' mir's zukommen!"

Jetzt war der Mann mürbe genug.

„Mein'tweg'n!" brummte Felsenthal scheinbar ganz gleichgiltig, schob den Ueberraschten auch noch den Teller mit dem Geflügelbraten hin und sagte:

„Na so iß' also! Aber rein nur, weil Du mir erbarmst, will ich Dir noch fünf Minuten opfern — setz' Dich — nimm was D' willst — sag' aber drüb'n nix und erzähl', was D' zu erzählen hast. Aber g'schwind', g'schwind'!"

Und Felsenthal zündete sich eine Zigarre an, warf sich der Länge nach auf das Sopha und hörte der anfänglich gestotterten, allmälig aber geordneten Beichte seines Hungeropfers unauffällig zu.

Der schwarze Tonl verschlang die delicaten Bissen wie ein Wolf und schilderte in den Pausen, wo die Zähne frei waren, den „Fall" haarklein, unter Angabe sämmtlicher Namen, der Genossen und Hehler und sonstiger Nebenumstände.

Und als er geendet, waren nicht nur die gestatteten fünf Minuten, sondern es war unmerklich eine volle Stunde verflossen, und Felsenthal — wußte Alles, was er wissen wollte.

Jetzt stand er auf, schob den Riegel von der Thüre zurück, öffnete sie und rief in den Corridor:

„Führen S' den Mann auf Nummer acht."

Und der Ueberraschte wurde von dem Diener in Empfang genommen.

Als sich die Thüre von Felsenthal's Zimmer wieder schloß, trat von der spanischen Wand ein Beamter mit einem Schriftstück hervor.

„Haben S' Alles genau notirt?" fragte Felsenthal. „Alle Namen? Gut. Der Flinsler muß augenblicklich nach Preßburg, der Baier muß den rothen Schorschl holen, der Würstl die g'flickte Resl und der Zangel den Tandler Bareis. Ohne Verzug! — Richtig ist's wieder dasselbe Bandel! — Hat aber Müh' gekost't! — Bringt mich der Kerl um mein gut's Abendessen! War aber sonst nix Recht's herausz'bringen aus ihm. Na, macht nix, weil nur der Fang gelungen ist! — Gute Nacht!"

Aber noch sollte es dem Polizissimus nicht gegönnt sein, nach Hause zu gehen.

Ein Amtsdiener, die wichtigste Miene der Welt zur Schau tragend, stürzte herein und überreichte Felsenthal ein versiegeltes Actenconvolut.

Der Polizeicommissär betrachtete die Umhüllung genauer und murmelte dann, hastig die Siegel ablösend:

„Angelegenheit in Betreff der zerstückelten Leiche — na, was wird's da wieder geben?"

Er durchblätterte die Acten und legte sie dann wieder enttäuscht zur Seite.

„Pah," sagte er, „Vermuthungen, lauter unhaltbare Vermuthungen. Das hat Zeit bis morgen. Geh'n wir!"

Und er schloß sein Bureau ab und ging nach Hause.

Wir aber müssen unseren freundlichen Lesern die Ursachen jener Vermuthungen, welche — wir verrathen es sogleich — wirklich nur Irrlichter waren, bekannt geben und ihnen in Kürze mittheilen, was sich eigentlich neuerdings in der „Angelegenheit des zerstückelten Leichnams" begeben hat.

Zu den Neugierigen, welche auf die Siebenbrünnerwiese eilten, um sich jene aufgefundenen Füße zu besehen, zählte auch eine Stuhlarbeiterin böhmischer Nation.

Als sie dann heimkam, bereicherte sie ihre Nachbarin, die Gattin des Grundwächters mit der Mittheilung: Auf dem Rückwege seien vor ihr zwei Burschen gegangen; von diesen hätte der jüngere zu dem älteren gesagt: „Nit wahr, unser Johann hat's 'naufgetragen und eingegraben?" Darauf wäre der Aeltere in die Worte ausgebrochen: „Halt's Maul, sonst schlag' ich Dich in den Graben 'nein!"

Die Frau Grundwächterin schüttelte den Kopf, erzählte ihrem Manne davon, und dieser machte die Anzeige von diesem Vorfalle bei der Polizei.

Die Stuhlarbeiterin wurde auf's Amt gerufen und beharrte bei ihrer Aussage. Jene verdächtigen Burschen wurden ermittelt und eingesteckt. Es waren zwei durchaus unbescholtene Söhne einer Brauknechtsgattin in Reinprechtsdorf. Der „Bettgeher" (Bettmiether) dieser Frau, der sich Johann nannte, wird ebenfalls in Empfang genommen, aber — die ganze Mühe, welche man mit dem Verhöre der Arretirten verschwendete, war umsonst gewesen.

Es betheuerten alle Drei von der That nicht das Geringste zu wissen. Der Jüngere der Brüder behauptete insbesonders, er wäre unrecht verstanden worden, denn er habe gesagt: Man sollte Denjenigen hauen, der die Füße dorthin getragen. Auf dieses hätte der Bruder geantwortet: „Halt's Maul, sonst schlag' ich Dich in' Graben 'nein!" Die Aehnlichkeit des Wortes „hau'n" mit dem Namen „Johann" könnte wohl zu dem Mißverständnisse Anlaß gegeben haben, insbesondere da die Anklägerin, eine Böhmin, nichts weniger als richtig deutsch sprach und verstand.

Trotz der vielen Kreuz- und Querfragen, die der Commissär an die drei Verdächtigen richtete, trotz der strengen Einzelverhöre, die er anstellte, gelangte er doch nur immer zu dem einen Resultate, daß ein Mißverständniß stattgefunden und die drei Inhaftirten an dem Verbrechen unschuldig waren. Zudem wiesen sie auch ihr Alibi von dem Tage, an welchem das Verbrechen, dem ärztlichen Gutachten nach, verübt worden war, nach, und so wurden sie endlich entlassen.

Dieser Fall wurde aber bald in den Hintergrund gedrängt, durch etwas, was sich in derselben Angelegenheit ereignete und Polizei und Publicum wieder zu neuer Thätigkeit anspornte.

Es war um drei Uhr Nachmittag an einem der folgenden Tage. In dem Selcherladen des Meisters Gundel auf der Laimgrube (im Hause Nr. 14 der heutigen Magdalenenstraße) saß dessen achtzehnjähriges Töchterlein mit noch zwei Freundinnen und die Mädchen plauderten und scherzten von allerlei Dingen. Endlich kam das Gespräch auch auf die brennende Neuigkeitsfrage des Tages, auf jene zerstückelte Leiche, deren Mörder man „halt" durchaus nicht finden könne.

Die Mädchen sprachen sehr laut, dabei saßen sie unweit der Eingangsthüre, die geöffnet war, und beachteten nicht, daß schon einige Male ein seltsam aussehendes, stark verschleiertes Frauenzimmer außen an dem Laden vorbei schlich und zeitweise einen forschenden Blick in das Innere des Gewölbes und auf die Mädchen warf.

Dieses auffallende Frauenzimmer war sehr groß, so auch ihr Kopf, an dem zu beiden Seiten an den Schläfen zwei kleine und tiefer große schwarze Locken herabbaumelten. Sie trug einen schwarzen Hut mit gleichfarbigem Schleier, am Leibe einen grauen Thibet-Ueberrock, darüber ein eingearbeitetes Umhängetuch. Um den Hals

schlang sich ein Knüpftüchelchen von Perkail, an den Füßen hatte sie, trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit, Pelzstiefeln.

Dieses seltsame Weib war, wie bereits bemerkt, schon einige Male, ungesehen von den drei ziemlich laut plaudernden Mädchen, bei dem Selchergewölbe vorbeigehuscht; — plötzlich blieb es aber stehen und horchte, wie es schien, mit großer Aufmerksamkeit.

Die Mädchen sprachen eben von der etwaigen Strafe, die der Mörder der „Zerstückelten," falls er entdeckt werden sollte, zu erdulden haben würde. Sie drückten die Hoffnung aus, daß diese Entdeckung wohl bald erfolgen werde und stimmten sämmtlich darin überein, daß für den unmenschlichen Bösewicht keine Strafe zu hart erschiene.

In diesem Augenblicke nun drängte sich die seltsam aussehende Weibsgestalt in das Gewölbe.

Alle drei Mädchen fuhren fast erschrocken zusammen, als sie sich so unerwartet in ihrem Gespräche unterbrochen sahen, noch mehr aber über den Anblick, den ihnen die eingetretene Frauensperson bot.

Die Tochter des Hauses vermochte kaum das übliche: „Schaffen, bitte?" zu stammeln; endlich jedoch überwand sie ihre unerklärliche Scheu und fragte nach dem Begehr der Kunde.

Diese schob jetzt ihren Schleier zurück und es zeigte sich den Mädchen ein von der Sonne gebräuntes, von ungeschickter Hand stark geschminktes, beinahe männlich stark markirtes Gesicht, und als diese Frau mit nicht sehr lauter Stimme um den Preis des Schmalzes fragte, — da war der Ton dieser letzteren so rauhklingend und erzwungen, daß man nicht weiter im Irrthume sein konnte, man habe einen als Weib verkleideten Mann vor sich.

Auch die drei Mädchen mochten Aehnliches denken, denn mit vollster Uebereinstimmung blickten sie sich an.

Kaum hatte das Mann-Weib den Preis des Schmalzes erfahren, so richtete es an die Selcherstochter die Frage:

„Na, was ist's denn eigentlich mit der Geschichte von der Zerstückelten?"

„Mein Gott," war die Antwort, „da oben ist ein Theil gelegen und beim sogenannten Wollbaum auch."

Die Fremde sann eine Weile nach, blickte mit ihren glühenden Augen die drei Mädchen der Reihe nach an, und fragte dann mit halb unsicherer Stimme auf's Neue:

„Und was sagt man — wer es gewesen?"

Die Selcherstochter glaubte, da ja doch allgemein bekannt war, daß die aufgefundenen Theile von einem Frauenzimmer seien, die Frau wolle wissen, wer der Mörder sei und antwortete daher:

„Mein Gott, das weiß man zwar nicht, aber er wird gewiß bald aufkommen."

Das zweideutige Frauenzimmer, das schon früher ihren Finger in das Schmalz getaucht und dann erklärt hatte, dasselbe sei zu weich, zeigte nach diesen Worten eine seltsame Erregung, die auch den drei Mädchen auffiel, und mit den hastig herausgestoßenen Worten: „Na, wer weiß — ich glaub' nicht, daß er aufkommt!" enteilte sie dem Selchergewölbe und lenkte ihre Schritte, wenn auch nicht allzurasch, dem bekannten „Fokanedihaus" zu.

Die Selcherstochter aber rief, kaum als die Person das Gewölbe verlassen hatte, mit zu Tode erschrockener Stimme:

„Jesus Maria und Josef! — das war kein Weib, das war ein Mannsbild!"

„Leni," rief nun die Eine, welche nicht minder erschrocken war, „haben S' die Füß' gesehen? Das war ein Mannsbild!"

Nun berathschlagten die Drei, was zu thun sei, und man kam zu dem Entschlusse, daß die dritte Freundin dieser verdächtigen Frau, die doch noch nicht allzuweit entfernt sein könne, nachlaufen solle.

Aber diese bezeigte zu große Furcht, die ihr zugetheilte Mission zu erfüllen, und so blieb den drei Mädchen nichts weiter übrig als selbst und zwar zusammen, auf die Straße zu gehen; die resolute Selcherstochter aber eilte bis in das „Fokanedihaus", in welches die Gestalt hineingegangen war.

Da dieses Haus jedoch ein Durchhaus war, zeigte sich ein Weitersuchen resultatlos. Das Mann-Weib war verschwunden.

Das Gerücht, es sei der muthmaßliche Mörder der „Zerstückelten", als Weib verkleidet, in einen Selcherladen gekommen, verbreitete sich sehr schnell und drang alsbald auch in die Räume des Criminals.

Gerichtscommissär Regenspursky begab sich unverweilt an Ort und Stelle, um, wie dieser eifrige Beamte zu sagen pflegte, der Sache auf den Grund zu sehen. Er unterzog sogleich die Selcherstochter, so wie deren Freundinnen einem eingehenden Verhöre, bei welchem die Mädchen den Vorfall wahrheitsgetreu erzählten. Um die Größe des verdächtigen Frauenzimmers befragt, gaben sie an, daß

dieselbe um ein hübsches Stück größer gewesen sei, als die Tochter des Selchers, die doch das nicht unrespectable Längenmaß von fünf Schuh und einige Linien hatte.

Der Thatbestand wurde aufgenommen und weiter war wieder in dieser Angelegenheit nichts zu thun.

Der Gerichtscommissär begab sich nach Hause und legte die neuen Acten zu dem bereits gesammelten Materiale, ärgerlich darüber, daß es noch immer nicht gelungen, die verdächtige Erscheinung in dem Selchergewölbe handfest zu machen; denn der Beamte, obgleich nicht ganz der Ansicht des Publicums, in dem Mannweibe stecke unbedingt der Mörder der „Zerstückelten", wäre doch gar zu gerne im Besitze der Person gewesen, da eine Ahnung ihm sagte, daß dieselbe dem begangenen Verbrechen nicht fern stehe, und ihre Aussagen von großer Wichtigkeit für die Untersuchung des mysteriösen Falles sein mußten.

Bedenklich schüttelte der Mann der Justiz öfters den Kopf. Ein solcher Fall war ihm in seiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen. Ein Verbrechen, wahrscheinlich inmitten der Residenzstadt Wien begangen, Mörder und Ermordete ebenfalls, allem Anscheine nach, in Wien oder dessen Umgebung ansässig und keine Spur — nicht der geringste haltbare Faden zu halbwegs sicheren Voraussetzungen.

Auf so rohe Art das Verbrechen auch begangen worden, auf eben so geschickte Weise wußte der, oder die Thäter die Fäden zu zerschneiden, welche zu dem Netze führten, so daß der Polizei nichts übrig blieb, als im Finstern und Ungewissen herumzusuchen und eine allfallsige Lösung dieses criminalistischen Räthsels der Zukunft und dem Zufalle zu überlassen.

Das war nun eine wenig tröstliche Perspective für ein strebsames Institut, für die angestrengtesten Bemühungen der Behörden, aber — daran war leider nichts zu ändern.

Man hatte in den gewöhnlichen Verbrecherkreisen geforscht, gesucht, — vergebens. Wohl beförderte man neue begangene Verbrechen an das Tageslicht und waren die vielen Streifungen, besonders in ersterer Zeit, von großem Erfolge begleitet, allein das, was man suchte, die Spur jenes geheimnißvollen Verbrechens, fand man trotz alledem nicht.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Abenteuer im Schönbrunner-Parke.

In ganzen, langen Karawanen zogen die Wiener hinaus nach dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn.

Draußen sollte eine „Hoftafel" stattfinden, da ein fremder Prinz zum Besuche des Kaisers Ferdinand I. anwesend war, und da sprangen Nachmittags die großen Wasser und am Fuße der großen Freitreppe, die aus den Salons des ersten Stockes hinab auf das große Plateau führte, spielte eine „Militärbanda" (wie damals schlichtweg die heutigen Regimentscapellen genannt wurden). Die hohen und höchsten Herrschaften machten wohl auch einen Rundgang oder gar eine Pirutschade durch den Park — lauter Dinge, welche den von jeher stark neugierigen und schaulustigen Wienern Anlaß gaben, hinauszuwandern nach der prächtigen Sommerresidenz des Kaisers.

Die Verkehrsmittel der damaligen Zeit waren noch nicht auf jene hohe Stufe gelangt, auf welcher sie sich heute befinden. Die Aristokratie fuhr in ihren eigenen Equipagen, die Geldwelt und die Lebemänner entweder in den Jantschky'schen Privat-Equipagen oder in den, schon damals sich einer gewissen Berühmtheit erfreuenden Fiakern; für das große Publicum gab es nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl recht unförmlicher und schwerfälliger Rumpelkasten, welche damals „G'sellschaftswag'n" (heutige Omnibus) genannt, aber nur von wenigen Leuten benützt wurden, außer es war gerade Sonntag. Endlich fuhr die niederste Classe in den vielsitzigen nach ihrem Erfinder genannten „Zeiselwägen", die jedoch nur vor den Mauthschranken Wiens ihren Aufstellungsort haben durften, weshalb sie im

Volksmunde auch „Linien-Zeisel" hießen. Die Buchstaben „L. Z." (Linien-Zahl) oder der Nummer am Wagenkasten, gaben den neidischen Fiakern den Anlaß diese Art Transportmittel trocken: „Laus-Zupfer" zu nennen. An Sonn- und Feiertagen machten sie brillante Geschäfte, und das war den Fiakern eben nicht angenehm.

Die große Menge des Volkes wanderte aber zu Fuß hinaus, in kleineren oder größeren Gesellschaften, scherzend und lachend, denn der einfache Handwerksmann jener Tage schämte sich seines Gewerbes nicht und wollte nicht mehr scheinen, als er war.

Der schöne Park von Schönbrunn war heute in allen seinen Räumen gefüllt von heiteren Menschen. Eine riesige Menge umdrängte die Militärmusik und lauschte den munteren Weisen, welche dieselbe producirte, den Herrschaften oben das Mahl zu würzen. Eine andere Menge umlagerte die Springbrunnen und Bassins; in dichtem Gedränge schoben sich die Massen in die „Menagerie", einem Hauptanziehungspunkte für Jung und Alt, der Schönbrunner-„Pepi" (wie der dort befindliche Waschbär genannt wurde) feierte an diesem Tage wieder einen seiner schönsten Triumphe und nahm die, in Form von Kipfeln und Semmeln ihm dargebrachten Beweise von Huldigungen mit dem lieblichsten Wedeln der Ohren entgegen.

Die „Gloriette", das auf der Höhe der Terrasse weit über das Land blickende, luftige, vom Architekten Hohenberg entworfene Bauwerk, war gleichfalls der Zielpunkt einer Menge von Neugierigen und die, seiner Zeit für die Kaiserin Maria Theresia hergestellte „Aufzugsmaschine" war in ununterbrochener Bewegung.

Weniger besucht war der vom Schlosse linksseitig gelegene Theil des herrlichen Parkes, in dem sich der Obelisk, die Ruine und das „schöne Bründl" (der Anlaß zur Benennung) befinden, obwohl gerade dieser Theil mit seinen schattigen Partien zu den reizendsten gehört.

Unter der Menge, welche das große Bassin umkreiste, befand sich auch ein großer, schlanker Mann, mit röthlich blondem Haar und Bart, etwas excentrisch gekleidet, das Prototyp eines Engländers; an einer Schnur führte er einen riesengroßen Neufundländer, der nicht mindere Aufmerksamkeit erregte, als sein Gebieter, sich jedoch ebenso wenig aus den verschiedenen Zeichen der Be- und Verwunderung, die ringsum laut wurden, zu machen schien, wie der blonde Sohn des meerumgürteten Albion.

Starr und steif stand Mylord — das mußte in jener Zeit

jeder reisende Engländer zum Mindesten sein — am Rande des Bassins und starrte mit verglasten Blicken hinein in die klare Fluth, in der eine Masse bunter Fischlein ihr reizendes Spiel trieb; und neben dem Gebieter stand der Neufundländer, den Kopf halb zur Seite geneigt und folgte mit den klugen Augen dem flinken Herumschießen der glänzenden Bewohner der kühlen Fluth.

Während eines Augenblickes wurde die Aufmerksamkeit der Menge wieder einem andern Punkte zugewendet, an dem ein winziges Männchen erschien, elegant, ja stutzermäßig gekleidet, voll Grazie in seinen Bewegungen. Der vollkommen ebenmäßige Körper eines Kindes kaum drei Schuh hoch, mit dem Kopfe eines hübschen, etwa dreißigjährigen Mannes, auf dessen Oberlippe ein kokettes Schnurrbärtchen prangte.

„Der Hofzwerg!" flüsterte es ringsum.

Der kleine, zierliche Mann, Mathias Gullia mit Namen, gehörte zum kaiserlichen Hofe, weshalb ihm auch der erwähnte Name gegeben wurde. Gullia war im Jahre 1814 zu Istrien geboren und gehörte mit der Gestalt eines fünfjährigen Kindes, dem richtigen Ebenmaße seines winzigen 2 Schuh zehn Zoll messenden und 23 Pfund wiegenden Körpers (welche Größe er im fünften Lebensjahre erreicht hatte und darauf stehen blieb) zu den merkwürdigsten und interessantesten Naturerscheinungen. Im Jahre 1833 wurde er zuerst in Wien in seiner Nationaltracht gezeigt und erregte durch seine geistigen Vorzüge nicht minder Aufsehen, wie durch seine phänomene Erscheinung. Er sprach geläufig illyrisch, italienisch, kroatisch und deutsch, spielte Violine, blies fertig auf seinem Nationalinstrumente (einer Art Doppelpfeife), und war ein geschickter Maler, Reiter, Jäger und Pistolenschütze. Von Wien weg bereiste er England und Frankreich, hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er im Café de la Terrasse sehr besuchte Bälle gab. Anfangs der Vierzigerjahre kehrte er nach Wien zurück und erhielt von Seite des kaiserlichen Hofes viele Gunstbezeigungen, bewohnte Laxenburg und wurde gewöhnlich bei Hoftafeln den fremden hohen Gästen vorgestellt, mit denen er in eben so gentlemänischer als geistvoller Weise conversirte. Kaiser Ferdinand machte ihn zum Tafeldecker und als solcher konnte er bis zu seinem Lebensende eine Pension genießen. Gullia war nicht nur ein Liebling des Kaisers, sondern auch aller Personen, die mit ihm in Berührung kamen, von höchst gutmüthigem und liebenswürdigem

VII.

Das graue Haus.



Abenteuer im Schönbrunner Parke.

Charakter, so daß er sich von kleinen Kindern, die ihn stets für ihres Gleichen hielten, gerne herumziehen und necken ließ, ja mit ihnen nicht ungern spielte.

Hofzwerg Gullia trat an den Rand des Bassins und betrachtete mit kindlich vergnügter Miene gleichfalls das lebendige Schauspiel zu seinen Füßen. Dann glitten seine Blicke über die bunte Menge, welche das Bassin einrahmte, hin, und trafen dabei auch auf den langen Engländer und seinen vierfüßigen Begleiter.

Die Stirne des kleinen Mannes runzelte sich.

Seit acht Tagen hatte er diesen Engländer und seinen Hund Tag für Tag in den kaiserlichen Parken begegnet und er wurde von ihm auf Schritt und Tritt verfolgt und mit starren Blicken angegafft.

Einmal war es dem kleinen Gullia denn doch zu viel geworden; er war daher stehen geblieben und hatte seinen Verfolger an sich herankommen lassen.

„Good morning, Sir (Guten Morgen, Herr)," begann der Engländer, höflich seinen Hut lüftend.

„Wünsche dasselbe, Herr!" antwortete Gullia in etwas mürrischem Tone. „Ich möchte eine Frage an Sie thun."

„Thun Sie dies thun," antwortete der Sohn des alten ~~lustigen~~ England.

„Seit einigen Tagen," sprach der Zwerg weiter, „kann ich keinen Schritt im Laxenburger oder im Schönbrunner Parke thun, ohne daß Sie mir auf den Fersen sind.

„It is true." (Das ist wahr).

„Darf ich Sie nun um den Grund dieser mich belästigenden Verfolgungswuth fragen?"

„Oh, with pleasure (mit Vergnügen)! Ich Sie bewundere, Sir!"

„Nun, ich fühle mich recht geschmeichelt durch die Ehre, die Sie mir erweisen; aber da Sie mich nun wohl schon hinreichend angesehen haben, so dürfte ich Sie vielleicht doch bitten, mich künftig meine Wege allein wandeln zu lassen."

„O, Sir — Sie nicht bös sein dürfen. Ich Sie sehr bewundern thue; ich niemals hab' gesehen einen Mann, was sein kleiner, als my dog (mein Hund). Sein das nicht wunderbar — very marvellous!"

Gullia's Antlitz erröthete vor Aerger.

„Mein Herr," sagte er im Zorne, „wenn ich auch kleiner bin, als Ihr Hund, so habe ich doch mehr Verstand als Sie."

„Well," sprach der Engländer lachend, „Sie sein sehr ingenious (geistreich), Sir — ah, mir das sehr gefallen — ich wollen sein your friend (Ihr Freund) — ich wollen Sie nehmen mit mir nach England."

„Na, dafür wäre ich Ihnen sehr verbunden," erwiderte Gullia spöttisch; „aber ich ziehe es vor, hier zu bleiben."

„Reden Sie da im Ernst?"

„Im vollen Ernst, das können Sie mir glauben."

„Ay, Jam verry sorry!" (Es thut mir leid), sagte der Engländer kopfschüttelnd, „ich wollten haben gehabt gar so gerne die kleinste Freund und die größte Hund!"

„Begnügen Sie sich einstweilen mit dem letzteren; ich bin kein Freund von Hunden, das weiß ganz Wien."

„O, Sir, meine Dog sein keine gewöhnliche dog, das sein einer Perl', wie Sie können nicht finden einer zweit' auf diesen Welt. Er sein sehr wunderbar — apportir' Alles aus die Wasser — er können viel Künsten —"

„Ich bestreite das nicht; da ich aber wahrscheinlich niemals in die Lage kommen werde, die Dienste Ihres Hundes in Anspruch zu nehmen, so erlauben Sie mir wohl, daß ich bei meinen Ansichten bleibe. Empfehl' mich Ihnen ganz ergebenst."

„Your most obedient servant" (Ihr ganz ergebener Diener), sagte auch der Engländer.

Die Herren grüßten sich mit ceremonieller Artigkeit und schieden.

Diesmal schlug der Engländer eine andere Richtung ein und Gullia glaubte, ihn für immer los zu haben. Am nächsten Tage jedoch fand er ihn schon wieder auf seinen Spuren und so oft er zurückblickte, zog „Mylord" mit freundlichem Lächeln den Hut und der Neufoundländer wedelte zutraulich mit der buschigen Ruthe.

Gullia, der herzige und freundliche Gullia, fing an, Herrn wie Hund zu hassen, daher auch das Stirnrunzeln, als er der Beiden auch heute wieder ansichtig wurde.

Plötzlich gerrieth die, das Bassin umgebende Menschenmenge in lebhafte Bewegung. Alles wendete sich um, dem Schlosse zu — es entstand ein kurzes Wogen und Drängen, und mit einem Male ertönte ein kurzer, halberstickter Schrei, dem ein lautes Klatschen folgte.

Gullia war, da er seiner Kleinheit halber von den Umstehenden, deren Aufmerksamkeit sich anderswohin wendete, übersehen wurde, in das Wasser gestoßen worden.

Wohl wendeten sich Viele aus der Menge um, bei dem Schrei, den der Stürzende ausgestoßen hatte; man rief „Hilfe!“ aber in der ersten Verwirrung dachte Niemand daran, nachzuspringen und den Zappelnden aus der kühlen Fluth zu ziehen.

Schon aber war ihm der Retter erschienen.

Im Momente, wo der Engländer sah, in welcher Gefahr der Zwerg schwebte, löste er die Schnur vom Halse seines Hundes. Mit einem Sprunge war das edle Thier im Wasser, — im nächsten Augenblick hatte es den kleinen Mann am Rockkragen erfaßt und schwamm mit ihm dem Ufer zu.

Eine Minute später hob der Engländer mit freudigem Lächeln den Zwerg auf das Trockene. Der Hund sprang nach.

Da theilte sich die Menge, indem sie ehrerbietig rechts und links zurückwich.

Kaiser Ferdinand mit seiner hohen Gemahlin, dem Gaste und Gefolge erschien mit besorgter Miene in der Oeffnung.

„Ja, was is denn da g'scheh'n, mein lieber Gullia?“ frug er freundlich, mit vergnügtem Lächeln, als er sah, daß sein lieber Zwerg keinen Schaden genommen, „müssen S' denn durchaus alle Tag' Ihr kalt's Bad haben?“

Gullia, der, den rechten Arm zärtlich um den Hals des Neufoundländers geschlungen, dagestanden war, antwortete:

„Halten zu Gnaden, Majestät, diesmal wär's wohl mein letztes gewesen, wenn nicht der schwarze Bursch da mich herausgezogen hätte. Die andern Herrschaften waren ganz und gar mit Euer Majestät beschäftigt.“

Der Kaiser lachte.

„Schau schau,“ sagte er, „da kann Einer ein Unglück anrichten, er weiß gar nicht wie. Na, Gott sei Dank, es is wenigstens gut ausgegangen. Schau'n S' halt, daß S' in andere Kleider kommen, lassen S' Ihnen 'n Hofdoctor hol'n, damit er mir dann meld't, ob Ihnen's kalte Bad nix g'schad't hat. Schau schau, das Hunderl hat Ihnen außerzog'n? Das is ja gar a lieb's, brav's Hunderl.“

Gullia drückte den mächtigen Kopf des Hundes an seine Brust und küßte ihn.

„Ja, Majestät, der war's," antwortete er. „Gestern hab' ich noch nichts wissen wollen von seiner Freundschaft, aber heut' ist sie mir sehr kostbar geworden."

Ferdinand winkte dem Zwerge freundlichst zu und setzte seinen Spaziergang fort.

„Schau, Marianne," sagte er zu seiner hohen Gemahlin, „ich hätt' mir's nit denkt, daß man solche Abenteuer im Schönbrunner Park erleben kann."

Gullia reichte nun dem Engländer die Hand und führte ihn, ohne jedoch den Hund loszulassen, aus dem Gedränge.

„Verzeihen Sie mir, Sir," sagte er in warmem Tone, „daß ich das letzte Mal so unartig mit Ihnen gewesen bin. Heute, wo Ihr Hund mir bewiesen hat, wie Unrecht es ist, selbst auf ein Thier mit Verachtung herabzublicken, heut' mach' ich Ihnen selber den Vorschlag, den ich letzthin wohl ein Bischen schroff zurückgewiesen habe. Sie sollen haben, was Sie damals gewünscht — den kleinsten Freund und den größten Hund."

Das Gesicht des Engländers strahlte vor Vergnügen.

„Sie wollen gehen mit mir nach England?" frug er hastig.

„Das wäre ganz unmöglich; denken S' doch, was möcht' denn meine Frau dazu sagen?

Der Engländer blickte verblüfft auf den Sprechenden.

„Your Lady?" frug er stammelnd. „Sie sind — verheiratet?"

„Und nicht erst seit gestern," antwortete Gullia mit einem gewissen Stolze, „bin sogar Familienvater. Sehen Sie — dort kommt uns meine Frau entgegen. Sie hat gewiß gehört, daß mir was geschehen ist."

Eine schöne, junge, üppig gebaute Frau von ungewöhnlicher Größe kam ihnen mit unruhiger Miene entgegen. Sie eilte hastig auf Gullia zu, beugte sich zu ihm nieder und frug, indem sie ihn zärtlich umfing, in liebevollem Tone, ob ihm der Umfall nicht geschadet habe.

Gullia verneinte lachend, indem er einen herzhaften Kuß auf die frischen Lippen der jungen Frau drückte.

„Ich bin ganz frisch und wohl Tinchen," antwortete er, „und bis ich nur erst die nassen Kleider vom Leibe habe, werd' ich wieder ganz beisammen sein. Hier stelle ich Dir meinen Freund vor, Mylord —"

„Thomas Rawlinson, Esquire," verbesserte der Engländer.

„Sir, Thomas Rawlinson also, und hier" — Gullia zeigte auf den Hund — „meinen Erretter. Sir Rawlinson wollen Sie für den Rest des Tages unser Gast sein?"

„Oh, Sie mir erzeugen zu viel Ehre."

„Sie nehmen also an?"

„With pleasure!" (Mit Vergnügen).

„Tinchen, jetzt schau' zu, daß Du Ehr' aufhebst mit Deinem Hauswesen. Der Herr wollte durchaus den kleinsten Freund und den größten Hund besitzen, mein Stolz besteht darin, daß ich die wirthlichste und beste Frau habe."

In dem linksseitigen und, weil wenig besucht, romantisch stillen Theile des Schönbrunner-Parkes wandelte zu eben der Zeit, in welcher die erzählten Vorgänge sich abspielten, ein junger Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren mit nachdenkender Miene durch die herrlichen Alleen.

Er war hübsch, hatte dunkles Haar, dunkle Augen und einen wohlgeformten Mund. Seine Kleidung war äußerst einfach aber nett, der Rock etwas verschossen, jedoch fleckenlos, der Hut entbehrte des Glanzes der Neuheit, war aber sorgsam geglättet.

Der junge Mann schien arm und war es auch. Er hieß Richard Werner und war Jurist. Er hatte seine Studien mit glänzendem Erfolge absolvirt, nun aber fehlten ihm die Mittel, seine Rigorosen zu machen und sich dadurch den Weg zur Erreichung eines Amtes, das seinem Wissen entsprach, zu bahnen.

Indem er Lectionen gab, war es ihm möglich geworden, seine Studien fortzusetzen und seine arme Mutter, der eine allzukleine Pension nicht einmal das zum Leben Nöthige gab, zu unterstützen. Knapp, sehr knapp war es ihm dabei freilich immer gegangen, und von all' den Freuden und Vergnügungen der Jugend hatte er so gut wie Nichts erfahren, aber ein freundlich dankender Blick aus den Augen der geliebten Mutter entschädigte ihn reichlich für das, was ihm entging, und machte ihn ausharren in dem Kampfe mit den Widerwärtigkeiten der Armuth.

Nun empfand er selbe freilich am Bittersten, wo sie ihn hinderte, mit dem Erlangen des Doctorgrades zugleich Aussicht auf eine Existenz zu gewinnen — nun wollte er manchmal schier verzagen in dem Bewußtsein, daß nur der fehlende leidige Mammon Ursache sei,

daß all' das Wissen, welches er in seiner Studienzeit gesammelt, nun brach liegen müsse.

Richard's Stimmung war natürlich nicht die froheste. Er mied die Plätze, wo die Menge sich drängte und sich laut der Freude überließ, um die einsamen Stellen des Parkes aufzusuchen.

Das Rauschen eines Kleides riß ihn aus seinem Grübeln.

Er gewahrte eine elegant, aber ganz in Schwarz gekleidete Dame, deren Antlitz gleichfalls von einem dichten schwarzen Schleier verhüllt wurde. Sie ging unruhig hin und wieder, blieb stehen, blickte um sich und schien sich offenbar nicht zurecht zu finden.

Werner trat mit abgezogenem Hute auf die Dame zu.

„Gnädige Frau," begann er ehrerbietig, „Sie scheinen irre gegangen — ich bin hier wohlbekannt — darf ich mich als Führer anbieten?"

Die Dame blickte ihn einige Secunden lang schweigend an. Dann antwortete sie mit ungemein wohlklingender, freundlicher Stimme:

„Sie haben Recht, mein Herr; ich bin fremd hier und habe mich verirrt. Meine Begleiterin kam in dem Gedränge, in das wir zufällig und ohne daß wir es wollten, geriethen, von meiner Seite und ich floh in diesen stillen Theil des Parkes, finde nun aber den Ausgang nicht."

Die Dame schien so erschöpft, daß Werner sie bat, vorerst auf einem der nahen Bänkchen etwas auszuruhen, um neue Kräfte zu sammeln.

Sie nickte zustimmend mit dem Haupte, ließ sich von dem jungen Manne zu einer Bank führen und nahm auf derselben Platz. Sie winkte Werner, sich an ihrer Seite niederzulassen.

Er gehorchte mit hochklopfendem Herzen. Die Gestalt der Dame war vom reizendsten Ebenmaß der Formen, die Hand klein, weich und das Füßchen bezaubernd.

„Wir ließen," begann sie nach einer Pause, „unsern Wagen auf dem Marktplatze des Dorfes stehen, an welches dieser Park stößt —"

„In Hietzing."

„Ganz richtig. Dahin wollte ich und konnte den Weg nicht finden."

„Freilich — hierher haben Sie sich der gerade entgegengesetz-

ten Richtung zugewendet. Hietzing liegt dort, jenseits des Plateaus; in weniger als einer halben Stunde ist es zu erreichen."

„Ich wandere schon mehr denn eine Stunde in diesem Wirrwarr von Alleen herum. Die Leute starrten mich verwundert an, doch keinem Einzigen fiel es ein, sich meiner Verlegenheit zu erbarmen — Sie ausgenommen. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür."

Sie sagte das in so liebem Tone, daß Werner ganz bezaubert wurde, und bot ihm die Rechte, die er mit etwas mehr Feuer an die Lippen führte, als für einen gewöhnlichen Achtungsbeweis nöthig war.

Man kam immer mehr in's Plaudern und die Unbekannte verstand es, dem jungen Manne die Geschichte seines Lebens zu entlocken, ohne daß er es wußte, wie er seiner Begleiterin ein treues Bild seiner Leiden enthüllte.

Doch waren es nicht Klagen, in welchen er sich aussprach, sondern die ruhige Schilderung eines Mannes, der den Kampf mit dem Unglück muthig aufgenommen hat.

Die Unbekannte schien auf das Lebhafteste ergriffen von Werner's Rede. Sie erzählte ihm wieder, daß sie von ferne hergekommen sei, Wien zu sehen; sie pries die Schönheit der Stadt und ihrer Umgebung, sprach von der Naturherrlichkeiten, die sie anderwärts gesehen — kurz die Zeit verflog so schnell, daß eine Stunde vergangen war, ehe sie es ahnten.

Werner frug sich wiederholt verwundert, warum die Dame sich nicht entschleiere; nach ihrem Körperbaue, nach dem Wohlklange ihrer Stimme, der Grazie ihrer Bewegungen zu schließen, mußte sie ein Wunder von Schönheit sein.

Aber er war discret genug, das geheime Verlangen seines Herzens nicht merken zu lassen.

Die Dame erhob sich.

Werner desgleichen. Er bot ihr seinen Arm, den sie nach kurzem Zögern annahm.

Der junge Rechtsgelehrte war entzückt von der Liebenswürdigkeit der Unbekannten und die Begierde, ihr Antlitz zu sehen, wurde immer lebhafter. Er schien gleichfalls einen günstigen Eindruck gemacht zu haben — die Art und Weise, wie die Dame zu ihm sprach, ließ dies errathen.

„Gnädige Frau," sprach Werner, als sie langsam durch den

Park schritten, „ich darf es wohl gestehen, daß ich nimmer gedacht hätte, meinen Nachmittag in einer Gesellschaft zu verleben, wie sie das Glück mich finden ließ.“

„Ich kann nicht denken,“ erwiderte die Verschleierte, „daß Ihnen blos um Anbringung eines banalen Complimentes zu thun sei — ich halte Sie für keinen Schmeichler — und darum will ich Ihnen offen entgegnen, daß ich mich für die Angst, welche ich in Folge des Verlierens meiner Begleiterin ausgestanden, reichlichst entschädigt fühle durch die Stunde, welche ich mit Ihnen verplaudert habe.“

Werner erröthete vor Vergnügen.

„Gnädige Frau,“ sagte er mit Wärme, „ich weiß, daß Ihre Herzensgüte das Meiste gethan zu den Worten, welche meine Seele mit Freude erfüllen. Aber ich nehme sie mit stillem Danke hin — sie sollen mir ewig eingedenk bleiben, so wie der ganze kurze Strahl der glücklichen Sonne, die mir heute geleuchtet.“

„Versprechen Sie nicht zu viel. Morgen vielleicht haben Sie Alles vergessen.“

„Ich betheuere das Gegentheil nicht, ich schwöre nicht, daß dem so sein wird, ich antworte Ihnen nur mit einem einfachen, aufrichtigen: Niemals! — Können Sie in meinen Augen lesen, dann müssen Sie sehen, daß es mir Ernst ist mit diesem Worte.“

Die Dame blickte ihn eine Secunde lang fest an, der Glanz ihrer Augen war das Einzige, was selbst der dichte Schleier nicht ganz zu verbergen vermochte.

Dann wendete sie den Kopf zur Seite.

„Sind Sie böse, gnädige Frau?“ frug Werner nach einer kurzen Pause in halblautem, bittendem Tone. „Schien Ihnen, was ich gesagt, zu kühn, dann schreiben Sie dies der Macht des Eindruckes zu, welchen Sie auf mich gemacht haben.“

Ein leiser Seufzer drang durch den Schleier.

„Genug, mein Herr,“ antwortete die Dame in hörbar bewegtem Tone. „Sie kennen nichts von mir, als meine Stimme und die Umrisse meiner Gestalt.“

„Bedarf es mehr! Ihre Stimme klingt süß und mild und vermag das Herz dessen, der ihr lauscht, mit sanftem Zauber zu erfüllen —“

„Und wenn nun mein Antlitz — häßlich wäre?“ frug die Dame plötzlich.

Werner lächelte.

„Häßlich?! Das Wort klingt hart.“

„Häßlich — ich wiederhole es.“

„Wer Ihr Herz erkennen gelernt, wird der vergänglichen Schönheit des Angesichtes wenig Werth beilegen.“

„O, Sie behaupten damit zu viel. Zwar, wenn Sie blos auf jene gewöhnliche Häßlichkeit denken, die landläufig ist, aber dabei immer ihre Abnehmer findet, dann mögen Sie Recht haben. Manches Angesicht ist häßlich, aber es leuchtet irgend ein edles Gefühl aus demselben; ein anderes hat einen pikanten Ausdruck — ich spreche jedoch von Zügen, die aller dieser mildernden Umstände entbehren, die häßlich sind, nichts als häßlich!“

„Gnädige Frau, wollen Sie mir damit andeuten, daß ich nicht verlange, Ihr Antlitz zu sehen?“

„Nein; selbst der kurze Umgang mit Ihnen hat mich gelehrt, daß Sie von kleinlicher Neugierde frei sind.“

„Nicht doch, gnädige Frau,“ erwiderte Werner, „ich will kein Lob aus Ihrem Munde, das ich nicht verdiente. Ich war neugierig, ich trage jetzt noch das lebhafte Verlangen in mir, Ihr Antlitz zu schauen, aber ich bitte Sie nicht, den Schleier zu lüften. Ich will mir, da Sie häßlich sein wollen, Ihr Bild ausmalen von Häßlichkeit, so gut und grell ich es vermag. Dies Bild vor Augen, will ich an Sie denken, an Ihre süße Stimme, an Ihre lieben freundlichen Worte, und ich bin gewiß, daß ein Nimbus des Schönen sich um die häßlichen Züge webt.“

„Nun denn, mein Herr, ich will sehen, ob Ihr Muth so weit reicht, wie Sie sagen. Von heute in drei Tagen will ich Sie hier wieder an dem Orte erwarten, an welchem wir heute zusammengetroffen sind.“

„Wie? Sie wollten das!“ rief Werner voll Entzücken.

„Ich werde kommen,“ sagte die Dame in bedeutungsvollen Tone, „aber — ich bin nicht gewiß, Sie dort zu finden.“

„O, gnädige Frau!“

„Wir wollen sehen. Nun sagen Sie mir Ihren Namen.“

„Richard Werner.“

„Und Ihre Wohnung. Von der Stunde unseres Zusammentreffens will ich Sie brieflich benachrichtigen.“

Richard nannte auch diese.

„Und nun hören Sie noch Eines," fuhr die Verschleierte in bewegtem Tone fort. „Ich bin fast gewiß, daß ich Sie in drei Tagen nicht finden werde; aber ich werde Ihnen darum nicht zürnen, sondern immer mit dankbarer Wehmuth der Stunde gedenken, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebt habe. Ich werde Ihr Fernebleiben beklagen — Sie hören, ich bin aufrichtig — aber ich werde die Schuld nicht Ihnen geben, sondern dem Verhängnisse, das mich seit dem Tage meiner Geburt zur trostlosen Einsamkeit verdammte."

„Ich werde kommen," sagte Werner in entschiedenem Tone.

„Damit allein ist meine Sache nicht gewonnen. Wenn Sie blos kommen, Ihren Muth zu bethätigen, wenn nichts Anderes in Ihrem Herzen Sie aneifert, meinem Rufe zu folgen; — dann bleiben Sie fern. Sie fügten sonst dem Schmerze nur die Demüthigung."

„Ich werde kommen, gnädige Frau," wiederholte Werner, „und nur dem Zuge meines Herzens folgen."

„Versprechen Sie mir das?"

„Ich verspreche es."

Die Verschleierte faßte seine Hand und drückte sie.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, „ich glaube Ihnen."

Man hatte das sogenannte Hietzinger=Thor erreicht und trat nun hinaus auf den freundlichen Marktplatz.

Schon während des Weges durch den Park hatte Werner bemerkt, daß er und seine Begleiterin der Zielpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit waren. Er schrieb dies dem eleganten, und in Folge der Verschleierung etwas geheimnißvollen Aussehen der Dame an seinem Arme zu.

Kaum waren sie aus dem Parkthore getreten, so kam eine ältere, elegant gekleidete Dame auf Richard's Begleiterin zu.

Sie wechselte einige Worte — der Besorgniß von der einen, des Trostes von der anderen Seite — in polnischer Sprache, dann gab die Letztgekommene einem Kutscher, der auf dem Bock eines eleganten Phaetons thronte, einen Wink vorzufahren.

Im nächsten Momente hielt das Gefährte vor den Damen. Die Aeltere stieg ein.

Die Verschleierte bot Richard nochmals die Hand zum Abschiede.

„Leben Sie wohl," sagte sie weich und leise, „ich danke Ihnen. Erwarten Sie mein Schreiben — und wenn Sie auch nicht kommen,

gedenken Sie zuweilen einer Unglücklichen, die ihr Unglück niemals schwerer empfunden, als in diesem Augenblicke!"

Sie wendete sich nach diesen Worten rasch um und sprang mit graziöser Leichtigkeit in den Wagen, der sie im nächsten Momente davontrug.

„Zum Teufel, Freund Werner, wie kommst denn Du zu dieser Bekanntschaft?" tönte es in diesem Momente im Rücken des jungen Studiosus, der noch immer dem Wagen nachstarrte.

Werner wandte sich um.

Zwei Schulcollegen standen vor ihm und sahen ihn halb neugierig, halb verwundert an.

„Zu dieser Bekanntschaft?" stammelte er verlegen. „Hm, was ist besonderes dabei, eine Dame, die sich in dem Alleen-Labyrinthe des Schönbrunnergartens verirrt hat, auf den rechten Weg zu geleiten?"

„Ach, ist das Alles?" sagte der Eine, welcher zuerst gesprochen. „Haha — ich dachte schon, Du wärest auch unter die Millionen-Jäger gegangen!"

„Ich verstehe Dich nicht."

„Hm, — lebst Du denn im Caplande," frug der Zweite, „kennst Du die Dame nicht, mit der Du so stolz durch den Park spaziertest?"

„Wie sollte ich sie kennen, da ich sie heute zum ersten Male sah und sie ihr Gesicht überdies so tief verschleiert trägt?"

„Dank Gott, daß sie's thut," antwortete der Erste. „Ich möcht's nicht sehen, das Gesicht — ich habe genug an der Schilderung. Zum Henker mit den Millionen, wenn —"

„Was soll das immer mit den Millionen?" frug Werner ungeduldig.

„Kennst Du denn die Geschichte nicht?" meinte der Zweite.

„Welche Geschichte?"

„Von der Dame."

„Zum Henker! Nein."

„Es ist — die Dame mit dem Todtenkopf."

„Mit — dem — Todtenkopf!" stammelte Werner erbleichend.

„Und wir meinten, Du wärest einer von Denen, die sie heiraten wollen, weil sie mehrere Millionen im Vermögen hat. Nun weißt Du Alles."

In Werner's Ohr klang ewig und immer das schauerliche Wort: Todtenkopf. Nun verstand er alle Anspielungen, welche die Verschleierte gemacht hatte. Sie wußte, daß er bald erfahren mußte, mit wem er gesprochen, und hielt ihn nicht für stark genug, den Abscheu zu überwinden von dem Gedanken: das Weib, von welchem er sich so angezogen gefühlt, trage im Antlitze die Maske des Todes.

Seine Collegen rissen ihn aus seinen Träumen.

„Teufel," sagte der Eine, „der Todtenkopf hat ihm die Rede verschlagen!"

„Armer Richard!" scherzte der Zweite, „Du meintest wohl, es sei eine Herzogin, die sich Dir in einem glücklichen Augenblicke unverschleiert, als Frau Venus Numero Zwei, präsentiren würde."

„Komm' hinüber zum „Engel", dort bekömmt man das beste Bier in ganz Hietzing; wir wollen unseren Schrecken ertränken."

„Komm' mit, mit der lustigen Studentenzeit ist's ohnedem vorbei. In vierzehn Tagen winken die Rigorosen, dann geht's hinüber in's Philisterthum."

Aber Werner war nicht in der Stimmung, der lustigen Aufforderung seiner Freunde Folge zu leisten. Er riß sich los von ihnen, reichte ihnen zum Abschiede freundlich die Hand und wanderte stumm und nachdenklich der Stadt zu.

Er bestand einen heftigen Kampf mit sich selbst. Der Gedanke, daß sich hinter dem schwarzen Schleier ein Antlitz berge, vor dem selbst der Muthigste zurückbebe, erfüllte ihn mit Schauder; wenn er jedoch der süßen melancholischen Stimme gedachte, die noch nachklang in seinem Ohre, wenn er sich entsann, welch' ein Schatz von edlem Sinne und von tiefem Liebesgefühle aus ihren Worten gesprochen habe, da wich der Schauder, den er empfunden hatte, um einem milderen Gefühle Platz zu machen.

Er brachte die Nacht größtentheils schlaflos zu, immer beschäftigt mit dem Abenteuer, das er erlebt; und als gegen Morgen Morpheus Mohnkörner auf sein Haupt streute, da sah er sich zurückversetzt zu den Füßen der Unbekannten und lauschte mit nie empfundener Wonne den süßen Worten der Liebe, die sie ihm zuflüsterte. Und da bat er sie mit bewegter Stimme: „Lüfte den Schleier und laß' mich Dein Antlitz sehen! Es kann nicht sein, wie die Leute sagen, und die Güte und der Edelmuth Deines Herzens müssen sich wiederspiegeln in Deinen Zügen!" — Da erhob sie die

Hand und langte nach dem Schleier; sie zog die Nadel aus dem reichen, dunklen Haare, die ihn festhielt — im nächsten Momente mußte er fallen — da erwachte Werner.

Er brachte den ganzen Tag in peinlicher Aufregung zu, da er das Schreiben erwartete, welches ihm die Unbekannte versprochen hatte. Es kam nichts.

Am Morgen des nächsten Tages sah er sich ganz unverhofft zum Rector der Universität beschieden.

„Herr Werner," sprach ihn derselbe freundlich an, „ich habe Ihnen eine gute Nachricht mitzutheilen. Ein unbekannter Menschenfreund erlegte vor Kurzem bei uns fünfhundert Gulden, um einem unbemittelten Studenten die Ablegung seiner Rigorosen zu ermöglichen. Da nun Sie sich in diesem Falle befinden, Ihr Fleiß und musterhafte Aufführung von allen Professoren gleich lobend anerkannt wurden, so hat das Collegium beschlossen, diese Summe an Sie auszufolgen."

Werner war starr vor Staunen und Freude.

Als der Rector ihm die schönen, neuen Banknoten auf den Tisch zählte und ihm die Quittung zu Unterschrift vorlegte, da zitterte seine Hand und in der Verwirrung schob er die Quittung in die Tasche und wollte die Banknoten zurücklassen.

Der Rector machte ihn mit freundlichem Lächeln auf den Irrthum aufmerksam, den er im Begriffe war, zu begehen, und mit leichtem Erröthen tauschte Werner die Papiere wieder um.

Nachdem ihn der Rector noch beglückwünscht, entließ er den jungen Mann, der überselig heimeilte, um seine alte Mutter zu benachrichtigen von der unverhofften Hilfe, die ihm geworden.

Es war ein Freudentag, welchen man in der bescheidenen Wohnung feierte, welche Werner mit seinem Mütterchen inne hatte, und heiße Dankgebete strömten empor zum Himmel aus den Herzen der beiden Glücklichen, heiße Segenswünsche für den geheimnißvollen, Großmüthigen Spender.

Die Summe war mehr als hinreichend zur Erlegung der vorgeschriebenen Taxen. Werner konnte auch sein Hauswesen etwas vervollkommnen und sich einige Verbesserungen seiner Garderobe gestatten.

Aber inmitten seiner Freude vergaß er der Verschleierten nicht und brannte vor Begierde, ihr sein Glück mitzutheilen.

Am Abend des zweiten Tages endlich kam der erwartete Brief. Er enthielt nichts, als die Worte:

„Morgen; fünf Uhr Nachmittags. — Werden Sie kommen?"

„Ja — ja!" rief Werner, „ich komme! Ist's mir doch, als wäre mir mit dem Augenblicke, in welchem ich Dich kennen lernte, ein guter Stern am Himmel aufgegangen!"

Zur bestimmten Stunde fand er sich an dem bezeichneten Orte ein. Heute war der Park leer und verwaist; nur hie und da wurde ein einzelner Spaziergänger sichtbar.

Werner ließ sich auf die Bank nieder, auf der er zum ersten Male an der Seite der Unbekannten geruht hatte.

Da sah er sie, in Gesellschaft der Dame, die er damals am Wagen getroffen, herannahen. Er stand auf und ging ihr entgegen.

Die unverschleierte Dame blieb zurück; die Verschleierte jedoch kam mit schlecht verhehlter freudiger Hast auf Werner zu und reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen führte.

„Sie sind gekommen?" frug sie bebend.

„Sie sehen es."

„Nachdem Sie Ihr Herz geprüft haben —"

„Nachdem ich gethan, was Sie gewünscht haben," antwortete Werner mit einem innigen Blicke.

Sie senkte den Kopf.

„Man hat Ihnen gesagt —"

„Nichts davon," fiel er ihr in die Rede. „Ich hörte immer und immer den melodischen Ton Ihrer Stimme, die mich zu sich rief; ich folgte, und die süße Freude, die nun mein Herz durchströmt, ist mein Lohn."

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und zog ihn mit sich fort.

Flüsternd wandelten sie durch die schattigen Laubengänge des Parkes; aus Werner's Züge sprach die ganze Aufrichtigkeit seiner Empfindung.

Er erzählte von dem Glücke, das ihm geworden, daß er nun im Stande sei, seine Zukunft zu begründen und eine Stellung in der Welt zu erringen. Und seine Augen glänzten so freudig und zuversichtlich dabei, daß man sah, wie ernst ihm um die Sache sei.

Und dann lauschte er wieder voll Vergnügen den liebevoll freundlichen Worten, mit denen seine Begleiterin ihrer Freude über das Glück, welches ihm geworden, Ausdruck gab.

Der Abend sank, und noch immer schien es, als hätten sie einander noch nicht Alles gesagt, was in ihrem Herzen lebte.

Ein kühler Lufthauch strich durch den Park und die Begleiterin der Verschleierten hüllte sich fröstelnd in den leichten Shawl.

Endlich stand sie auf, das Paar aufzusuchen, und mahnte zum Scheiden.

„Leben Sie wohl, Richard," flüsterte die Verschleierte beim Scheiden, „auf Wiedersehen!"

„Lassen Sie mich nicht lange auf die Botschaft harren," bat er, „die mich zu Ihnen ruft."

Sie drückte ihm leise die Hand.

„Bald — bald," sprach sie kaum hörbar.

Dann nahm sie rasch den Arm ihrer Begleiterin, und eilte von dannen.

Werner blickte ihr nach, bis eine Wendung der Allee sie seinen Augen entzog.

„Ich liebe sie," murmelte er vor sich hin, „ich darf nicht zweifeln, es ist Liebe, was ich in meinem Herzen empfinde! Mag die Welt spotten oder lachen, wenn sie es erfährt — ich liebe — die Dame mit dem Todtenkopf!"

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Dame mit dem Todtenkopf.

Bevor die sogenante „Dame mit dem Todtenkopf“, sammt allen ihren äußerst sonderbaren Erlebnissen in Wien, in unseren Schilderungen weiter auftritt, müssen wir von den höchst interessanten Damen ähnlicher Art sprechen, welche an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten aufgetaucht sind.

Damen mit abschreckenden Gesichtern — Mißgeburten à la Pastrana dürfen da nicht mitgezählt werden — hat es schon vor einigen hundert Jahren gegeben und beinahe alle waren von dem Gerüchte ihrer Eheluſt und großen Reichthums umwoben. Eine alte Chronik schreibt z. B. schon: „1493 ist in vielen Städten umherzogen eine fremde fürstliche Frau, von wunderlich häßlichem Antlitz, also daß sie einer Nachteule geglichen, die hat wölln einen Gemahl suchen mit ihrem vielen Reichthumb, ist aber nit gelungen.“ Eine andere Chronik aus dem Jahre 1632 bemerkt: „Es soll in diesen Tagen eine Mohrenfürstin aufm Thum (Domplatz) in Glogau angekommen sein, die große Schätze eigens hat, aber eher einem Teufel, denn einem Menschen gleich siehet. Wer sie zur Frau begehrt, soll sie sammt Geld und Gut und Teufelsgestalt bekommen.“ Hier wäre nur zu bemerken, daß diese Dame eine der häßlichsten Mohrinnen gewesen sein mag und die, von Zaubermärchen angefüllte Phantasie für den gehörigen Effect sorgte, um eine in ein Ungeheuer verwandelte Prinzessin darzustellen.

Viel interessanter ist die florentinische Dame, der sogenannte „schöne Todtenkopf“. Es hieß diese Dame Rosaura von Montalban und stand sie im Ganzen viermal vor dem Gerichts=

VIII.



Die Dame mit dem Todtenkopf.

tribunal, stets des unbegreiflichen Verbrechens angeklagt — zu schön zu sein.

Die betreffende höchst interessante Geschichte ist folgende:

Signora Rosaura war von so blendender Schönheit, daß, wenn sie des Morgens am Fenster saß, das Volk auf der Gasse zusammenströmte und so die Wagen und Sänften in ihrem Wege gehindert wurden. Die Kaufleute vergaßen ihre Waaren, die großherzoglichen Officiere ihre Amtspflicht und betrachteten stundenlang nur sie allein. Wenn sie Einkäufe machte, wollten die Kaufleute von ihr keine Bezahlung nehmen, ja sie legten vielmehr all ihr Hab und Gut zu ihren Füßen. Trat sie in die Kirche, so wendeten die Andächtigen ihre Augen vom Altare ab und erlabten sich an ihrem Anblicke. Gar viele Jünglinge, welche nicht so reich waren, um ihre Schönheit zu bezahlen, stürzten sich verzweiflungsvoll in den Arno und jene Edelleute, die durch sie zu Bettlern geworden, mordeten sich endlich ebenfalls.

Ein ganz besonders markantes Beispiel der Gewalt ihrer Schönheit gab einstmal eine große Hungersnoth in der Stadt, wo das Volk, welches an Brod schrecklichsten Mangel litt, in fürchterlicher Aufregung gegen sie war; wußte man doch genau, daß im Palaste Montalban sich die wundervolle Herrin in Milch bade, daß sie die Blumen des Gartens mit süßem Wein begießen ließ, daß sie — während der Hungertyphus aller Orten zahlreichste Opfer wegraffte — täglich die glänzendsten Mahlzeiten gab. Und so konnte man es den Ausgehungerten nicht verdenken, als sie im wüthenden, nagenden Schmerze das Thor des Palastes erstürmten, das Dienstpersonale ermordeten und zuletzt über die Herrin gehen wollten.

Aber — Rosaura trat plötzlich vor die wogende Menge, mit halb aufgelöstem, goldigem Haar, mit dem mit Diamanten besetzten Fächer sich Kühlung zuwehend und der vollste Glanz ihrer unbeschreiblichen Schönheit machte das tobende Volk verstummen. Die Rädelsführer küßten nach der Reihe den Saum ihres Gewandes und zuletzt entfernten sich Alle mit freudestrahlendem Gesichte. Das nach Brod jammernde Volk war vollkommen befriedigt worden durch das himmlische Lächeln Rosaurens.

Was nützte es, daß erbitterte Väter, deren Söhne ihren Reizen zum Opfer gefallen, bereits dreimal die sonderbare Klage gegen sie erhoben: „daß sie zu schön sei“; die Richter hörten diese Klagen

allerdings an, ließen die reizendste aller Sünderinnen vor sich führen, aber — sie mußten endlich einstimmig bekennen, daß die Anklage vollkommen auf Unwahrheit beruhe, denn Rosaura sei tausendmal schöner, als es die anklagenden Väter geschildert.

Allerdings war das dritte Verbrechen ungemein groß; es hatte nämlich der herzogliche Schatzmeister die Schätze des Landes geraubt und dieselben an Rosaura verschwendet. Das konnte denn doch nicht so hingehen und das, mittelst Stimmenmehrheit erzielte und von den Richtern mit abgewendeten Gesichtern gesprochene Urtheil lautete: Es werde Rosaura von Montalban für immer aus Florenz verbannt und vorher ihr schöner Leib gebrandmarkt.

Der zu dieser schreckensvollen Procedur bestimmte Pranger war vor dem Palazzo Pitti aufgestellt — der Platz von einer unübersehbaren Menschenmenge angefüllt, sogar die Dächer der Häuser waren mit Neugierigen überfluthet — man brachte endlich das schöne Weib — der Henker ergriff mit einer Hand das glühende Brandeisen, während er mit der andern Rosaura's Schulter entblößte.

Da aber — als er die glatte, schneeweiße Haut schimmern sah — da flimmerte es ihm vor den Augen. Ganz vergessend, daß er Scharfrichter sei, drückte er — nicht das glühende Eisen — sondern seine brennenden Lippen auf die Schultern der Schönen.

Und — nachdem er diese Selbstvergessenheit mit dem Leben gebüßt — blieb Rosaura frei von jeder Brandmarkung, denn es wollte sich kein Mensch im Reiche finden, der sich bereit erklärte, die blendenden, weißen, runden Schultern zu verstümmeln.

Großherzog Cosimo II., ein friedlicher und milder Regent, befahl, als er die seltsame Geschichte erfuhr, Rosaura zu ihm zu führen. Auch ihn bezauberte ihre Schönheit, und er erließ ihr jede Strafe.

Von dem Momente an durfte Rosaura schön sein, wie sie wollte, sie war vor jeder Strafe sicher, Niemand getraute sich Klage gegen sie zu erheben.

Da kam das Jahr 1621. Cosimo II. starb und dessen Sohn Ferdinand II., kaum zwölf Jahre alt, bestieg den Thron.

Derselbe hatte einen Freund, der etwas älter war, als er; es war dies der berühmte Maler Lorenzo Frascati aus Padua, den er sofort nach seinem Regierungsantritte zu sich rufen ließ, um

mit seinem Jugendfreunde und Günstlinge sein Glück und seine Macht zu theilen.

Eine Weile ging die Sache gut und Frascati, ein lustiger aufgeweckter Jüngling, vermochte fast immer durch seine drolligen Einfälle die trübe Stimmung des Herzogs zu verscheuchen.

Aber auf einmal fing er an, selbst recht ernst und nachdenkend zu werden; von Scherzen war nichts mehr zu hören, ja es mußte sogar nun der Herzog den Erheiterer seines Freundes spielen.

Um ihn ganz besonders zu zerstreuen, ließ Ferdinand am Ufer des Arno eine neue Capelle errichten, worauf er seinen Freund bat, dieselbe nach seinem Gefallen auszumalen. Wußte er doch, es sei Arbeit das beste Mittel, um Trübsinn bannen zu helfen.

Frascati war sehr fleißig, blieb vom frühen Morgen bis spät Abends bei seiner Beschäftigung und wenn er je einmal ausging verschloß er stets die Thüre hinter sich, damit sein Werk ja von Niemand vor dessen Vollendung gesehen werde.

Als aber einmal Frascati gar drei Tage nacheinander in der Kirche blieb, ohne daß er herauskam, oder Jemand zu sich hineinließ, somit er drei Tage und drei Nächte ohne Speise und Trank zu genießen daselbst verweilte, da wurde man besorgt und hinterbrachte die Nachricht dem Herzoge.

Sofort eilte er selbst dahin. Mehrmals klopfte er an, ohne Antwort zu erhalten, worauf er die Thüre einbrechen ließ.

Aber, welcher Anblick bot sich ihm dar?! In allen Gemälden ohne Ausnahme begegnete ihm eine und dieselbe zauberische Frauengestalt, wenngleich unter den verschiedensten heiligen Gestalten — das Portrait Rosaurens.

Und in der Kanzel, den starren Blick von einem der Gemälde zum andern wendend, dabei blödsinnig lächelnd, saß der Maler Frascati — wahnsinnig!

Nun ließ der Großherzog den Mörtel von den Mauern lösen, die Capelle neuerdings einweihen und dann sperren; Rosaura jedoch mußte vor seinem Richterstuhle erscheinen. Es war dies das vierte Mal, daß sie vor Gericht stand.

Aber der vorsichtige Herzog hatte die Richter zu schützen gewußt. Ihr Körper war von einem langen, bis zur Ferse herabwallenden Mantel, dessen Kappe bis zur Stirne heruntergezogen war, umhüllt und deren Gesicht — mit einer Larve in Gestalt eines Todten-

kopfes bedeckt. Diese schreckhafte Larve, so wie die Todtenhülle brachten eine unbeschreiblich schaudererregende Wirkung hervor.

Das Verhör begann.

„Bist Du," fragte der Richter, „dieselbe Rosaura von Montalban, welche mit ihren verführerischen Reizen schon so viele Leute, junge und alte, berückt hat?"

„Ich bin dieselbe," erscholl es dumpf aus der Maske hervor.

„Und ist auch dies wahr, daß Jeder, der Dich betrachtet, durch Deinen Blick wahnsinnig gemacht wird?"

„So ist es."

„Ohne Zweifel," fuhr der Richter fort, „ist Dir die Zahl all' der Unglücklichen bekannt, deren Leben Du vergiftetest, deren unnatürlichen Tod Du herbeiführtest?"

Die Todtenmaske schluchzte — wenigstens hallte hohl und dumpf die weinerliche Stimme aus der starren Kinnlade hervor, aber es rannen keine Thränen aus den leeren Augenhöhlen.

Endlich fällte der Richter das gräßliche Urtheil, welches folgender Art lautete:

„Du wirst Dein ganzes Leben lang vom Sonnenlichte und den Menschen abgeschlossen bleiben und Deine Tage in einer einsamen Zelle vertrauern. Da ferner zu befürchten ist, daß Dein zauberischer Blick, Dein dämonisches Lächeln Deine Kerkermeister bestechen, so wirst Du, so lange Dir noch zu leben vergönnt ist, diese Todtenmaske tragen, damit Du, statt Liebe, bei Jedermann Grauen und Abscheu erregst, der auf Dich schaut. Den Schlüssel zur Maske behalten aber wir."

Ueber die Empfindungen, welche sich bei Verkündigung dieses Urtheils auf Rosaurens Antlitz ausdrückten, konnte Niemand Auskunft geben, denn der „Todtenkopf" blieb bleich und unbeweglich.

Da kam das Jahr 1670, in welchem Großherzog Ferdinand II. von Toskana starb. Sein Nachfolger Cosimo III. erließ bei seiner Thronbesteigung eine allgemeine Amnestie für alle Gefangenen seines Staates ohne Ausnahme und nun stieg die Frau mit der Todtenmaske aus ihrem lebendigen Grabe hervor. Die Maske wurde sofort von ihrem Kopfe genommen — man erblickte ein todtenbleiches, welkes Gesicht mit eingefallenen Augen und runzeliger Haut, welches fast der abgenommenen Maske selbst glich. Es waren dies

die Reste jener einstigen wunderbaren Schönheit, welche sich Frau Rosaura von Montalban nannte.

Zwei Jahrhunderte verflossen nun, ohne daß von irgend einer ähnlichen Dame die Rede gewesen wäre. Erst im Jahre 1829 trat in London ein Taschenspieler auf und zeigte öffentlich ein lebendiges, furchtbar anzuschauendes Wesen, eine — Dame mit dem Schweinskopf, genannt auf englisch pig-facet-lady. Sie war geschmückt mit einem strahlenden Diademe von falschen Diamanten, einer Art Turban mit falschen Perlen, überdeckt mit Flittern, Rauschgold und Federn, ein Paar funkelnde Ohrringe in den Ohren und mehrere Perlenschnüre um den Hals und der sittsam verschleierten Brust geschlungen. Zur Bedienung hatte sie einen Pagen, einen verwachsenen Zwerg mit einem höchst grotesken Gesichte, der viel dazu beitrug, das Publicum zu unterhalten und den Schrecken zu bannen, welchen der Menge das Grunzen und die furchtbaren Gesichter der Dame verursachten. Das Ungeheuer rollte oft gar wüthend die Augen, zeigte die ungeheuren scharfen Zähne und es war unzweifelhaft, daß sie gerne über ihren Pagen hergefallen wäre, um ihn zu verschlingen.

Durch eine Woche waren die Einwohner Londons von dem absonderlichen Schauspiele erbaut und stritten über die Herkunft der entsetzlichen Dame, wobei man schließlich aufrichtig gestehen mußte, man wisse nicht, in welche Klasse der Naturwissenschaft dieselbe eingereiht zu werden verdiene. Plötzlich jedoch wurde das Geheimniß entschleiert.

Eines Tages hielt die „Prinzessin mit dem Schweinskopf", wie sie auch genannt wurde, ihren gewöhnlichen Triumphzug durch die Straßen Londons, als der Zwerg plötzlich vom Wagen sprang und in das Polizeibureau von Union-Hall lief, um gegen seinen Herrn zu klagen. Er gab an, nur 3 Schillinge wöchentlich Lohn zu erhalten, laut Vertrag nebstbei ordentlich gekleidet und genährt werden zu sollen, welche Bedingungen aber nicht eingehalten würden. Man lasse ihn wie die „Prinzessin" fasten und letztere sei stets so hungrig, daß sie ihn selbst gerne verzehren würde. Diese Dame sei weiter nichts, als ein glattrasirter Bär, den der Taschenspieler Stephenson durch Nadelstiche und andere Quälereien zu allerlei Grimassen zwinge. In Folge dieser Inzicht und nachdem sich die Wahrheit derselben herausgestellt, wurde die „Dame" nebst deren Führer des Landes verwiesen.

Seitdem hatte die Welt wieder eine Weile Ruhe vor den „Todtenkopf-Damen", bis zu Anfang der Vierziger-Jahre abermals das gespensterhaft-tolle Gerücht, und zwar zuerst in Berlin, zu rumoren begann. Es hieß, die Dame sei ursprünglich eine Engländerin, bald darauf wurde sie eine Amerikanerin, dann eine griechische Gräfin, oder eine walachische oder polnische Fürstin. Uebereinstimmend blieb aber der immense Reichthum, der Todtenkopf und ein Leichengeruch, den sie stets um sich verbreitet haben soll. Wie sie zu letzterem gekommen, darüber gab es verschiedene Versionen. Die Mutter wäre mit der Unglücklichen in guter Hoffnung gewesen, als der auf Reisen befindliche Vater starb. Die liebende Gattin eilt ihm nach, um ihn noch einmal zu sehen, er liegt jedoch schon unter der Erde. Nun läßt sie ihn ausgraben und der Anblick des bereits halbverwesten Körpers übergeht auf das Kind, welches sie unter dem Herzen trägt. Eine zweite Version meldete, daß ihr Vater ein Plantagenbesitzer und äußerst grausamer Mann, eine Negerin, wegen eines kleinen Fehlers habe an einen Pfahl binden und zu Tode peitschen lassen. Es geschah dies in Gegenwart seiner schwangeren, weinenden auf ihren Knieen um Gnade für die Arme flehenden Gattin. Der Barbar habe aber sein Weib gezwungen, das gräßliche Schauspiel bis zu Ende zu sehen und das Kind erhielt das Gesicht der in entsetzlichen Schmerzen sterbenden Negerin.

Wir haben bereits an anderer Stelle von der thatsächlichen Erscheinung einer solchen Dame gesprochen und es erübrigt uns nur noch eine Scene zu schildern, welche am nächsten Tage stattfand, wo das Rendezvous mit Richard Werner im Schönbrunner Parke stattgehabt.

Der berühmte Operateur Doctor Dieffenbach war in Wien anwesend und wohnte im Hôtel „zur Stadt London" am alten Fleischmarkt.

Da traten zwei Fraueu ein und die eine, welche ihr Antlitz dicht verschleiert trug, warf sich schluchzend zu den Füßen des berühmten Arztes. Sie entfernte den Schleier und Dieffenbach erkannte dieselbe Dame mit dem todtenkopfähnlichen Antlitze, welche er bereits in Berlin als unheilbar abgewiesen.

Es würde zu weit führen, alle die Beweggründe aufzuzählen, mit welchen sie ihr inständigstes Flehen unterstützte; Dieffenbach

war tief erschüttert, aber er mußte abermals gestehen, daß er es nicht wage, eine Operation vorzunehmen.

„Fürchten Sie für mein Leben?“ frug endlich die Dame in ruhiger Entschlossenheit sich erhebend.

„Ja. Die Operation wäre auf Leben und Tod und läßt den Erfolg sehr bezweifeln.“

„Nun denn, Herr Professor, so schwöre ich Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, daß ich noch heute meinem Leben ein Ende mache, wenn Sie nicht den Versuch wagen, mich zu operiren.“

„Wissen Sie aber auch, welche Schmerzen sie auszustehen haben werden, wie ich mit dem scharfen Messer werde in ihrem Gesichte wühlen, und endlich — setzen wir den günstigen Fall, Sie entgehen der Todesgefahr — glauben Sie, daß Sie mehr erzielen, als höchstens ein minder entstelltes Gesicht und den einzigen Erfolg nur mehr häßlich, wenn auch nicht abschreckend zu sein? Sie verzeihen wohl, daß ich eine so ungeschminkte Sprache führe, aber in Ihrer Lage ist sie heilige Pflicht für mich.“

„Mag geschehen was immer,“ rief die Dame; „ich bleibe bei meiner Bitte — operiren Sie mich. Ich beschwöre Sie darum, denn so will ich nicht einen Tag mehr leben!“

„Nun also — bereiten Sie sich vor darauf. Ich willige in Ihr Begehren und werde Alles aufbieten, um Sie zu retten.“

Die Unglückliche entfernte sich unter Dankesthränen, neue Hoffnung im Herzen.

Wird Wien bald keine „Dame mit dem Todtenkopf“ in seinen Mauern beherbergen?

Wir werden es sehen.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt.

Druck v. Jos. Stöckholzer v. Hirschfeld.